Reiſen eines Franzoſen,

oder

Beſchreibung der vornehmſten Reiche in der Welt,

nach ihrer ehemaligen und itzigen Beſchaffenheit;

in Briefen an ein Frauenzimmer

abgefaſſet

und herausgegeben

vom

Hrn. Abte Delaporte.

Sechster Theil.

Mit Churfürſtl. Sächſ. gnädigſter Freyheit.

Leipzig,

bey Bernh. Chriſt. Breitkopf u. Sohne.

1771.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der 67. Brief.

Japan.

Nach einer Schiffahrt von etlichen Tagen entdeckten wir die vorderſten Inſeln von Japan, Gotho genennet, welche blos mit Ackersleuten beſetzet ſind. Bey unſerer Annäherung mußten wir dem Schiffs=Capitain unſere Gebeth=Bücher, und übrigen Andachts=Zeichen, ſo wie das Geld, welches wir etwa noch aus Europa bey uns hatten, einhändigen. Es wurde über das, was einem jeden zugehörete, ein Verzeichniß gemachet, alles aber in einen alten Kuffer gethan, um es vor den Japanern zu verbergen. Dieſe Vorſicht iſt um ſo viel nö-

thiger, weil man bey allen Ankommenden ſcharf unterſuchet, ob ſie etwa unter ihren Kleidern Roſenkränze, Bücher, Bilder, oder Geld haben, worauf das Zeichen des Kreu-zes, oder das Bild eines Heiligen, ſteht. Der-gleichen Merkmale von Religion bey ſich zu führen, wäre ein Verbrechen, das an dem Leben geſtrafet würde.

Wir lieſen endlich in einem Haven ein, der mit hohen Bergen, Inſeln, und Felſen um-geben, und daher vor Winde und Wetter ge-ſichert war. Es war der berühmte Haven von Nangaſaqui, in demjenigen Theile der Inſel Ximo, der Europa am näheſten und bekannteſten iſt. Achtzehn kleine Japaniſche Schiffe kamen uns entgegen, und begleiteten uns bis zu dem Holländiſchen Kauf-Hauſe, mehr um auf uns Acht zu haben, als uns Ehre zu erweiſen. Zwey obrigkeitliche Perſonen, mit Unter-Bedienten, Dollmetſchern, und Sol-daten, begaben ſich auf unſer Schiff, und forderten das Verzeichniß der Schiffsladung, den Namen der darauf befindlichen Perſonen, ihr Alter, Stand, Vaterland, und Bedie-nung. Ich gab mich für den Wundarzt des Schiffes aus, und hatte die Erlaubniß, mich einen Holländer zu nennen. Man befragte uns

wegen

wegen der Abſicht unſerer Reiſe, und ſchrieb unſere Antwort auf. Hernach las man uns die Polizey-Ordnung vor, die wir während unſeres Aufenthaltes beobachten ſollten; und ſie wurde ſo wohl auf unſerm Schiffe, als in verſchiedenen Gegenden der Inſel öffentlich angeſchlagen. Dieſe beſaget unter andern, daß kein Holländer ſich von ſeinem Schiffe entfernen darf, um in oder aus der Stadt zu gehen, ohne eine ſchriftliche Erlaubniß eines Japaniſchen Beamten zu haben; dieſer aber muß ſolche jedesmal, daß man von einem Orte an einen andern gehet, erneuern. Wenn der Abend herankommt, werden alle Holländer, nach dem einer nach dem andern gezählet worden iſt, durch die zu Unterſuchung der Schiffe verordneten Commiſſarien in ihr Haus eingeſchloſſen; und des Morgens wird dieſe Vorſicht und Unterſuchung wiederholet, um zu ſehen, ob jemand entwiſchet ſey.

Etliche Tage nach unſerer Ankunft beſtimmten die Commiſſarien die Zeit und Weiſe, wie die Waaren ſollten ausgeladen werden. So wie man ſie herbeybrachte, wurden ſie beſichtiget; man verglich ſie mit dem darüber eingegebenen Verzeichniße, und machte von jeder Gattung etliche Ballen auf, um zu ſehen,

ob ſie mit ſelbigem übereinkämen. Alsdenn wurden ſie in den Magazinen der Holländiſchen Compagnie verſchloſſen, die Commiſſarien behielten die Schlüſſel, und an die Thüre drückten ſie ihr Siegel. Hier blieben die Waaren ſo lange, biß es der Regirung gefällig war, die Zeit des öffentlichen Verkaufes anzuordnen. Nach angeſetztem Tage ſchlug man das Verzeichniß der Waaren öffentlich an, und ſie wurden in einem großen dazu beſtimmten Gebäude an die Meiſtbietenden verkaufet.

Unſer Factor iſt gegenwärtig mit den Anſtalten ſeiner Reiſe nach Jedo beſchäfftiget. Ich meines Ortes, Madame, wende die wenige Freyheit, welche mir die Japaner laſſen, an, ihre Gemüths-Beſchaffenheit kennen zu lernen, ihre Gebräuche zu unterſuchen, hauptſächlich aber die Stadt Nangaſaqui, wo ich mich itzt aufhalte, fleißig zu durchwandern. Sie beträgt ohngefähr drey viertel Stunde in der Länge, und eben ſo viel in der Breite. Ihr Aufnehmen hat ſie den Portugieſen zu danken. Als ſelbige Beſitz davon nahmen, war ſie ein bloſes Dorf, wo die Portugieſen die erſte Niederlage ihrer Handlung anlegten. Erſt von dieſer Zeit an, ſah man eine

eine große Menge fremder Schiffe in ihrem Haven ankommen. Selbſt die Japaner, durch Hoffnung des Gewinnſtes angelocket, kamen und ließen ſich daſelbſt nieder. Nangaſaqui kam dadurch empor, und wurde eine der blühendeſten Handelsſtädte von Japan. Als die Portugieſen hernach aus dem Reiche vertrieben wurden, verlor die Stadt viel von ihrer Größe; und heut zu Tage iſt ſie nur mittelmäßig bevölkert. Die Einwohner ſind mehrentheils Handwerksleute, oder Tagelöhner, und man ſieht wenige Kaufleute. Unterdeſſen iſt dieſer Haven noch itzt der Sammelplatz aller derer, denen erlaubet wird, in dieſes Land zu handeln. Auf den Gipfel der herumliegenden Berge, ſind Wach-Häuſer angeleget, um der Obrigkeit von allem, was auf dem Meere vorgeht, Nachricht zu geben. Das Ufer wird durch verſchiedene Bollwerke beſchützet; und die Seite nach der Stadt iſt mit Tüchern umſpannet, damit die ankommenden Fremden die Anzahl der Truppen und des Geſchützes, die man unterhält, nicht ſehen können.

Nangaſaqui hat keine Mauern: die Gaſſen ſind enge und unordentlich, der Boden iſt ungleich, die Häuſer ſind niedrig und von nicht

ſonderlichem Anſehen; doch ſind ſie reinlich, und ihre innere Abtheilung iſt ſehr bequem eingerichtet. Sie haben nur ein Erd-Geſchoß, oder höchſtens noch ein Stockwerk darüber, das nicht bewohnet, ſondern zu Niederlagen gebrauchet wird. Hier, wie in China, ſieht man keine Fenſter auf die Gaſſe heraus; an der vorderen Seite der bürgerlichen Häuſer iſt gemeiniglich nur der Eingang angebracht. Bey den Kauf- und Handwerksleuten iſt überdieß noch ein Laden, wo ſie arbeiten, oder ihre Waaren auslegen. Dieſe Häuſer ſind von Holze, mit Leimen beworfen, und mit Bretern gedecket: zuweilen iſt eine Leinwand darüber gezogen, und mit Kalche überſtrichen. Die Zimmer beſtehen aus Verſchlägen, die jeder einrichtet, wie er will; die Fenſter ſind von Papiere, und wenn man dem ganzen Hauſe friſche Luft geben will, nimmt man die Verſchläge weg, und öffnet die Fenſter. Die Fußböden und Decken ſind von Cedern- oder Tannen-Holze: auf erſtere werden Fußdecken gebreitet, letztere aber mit goldenen oder ſilbern Papiere überzogen. Die Fußdecken dienen zugleich ſtatt des Bettes und der Stühle; oder beſſer zu ſagen, die Japaner haben weder Stühle noch Betten, noch einige

andere

andere Art von dergleichen Bequemlichkeit. Sie ſind gewohnet, auf der Erde zu ſitzen, wie die meiſten Aſiatiſchen Völker, und auf Teppichen zu ſchlafen. Das Innere des Hauſes, die Fenſter, Thüren, und etwa vorhandenen Treppen, werden gemalet und lackiret, und alles mit einer ungemeinen Reinlichkeit unterhalten.

Einige **Gebäude** in Nangaſaqui ſind merkwürdig; als, die Zeughäuſer, die Tempel, und der Statthalter Paläſte, die einen anſehnlichen Umfang haben, und über die ganze Stadt hervorragen. Die **Tempel**, welche theils den alten einheimiſchen Göttern geweihet ſind, theils fremden Götzen, derer Verehrung aus den benachbarten Ländern eingeführet worden iſt, ſind hier ſehr zahlreich: ſie ſind wohl gebauet, und nicht allein zu ihrem Götzendienſte, ſondern auch zu öffentlichen Luſtbarkeiten beſtimmet. Sie werden von weitläuftigen **Gärten** umgeben, worinnen noch andere Gebäude, außer denen wo die Götzen ſtehen, angeleget ſind. In dieſen Gebäuden, und in denen ſie umſchließenden vortreflichen Luſtplätzen, iſt es, wo die Spiele und die feyerlichen Feſte gehalten werden. Die **Holländer** bewohnen eine kleine an dem

Haven gelegene Inſel, wo ſie ſo gut als ein=geſchloſſen ſind. Dieſe Art von Gefängniße hat nur ſechs hundert Fuß in der Länge, und zwey hundert in der Breite. Den Schiffen aus der Stadt iſt verboten, daſelbſt anzulanden; man könnte nicht mehr Aufſicht brauchen, wenn man Miſſethäter bewachte. Die Chineſer, die eben ſo eingeſchränket ſind wie die Holländer, haben ihre Wohnungen auf einer Anhöhe, in einem jenem gerade entgegen gelegenen Quartiere. Es iſt mit einer Mauer umgeben, woraus ſie ohne beſondere Erlaubniß der Obrigkeit nicht gehen dürfen.

Unerachtet die Japaner mistrauiſch und zurückhaltend ſind, ſollten Sie wohl glauben, Madame, daß ich mir, durch Höflichkeit und gefälliges Bezeigen, vieler ihr Zutrauen erworben habe. Ich kenne keine Nation, welche die Merkmale der Hochachtung mehr empfindet, und wo ſie nichts zu befürchten glaubet, ſich mit beſſern Herzen der Freundſchaft überläßt, als dieſe. Außerdem machet ſie der lange Umgang mit den Holländern weniger ſchüchtern, und mehr geſellig. Unter dieſem Namen habe ich mich ohne Zweifel des Vortheils zu erfreuen, daß ich mit Leuten vertraut leben kann, derer Bekanntſchaft ich für un=

möglich

möglich hielt: ja ſo gar ihre Prieſter, (Bonzen,) thun mir die Ehre, mich in ihrer Geſellſchaft zu leiden. Die Religion iſt das meiſtemal der Gegenſtand unſerer Unterhaltung, und wir haben uns zuſammen ſehr oft über die Japaniſche ganz frey erkläret. In dieſem Reiche ſind dreyerley Religionen eingeführet. Die erſte, welche als die reineſte Lehre angeſehen wird, heißt Sintos: ſie hält über die Verehrung der alten Götter des Landes, die, nach der Meynung des Volkes, Japan viele Millionen Jahre beherrſchet haben. Die zweyte wird Budsdo genennet, und beſteht in der Anbethung der fremden Götzen. Sie wurde zu Anfange unſerer chriſtlichen Zeitrechnung auf dieſen Inſeln eingeführet. Die dritte, Siuto genennet, iſt ein neueres Lehrgebäude, das auf das bloße Licht der Vernunft gegründet iſt, und die Ausübung der Tugend zu ſeinem einzigen Vorwurfe macht, ohne ſich um den Dienſt einer Gottheit zu bekümmern.

Die Religion, Sintos, iſt ein Geheimniß für das Volk: die Prieſter vertrauen es nur ihren Schülern, und dieſe, wenn ſie es erlernen, verbinden ſich eidlich, es nicht zu offenbaren. Es betrifft dieſer Eid hauptſächlich

den

den Urſprung der Welt, der in Japan, wie anderwärts, ein geheimnißvoller Gegenſtand iſt. Die Geſchichte der erſten Zeiten enthält nichts als die Erzählung des Streites, den die Götter mit Rieſen, mit Drachen, und anderen die Erde verwüſtenden Ungeheuern gehabt haben. Viele Städte und Dörfer des Reiches haben von dieſen in ihrer Gegend vorgefallenen merkwürdigen Thaten ihren Namen erhalten. Man behält in den Tempeln die Schwerde und Waffen dieſer Götter oder Helden auf, weil ſie ſich durch ausnehmende Thaten berühmt gemacht haben, von dem aus Ehrfurcht gerührten Volke aber hernach ſind vergöttert, und ihnen zu Ehren Altäre aufgerichtet worden. Daher kommt die große Anzahl Gottheiten, welche von den Sintoiſten in verſchiedene Claſſen eingetheilet, und unter den Namen unſterblicher Geiſter angebetet werden. Sie ſehen dieſe Helden nicht nur als die Schutz-Götter der Nation an, ſondern auch als die Stiffter des Reiches, und als ihre erſten Könige. Die Geſchichte dieſer Götter macht einen der wichtigſten Artikel in der Japaner Theologie aus.

Nur dem Dairi, dem allgemeinen Oberhaupte der Japaniſchen Geiſtlichkeit, kommt es

zu,

zu, berühmte Männer in die Zahl der Heiligen zu verſetzen. Es geſchieht dieß von Zeit zu Zeit mit gewiſſen Perſonen, die er dieſer Ehre würdig hält, es ſey nun in Anſehung ihres geführten heiligen Wandels, oder wegen der Wunderwerke, die man ihnen zuſchreibt. In ſolchem Falle erlaubt er dem Volke, ſie anzurufen, und ihnen Tempel zu bauen. Die Ceremonie der **Vergötterung** geſchieht mit großer Zurüſtung, und man beſtimmet dem neuen Gotte die Art von Macht, die er über die Sterblichen ausüben ſoll. Da die Anzahl dieſer Gottheiten alle Tage größer wird, auch keine neue entſteht, der man nicht eine Pagode erbauete, ſo iſt keine Stadt, wo man nicht eben ſo viel Tempel und Kapellen, als andere Häuſer ſieht. Der Gewohnheit gemäs werden die Gebeine und Waffen des Gottes, und die Arbeit, die er bey ſeinem Leben mit eigener Hand verfertiget hat, in einem Kaſten verwahret. Der Dairi hat nicht allein die Macht, Götter zu machen, ſondern er ſelbſt iſt den Sintoiſten ein Gegenſtand der Verehrung und Anbethung. Weil man glaubet, er ſtamme von den alten Gottheiten der Nation in gerader Linie ab, und habe alle Tugenden und herrliche Eigenſchaften ſeiner Vorfahren

fahren geerbet, ſo hält man ihn für ihr lebendes Ebenbild, und erweiſet ihm ohngefähr gleiche Ehre. Man bildet ſich ſo gar ein, die Götter des Landes hätten eine ſo große Hochachtung für ihn, daß ſie mit ihm einen geheimen Umgang unterhielten, und ſich zur Pflicht rechneten, ihn alle Jahre einmal, im Monate November, oder December, zu beſuchen. Die Japaner nennen dieſe Zeit, den Monat der Ankunft und des Beſuches der Götter: ſo wie die Chriſten in eben dieſer Jahreszeit den Advent, das iſt die Zukunft des Heilandes der Welt, zu feyern pflegen: oder wie die Alten, welche glaubeten, daß ihre Götter jährlich nach Ethiopien kämen, und zwölf Tage daſelbſt blieben. In allen Städten ſelbiger Gegend, und in ganz Egypten, war man zu ſolcher Zeit in Bewegung: man ſah nichts als Umgänge, und Wallfahrten, wobey die Bildſeulen der Götter im Triumphe getragen wurden. Die Japaner thun das Gegentheil; ſie ſchließen ihre Tempel zu. Sie bilden ſich ein, der Himmel ſey leer, und die ganze himmliſche Hofſtatt komme in dieſem Monate herunter, bey ihrem allgemeinen höchſten Prieſter zu reſidiren; der auch während dieſer Zeit nicht unterläßt, offene Tafel zu halten, um ſie zu bewirthen.

Die

Die **Sintoiſten** glauben keine Wanderung der Seelen; unterdeſſen enthalten ſie ſich, Thiere, die dem Menſchen nützlich ſind, zu tödten, und zu eſſen: ſie ſehen als eine Grauſamkeit und Undank an, ſie zu vernichten. Von der Unſterblichkeit der Seele, und in Anſehung eines künftigen Zuſtandes von Glückſeligkeit oder Unglückſeligkeit haben ſie einige Begriffe, jedoch ohne davon ſonderlich gerühret zu ſeyn: ihre Hoffnung oder Furcht ſchränket ſich auf die Vortheile, oder Beſchwerlichkeiten dieſes Lebens ein. Sie glauben eine Zukunft, verwerfen aber die Hölle. Ihrer Meynung nach, kommen die Böſen wieder auf die Welt, um ihre Sünden zu büßen. Keine Religion iſt gelinder und ruhiger als die ihrige: ſie verwirft alle Bezähmung, als den Göttern unangenehm, welche lieber ſehen, daß ſich die Menſchen vergnügen, und den Ergötzlichkeiten überlaſſen. Die einzige Bemühung der Sintoiſten iſt, in der Welt glücklich zu ſeyn: und dennoch hat ihre Religion in Japan die wenigſten Anhänger. Sie beobachten geſetzliche Ceremonien, davon der gröſte Theil die Reinlichkeit des Leibes betrifft. Dieſe Reinlichkeit beſteht hauptſächlich darinnen, daß man ſich nicht mit Blute beſudele,

kein

kein Fleiſch eſſe, und keinem todten Körper zu nahe komme. Wer ſich einer dergleichen Unreinigkeit ſchuldig weis, der kann in keinen Tempel gehen, und keinen heiligen Ort beſuchen, ohne zu ſündigen. Wenn jemand einen Tropfen Blut auf ſeine Kleider fallen läßt, der iſt ſieben Tage unrein. Der Tod eines Verwandten verunreiniget, und ſolches zu büßen, erfordert es mehrere oder wenigere Zeit, nachdem der Grad der Verwandtſchaft nahe iſt. Derjenige, welcher gewiſſer zahmer Thiere Fleiſch ißt, muß ſich auch reinigen. In dieſer Religion kennet man keine anderen Teufel, als die Seelen der Füchſe; denn dieſe Thiere thun in Japan großen Schaden. Dieſe Meynung mag dem Jeſuiten Bougeant zu ſeiner Lehre, von den Seelen der Thiere, Gelegenheit gegeben haben.

Die Feyer **feſtlicher** Tage iſt ein anderer weſentlicher Punct der Religion der Sintoiſten. Dieſe Tage ſind vornehmlich den Beſuchen und Höflichkeits-Bezeigungen unter guten Freunden gewidmet; denn die Japaner haben von ihren Feſten nicht leicht mehr als die Ergötzlichkeiten beybehalten. Man hält zwar in den Tempeln einige Umgänge, allein der gröſte Theil des Tages wird mit Beſuchen, Gaſtge-

Gaſtgeboten, und Luſtbarkeiten zugebracht. Sie haben drey Feſte, welche alle Monate wiederkommen, andere aber größere, welche fünfmal im Jahre mit großer Feyerlichkeit begangen werden. Das Neu-Jahres-Feſt dauert verſchiedene Tage; während ſelbigem machet man einander, wie in Europa, Glückwünſchungen und Geſchenke. Das Jahr fängt ſich an mit dem Neumonde, der nach dem fünften Februar folget, zwiſchen dem kürzeſten Tage und dem Anfange des Frühlinges: dieſer Tag iſt alſo ein bewegliches Feſt, wie bey uns Oſtern.

Es giebt noch ein anderes Feſt, das hauptſächlich ein Tag der Freude iſt für die jungen Mägdgen; ein anderes für die jungen Knaben; ein drittes für die Kinder; und ein viertes, das dem Schmauſen, Spielen, Tanzen, und Schauſpielen gewidmet iſt. Freude, ausgelaſſenes Weſen, und Lüderlichkeit, dauert alsdenn viele Tage. Jeder bemühet ſich ſeine Bekannten zu bewirthen; ja die Fremden, und die gleichgültigſten Perſonen werden zu dieſen Gaſtgeboten eingeladen. Dieſes Feſt gleichet, was die Ueppigkeit anbelanget, den Saturnalien und Bachanalien der Römer. Ungeachtet es eigentlich zu der Religion der

Digitized by Google

Sintoiſten gehöret, doch aber weniger den Götzendienſt, als die Luſtbarkeiten betrifft, worauf die Japaner ſehr begierig ſind: ſo iſt es durch die Länge der Zeit geſchehen, daß alle Secten an dieſem Feſte Theil nehmen.

Die **Wallfahrt** nach **Isje** iſt noch ein anderer Artikel der Religion Sintos. Isje iſt eine Provinz von Japan, berühmt wegen der Geburt des älteſten und mächtigſten Gottes im Lande. Dieſe Völker behaupten, daß ihre erſten Aeltern ſich daſelbſt aufgehalten haben, und der Urſprung des menſchlichen Geſchlechtes daher zu nehmen ſey, wie bey uns das Land Eden. Die Andächtigen gehen alle Jahre einmal dahin: jedermann aber thut dieſe Reiſe wenigſtens einmal in ſeinem Leben, um den Segen des Himmels in dieſer Welt, und die ewige Glückſeligkeit in jener, zu erhalten. Das Ziel der Wallfahrt iſt eine Pagode, die ſie den **Tempel des großen Gottes** nennen. In ganz Japan iſt kein ſo heiliger und berühmter Ort; gleichwohl kann man kein ſchlechteres und armſeligeres Gebäude, von Holze gebauet, und mit Strohe gedecket, ſehen. Seine gröſte Zierde iſt ein Spiegel, der einer Sintoiſtiſchen Einbildung das Auge, die Scharfſinnigkeit, und die Reinigkeit der höchſten Weisheit vorſtellet.

Nicht

Digitized by Google

Nicht weit davon, auf einem Hügel, iſt eine Höhle, welche die Pilgrime zu beſuchen niemals ermangeln. Hier, erzählt man ihnen, hat ſich ihr großer Gott vormals verſtecket, als er die Welt ihres Lichtes beraubete: man zeiget ihnen einen auf einer Kuh ſitzenden Götzen, den ſie die Vorſtellung der Sonne nennen. Die Japaner unterhalten alle dieſe Gebäude in ſchlechtem Anſehen, um die große Armuth der erſten Menſchen dadurch anzuzeigen. Sie haben faſt keine Feyerlichkeit, oder andere Gebräuche, welche nicht die erſte Dürftigkeit des menſchlichen Geſchlechtes erinnerlich machen. Der Tempel von Jſje iſt mit einer Menge kleiner Kapellen umgeben, davon die meiſten ſo niedrig ſind, daß die Prieſter darinnen kaum aufgerichtet ſtehen können. Es ſind eigentlich keine Geiſtliche, die darüber geſetzet ſind, ſondern Laien, welche ihre Oberen, nebſt einer Kleidung haben, die ſie von andern weltlichen Standes unterſcheidet. Auf dem Kopfe tragen ſie eine längliche Mütze, die ſie unter dem Kinne mit ſeidenen, längern oder kürzern Schnüren befeſtigen, nach Beſchaffenheit des Ranges deſſen, der ſie trägt. Er braucht ſich vor Perſonen höhern Ranges nicht tiefer zu bücken, als bis

das Ende der Schnure auf die Erde trifft. Dieſe Prieſter ſind dem allgemeinen geiſtlichen Oberhaupte, in Sachen welche die Religion angehen, unterworfen; aber, was das Zeitliche betrifft, gehorchen ſie, wie die anderen Geiſtlichen des Reichs, der weltlichen Obrigkeit.

Es iſt merkwürdig, daß die Geiſtlichkeit von Japan, die ſehr arm, und daher gezwungen iſt, die ſchlechteſten Handthierungen zu treiben, um ihr Leben hinzubringen, der weltlichen Obrigkeit die Verwaltung der Tempel in Isje überlaſſen hat, da ſie doch ſelbſt großen Vortheil davon ziehen könnte, ſowohl wegen der anſehnlichen Einkünfte, die dieſen Tempeln zugehören, als auch wegen der vielen Allmoſen, welche die dahin haufenweiſe kommenden Pilgrime, männlichen und weiblichen Geſchlechtes, daſelbſt niederlegen. Man giebt vor, daß die monatliche Beſchwerlichkeit des weiblichen Geſchlechtes während dieſer Reiſe unterbrochen würde: es kann ſeyn, daß die Ermüdung dieſen Erfolg veranlaſſet; es kann aber auch vielleicht zur Urſache haben, daß die Weiber alsdenn ihre Umſtände ſorgfältig verheelen: denn, weil dergleichen Beſchaffenheit eine geſetzmäßige Unreinigkeit bey ihnen ausmachet, ſo würden ſie der Verach-

tung und Schimpfe der andern Pilgrime ausgeſetzet ſeyn. Dieſe Reiſe wird zu aller Jahreszeit unternommen; doch iſt der gröſte Zulauf in den Monaten März, und April, der ſchönſten Jahreszeit in Japan. Man ſieht daſelbſt Perſonen von allerhand Stand und Würden, nur die Vornehmſten des Reiches nicht, welche die Reiſe ſelten in Perſon thun. Die meiſten begnügen ſich, Abgeordnete zu ſchicken, nach dem Beyſpiele des Kaiſers, welcher alle Jahre eine öffentliche Geſandtſchaft dahin veranſtaltet. Leute vom niedrigeren Stande glauben, daß ſie ſich von dieſer Religions = Uebung nicht ausſchließen dürfen. Einige reiſen zu Pferde, andere in Säuften, die meiſten zu Fuße. Die Armen tragen ihr Bette, das heißt, eine zuſammengerollte ſtroherne Matte, auf den Rücken. Sie haben einen Stock in der Hand, und eine hölzerne Schaale am Gürtel hängen, worinnen ſie das Allmoſen empfangen; denn auf der ganzen Reiſe leben ſie blos von der Freygebigkeit der andern Pilgrime. Den Kopf bedecken ſie mit einem großen Hute von Rohre, worauf, ſo wie auf der Schaale, ihr Name, ihr Geburtsort, und woher ſie kommen, geſchrieben iſt, damit, im Falle daß ſie ſterben, man ſie erkennen,

nen, und es der Obrigkeit des Ortes berichten kann.

Unter der groſſen Menge Pilgrime giebt es einige, die ſich durch ein ſonderbares Bezeigen zu unterſcheiden ſuchen. Viele gehen Truppweiſe, ſingen und ſpielen den ganzen Weg über, auf der Zither. Andere gehen in der gröſten Kälte nackend, und haben nichts als ein wenig Stroh um den Leib. Dieſe ſondern ſich von den andern ab, ſie laufen faſt beſtändig, fordern von niemanden nichts, und leben höchſt armſelig. Ehe ein Pilgrim die Reiſe nach den heiligen Oertern antritt, iſt er beſorgt, an ſeine Hausthüre einen Faden mit ausgeſchnittenem Papiere zu hängen, wodurch er diejenigen, welche eine geſetzmäßige Unreinigkeit an ſich haben, warnet, nicht in ſein Haus zu gehen. Wer dieſe Anzeige nicht achtete, würde ſich, glauben ſie, verdrüßliche Zufälle zuziehen, und übele Träume haben. Die Leichtgläubigen unter den Andächtigen verſichern, daß dieſes alles durch die Erfahrung beſtätiget werde. Doch dieſe Vorſicht allein iſt nicht hinlänglich, der Andacht des Pilgrims einen erwünſchten Fortgang zu verſchaffen; er ſelbſt muß auf der ganzen Reiſe in der gröſten Reinigkeit leben; er muß ſich ſo gar

der

der Eheſtands-Pflichten enthalten. Nicht, als ob die Götter durch dieſes ſo natürliche und nothwendige Vergnügen beleidiget würden; ſondern weil zu befürchten ſtünde, daß die fleiſchlichen Gedanken die geiſtlichen unterdrücken, und ſolchergeſtalt unreine Vermiſchungen daraus entſtehen möchten. Diejenigen Weiber alſo, die ihre Männer begleiten, dürfen ihnen einen nähern Umgang nicht verſtatten, noch weniger aber ſich mit andern Mannsperſonen einlaſſen. Man muß die ſtrengeſte Enthaltſamkeit beobachten; und es werden wunderliche Hiſtorien von Leuten erzählet, die, weil ſie dieſes Geſetz übertreten haben, ſo genau mit einander ſollen vereiniget worden ſeyn, daß, um ſie aus einander zu bringen, man ſeine Zuflucht zum Beſchwören und Verbannen hat nehmen müſſen.

Wenn der Pilgrim an Ort und Stelle kommt, ſo beſuchet er alle Tempel und Kapellen, und wenn er damit fertig iſt, bekommt er eine kleine Schachtel, worinnen die Erlaſſung ſeiner Sünden enthalten iſt. Dieſe befeſtiget er unter ſeinem Hute, um ſie vor Winde und Wetter zu ſichern; und bey ſeiner Heimkunft verwahret er ſie in einer beſonderes dazu beſtimmten Bilder-Blinte. Ungeachtet

achtet die Kraft dieſer Reliquien-Schachteln nur auf ein Jahr eingeſchränket iſt, ſo heben ſie die Japaner doch ſorgfältig auf. Man verkaufet ihrer eine erſtaunende Menge zum Gebrauche für diejenigen, denen es unmöglich fällt, die heiligen Oerter ſelbſt zu beſuchen. Es macht eine unerſchöpfliche Quelle von Reichthum für die Prieſter, welche großen Handel damit treiben.

Ohngefähr zu der Zeit, da die Mönchs-Orden in der Chriſtenheit ſind eingeführet worden, entſtund in Japan eine Geſellſchaft **Eremiten**, die wie unſere ehemaligen Einſiedler gelebet haben. Dieſer Ordensleute giebt es noch itzt, und ſie führen ihrem Gelübde gemäs ein ſehr einſames Leben. Viele unter ihnen ſind dieſer Regel unter der Aufſicht eines einzigen Oberhauptes gefolget. In der Folge der Zeit ſind ſie durch Spaltungen in verſchiedene Zweige vertheilet worden, davon die zwey vorzüglichſten Generale haben, die zu Meaco wohnen. Der Zweck ihres Inſtituts iſt, daß ſie, erforderlichen Falles, für die gerechte Sache der Götter, und für die Religion des Landes ſtreiten müſſen. Sie beobachten die genaueſte Strenge, und bringen ihr Leben zu, von einem Berge zu dem

andern

Digitized by Google

andern zu reiſen: ſie rechnen ſich zur Pflicht, alle Jahre auf einen ſehr hohen Berg, voller ſteilen Klüfte, zu klettern; und zu dieſer Wallfahrt bereiten ſie ſich durch Faſten, und durch die genaueſte Enthaltſamkeit. Gemeiniglich findet man dieſe Herumſchweifer bey den Tempeln, wo ſie mit vielem Ungeſtüme Allmoſen fordern. Sie erwarten die Reiſenden in engen Wegen, und ſchwerlich kann man ihrem dringenden Betteln einige Freygebigkeit verſagen. Ihre Kleidung iſt eben ſo, wie der Laien, nur fügen ſie gewiſſe Unterſcheidungs-Zeichen hinzu. Auf dem Rücken haben ſie einen Sack, wo ſie ihre Bücher, ihr Geld, und ihre Wäſche hinein thun. In der Hand halten ſie einen Roſenkranz mit vielen Körnern, wornach ſie ihre Gebethe herſagen. Dieſe Mönche ſind der Weißagungs- und Zauber-Kunſt ſehr ergeben. Sie behaupten, daß wenn ſie etliche geheime Worte ſagen, und gewiſſe Figuren zeichnen, ſie den Urheber eines Diebſtahles entdecken, das Künftige prophezeyen, Träume auslegen, und Krankheiten heilen können. In den erſten Zeiten war ihre Bemühung, Gott und die Natur kennen zu lernen; daher haben ſie geglaubet, die Schlüſſel zum Himmel allein zu beſitzen. Weil ſie ſich für Seelen-Aerzte

hielten, glaubten ſie nach und nach, auch den Leib heilen zu können. Ein doppeltes dienliches Mittel, theils die Leute zu betrügen, theils ihnen zuweilen nützlich zu ſeyn: ſo wie es auch viele unſerer Mönchs-Orden mit ihren Bibliotheken, und mit ihren Apotheken machen. Es giebt etliche unter dieſen Japaniſchen Eremiten, die ſich rühmen, alte Leute wieder jung zu machen. Die Fabel des Brunnen von Jouvence findt zu allen Zeiten, und in allen Ländern ſtatt.

Die Sintoiſten haben noch verſchiedene andere **Brüderſchaften**, mehrentheils von müßigen und bedürftigen Leuten, die unter dem Schutze des Altares aller Bequemlichkeit des Lebens genießen, ſich aber heimlich allen Arten von Lüderlichkeit überlaſſen. Auch findet man in Japan, ſo wie bey uns, Bettel-Orden beyderley Geſchlechtes. Eine Geſellſchaft von **Nonnen**, die zwey und zwey das Land durchſtreichen, ſtellen ſo ziemlich die herumirrenden Ordens-Schweſtern vor, die bey uns auf dem Lande herumlaufen, und während der Faſten in die Städte kommen, und Allmoſen ſammeln. Ein Mägdgen, von armen Aeltern geboren, die nichts als ein hübſches Geſicht zu ihrem Erbtheile erhalten hat, erwählet dieſe Lebensart um

um ſo viel lieber, weil ſie verſichert iſt, daß ihr nichts fehlen kann; ſehr oft aber dienet dieſen ſchönen Pilgriminnen die Religion zum Schleier ihrer Ausſchweifungen. Sie wenden zu Erhaltung ihrer Haut und Geſichtes alle mögliche Sorgfalt an, und ſchminken ſich mit vieler Kunſt. Ihre Kleidung iſt ſchlecht, aber reinlich. Die Bruſt entblößen ſie völlig, nehmen aber dabey ein beſcheidenes und andächtiges Weſen an. Alle Tage begeben ſie ſich aus ihrem Kloſter, etliche Stunden, an die Wege und Straßen, die am meiſten beſuchet werden: begegnet ihnen daſelbſt ein Reiſender, von einigem Anſehen, ſo nähern ſie ſich ihm, und ſingen; haben ſie nun Urſache von ſeiner Freygebigkeit zufrieden zu ſeyn, ſo wiſſen ſie ihm ganz angenehme Augenblicke zu verſchaffen.

Es giebt auch noch eine andere uralte Ordens-Geſellſchaft im Lande, die in großem Anſehen ſteht. Es iſt die Geſellſchaft der **Blinden** alles Standes und Alters. Ihren Urſprung erzählet man auf folgende Art. Der Prinz eines ehemaligen Japaniſchen Kaiſers verliebte ſich in eine Prinzeßinn, die für ihren Liebhaber ungemein große Liebe hatte. Beyde genoſſen verſchiedene Jahre alles Vergnügen, das eine gegenſeitige heftige Leidenſchaft er-

wecken

Digitized by Google

wecken kann; ihre Glückſeligkeit aber währete nicht lange. Die Prinzeßinn ſtarb; und ihr Geliebter, von dem ſchmerzlichſten Leide durchdrungen, verlor durch das viele Weinen ſein Geſicht. Um ſich wegen dieſes doppelten Unglückes zu tröſten, und vielleicht ſeine Geliebte zu verewigen, ſtiftete er eine Ordens-Geſellſchaft, worinnen niemand als Blinde aufgenommen wurden. Man ſieht ſie weder auf den Straßen, noch in den Tempeln betteln gehen, wie unſere blinden Bettelmönche, (les quinze vingts,) die ebenfalls von königlicher Stifftung ſind. Viele Jahrhunderte iſt dieſe Geſellſchaft in der blühendeſten Verfaſſung geweſen, allein nunmehr werden nur geiſtliche Perſonen darinnen aufgenommen. Ihr Verfall iſt einer andern errichteten Brüderſchaft von Blinden zuzuſchreiben, in welche alle vornehme blind gewordene Herren treten. In vormaligen Zeiten, als die Japaner in zwey Partheyen getheilet waren, hatte der General der einen Armee für den überwundenen Fürſten unglücklich gefochten. Der Ueberwinder, der den General hochſchätzte, wollte ihn in ſeine Dienſte nehmen, dieſer aber antwortete: Alles was ich für Sie thun kann, iſt, daß ich meine beyden Augen, die Ihr Verderben wünſchen,

ſchen, ausreiße: ich kann Sie nicht anſehen, ohne ein Verlangen zu empfinden, Ihnen das Leben zu nehmen, und meinen Herrn zu rächen. Indem er dieſes ſagete, riß er ſeine Augen aus, legete ſie auf einen Teller, und überreichte ſie dem Monarchen. Eine Vermiſchung von Abſcheu und Bewunderung brachte ihm ſeine Freyheit zu Wege, er verließ den Hof, und ſtiftete dieſe zweyte **Ordens-Geſellſchaft** der Blinden. Sie unterhält ſich durch ihren Fleiß, und durch die nach ihrem Zuſtande eingerichtete Arbeit ſehr reichlich. Viele unter ihnen legen ſich auch auf die Muſik und Poeſie, und haben daher, als ſchöne Geiſter, Zutritt in den Paläſten der Großen. Und in der That ſagt man, daß die Geſchichts-Bücher des Reiches, die Lebensbeſchreibungen der berühmten Männer, und die alten Urkunden der Familien nicht zuverläßiger ſeyn können, als das Gedächtniß dieſer vornehmen Blinden. Ihre Kenntniß wird als eine hiſtoriſche Ausſage angeſehen, die niemand in Zweifel zu ziehen ſich einfallen läßt. Sie haben Academien, wo ſie Ehren Stufen annehmen; und ſie bringen die merkwürdigſten Thaten ihrer Helden in Verſe, und Geſänge. Man gebrauchet ſich ihrer auch bey ge-

wiſſen

wiſſen Feyerlichkeiten, bey öffentlichen Feſten, bey Proceſſionen, Hochzeiten, und andern Ceremonien. Wer in dieſer Geſellſchaft einmal aufgenommen iſt, kann nicht wieder heraustreten. Der General reſidiret zu Meaco, wo er anſehnliche Einkünfte zu genießen hat: die übrigen leben iu dem Reiche zerſtreuet. Der Orden wird durch ein Collegium regiret, das aus den zehn Aelteſten beſteht, und über Leben und Tod ſprechen kann; das Urthel aber muß von dem Preſidenten des höchſten Gerichtes in Meaco beſtätiget werden. Dieſe Rathsverſammlung ſchickt Aufſeher in die Provinzen, derer Amt mit dem von unſern Ordens-Viſitatoren und Definitoren übereinkommt.

Die Secte von Budsdo hat ihren Urſprung aus Indien, von dar ſie ſich unter verſchiedenen Namen in Siam, China, und Japan ausgebreitet hat. Man erzählet tauſenderley fabelhafte Dinge von ihrem Stiffter; ſeine Geſchichte aber ändert ſich in den verſchiedenen Ländern, wo er verehret wird: jedoch iſt man überall einig, ihm göttliche Ehre zu erweiſen. Die Indianer nennen ihn Wiſthnu, die Siamer Sommonacodon, die Chineſer Foë, die Japaner Buds, oder Siaka. Er hatte Schüler, die ſeine vornehmſten Meynungen,

nungen, und die wichtigſten Artikel ſeiner Lehre ſammelten. Sie ſelbſt wurden nach der Zeit in die Zahl der Gottheiten dieſer Secte aufgenommen. Man erweiſt ihnen eben ſo viel Ehre als ihrem Meiſter; ſie ſind in eben den Tempeln, und auf eben den Altären aufgeſtellet. Der Götzendienſt des Siaka wurde durch die Miſſionaire, die ihn bey den Chineſern eingeführet hatten, nach Japan gebracht. Etliche Jahrhunderte nach einander fand er daſelbſt keinen ſonderlichen Fortgang, ſeitdem aber hat er ſo zugenommen, daß es heutiges Tages die am meiſten befolgte Religion im Lande iſt. Selbſt die Sintoiſten haben die weſentlichſten Stücke davon angenommen. Die vornehmſten betreffen die Lehre vom zukünftigen Leben, vom Ende der Welt, und von der Verachtung des itzigen Lebens. Dieſe Lehrſätze ſind ſehr erhaben abgefaſſet: ſie vernichten den Menſchen, um ihn mit Gott zu vereinigen; ſie verordnen, Vater und Mutter zu verlaſſen, und ihm zu folgen; ſich ſelbſt zu vergeſſen, ſich der Vollkommenheit zu beſtreben, gewiſſermaaßen unempfindlich zu werden, und blos nach den ewigen Belohnungen zu trachten. Dieſe von den andächtigen Japanern unrecht verſtandenen Lehren vermögen ſie zu grauſamen Handlungen

Digitized by Google

lungen gegen ſich ſelbſt, und zu unnützen für die Geſellſchaft. Sie unternehmen unmäßige Penitenzen; ſie erſäufen ſich in durchlöcherten Barken; ſie ſtürzen ſich von den höchſten Felſen herab; ſie mauern ſich ein; ſie laſſen ſich unter Wagen zerquetſchen; und dieſes alles in der Abſicht eines auserwählten Lebens, oder aus Furcht, einem alles verheerenden Gotte zu misfallen. Ihre Gebethe und andächtigen Betrachtungen ſind nichts als närriſches Weſen und Entzückungen, ihre Demüthigung Unanſtändigkeit, ihre Buße Raſerey. Ich will mich in keine genaueren Umſtände dieſer Religion wegen einlaſſen, welche die Wanderung der Seelen zum Grunde hat, und woher alle die Folgen entſtehen, die von dieſem alten Lehrgebäude bereits bekannt ſind. Unterdeſſen giebt man darinnen ein Paradies, und eine Hölle zu: um nun das eine zu verdienen, und das andere zu vermeiden, überlaſſen ſich die ſtrengen Vertheidiger dieſer Secte allen Grauſamkeiten und Begeiſterungen. Was ich Ihnen ehedem von den raſenden Nachfolgern der Lehre des Foë geſaget habe, iſt mit denen Unmenſchlichkeiten, die von den Anbethern des Siacka vorgenommen werden, nicht zu vergleichen.

Die

Die Bonzen in Japan, als die Prieſter der Secte von Budsdo, ſollen eben ſo ſcheinheilig, und noch verderbter als die von China ſeyn; nur ſtehen ſie in gröſſerm Anſehen. Das Volk hält ſie für Heilige, und daher gewinnen ſie eine unumſchränkte Herrſchaft über alle Perſonen, die ſich ihrer Führung überlaſſen. Das Anſehen bey den Göttern, das man ihnen zuſchreibt, und die Sorgfalt, die ſie haben, junge Leute von vornehmem Stande an ſich zu ziehen, erhält ihren Ruhm wider alle Anfälle. Es iſt kein vornehmer Herr in Japan, der ſich nicht zur Ehre rechnet, einen Sohn unter ihnen zu haben. Sie machen eine Art von geiſtlicher Regirung aus, und ſtehen unter einem Oberhaupte, das ſie in Religions-Sachen als untrüglich anſehen. Unter ihm ſtehen die Prieſter, die Mönche, und der gröſte Theil der Brüderſchaften. Dieſe Prieſter ſind in verſchiedene Claſſen eingetheilet, die mit allen Würden unſerer Geiſtlichkeit übereinkommen. Die Japaniſchn Prelaten werden von dem oberſten Prieſter geweihet und eingeſetzet. Die Bonzen ſind in beſondere Brüderſchaften vertheilet, und bekennen ſich zu der ſtrengſten Regel. Man ſaget, daß ſie ſich ihres Zwanges wegen heim-

lich zu entſchädigen ſuchen; ja man giebt ihnen die abſcheulichſten Vergehungen Schuld. Keine Liſt iſt ſo groß, die ſie nicht anwenden, um ihre Klöſter zu bereichern, worinnen die Hälfte der Güter der Privatperſonen verſchlungen werden. Sie haben einen erſtaunenden Abgang von gewiſſen papiernen Kleidern, die ſie verfertigen, worauf die Bilder ihrer Götter vorgeſtellet ſind. Jedermann will auf dem Todes-Bette mit dieſer heiligen Bekleidung verſehen ſeyn. Und endlich, Madame, wenn man dieſe Geiſtlichen mit denen in verſchiedenen andern Ländern vergleichen wollte, ſo würde man tauſenderley Züge von Aehnlichkeit finden.

Die Verehrer des Siaka haben auch beſondere Feſte, wie die Sintoiſten. Eine Reihe Wagen, mit ſymboliſchen Figuren beſetzet, begeben ſich mit einem zahlreichen Gefolge in den Tempel ihres Gottes, wo ſie ihn abholen, und in der Stadt herum fahren. Das Kebsweib dieſes Gottes ſieht man auf einer andern Seite, wie ſie ſeiner rechtmäßigen Frau begegnet, welche darüber eiferſüchtig wird. Verdruß und Traurigkeit bemächtiget ſich des Volkes, es vergießt Thränen, und jedes ſcheint ſich zu einer Parthey zu ſchlagen, bis

biſs man ſich endlich vergleichet, und jede Gottheit ſich weg begiebt. Bey einem andern Feſte führet man einen Götzen zu Pferde herum, mit einem Schwerde in der Hand, und mit Pagen umgeben, die ſeinen Bogen und Pfeile tragen: ihm folget ein leerer Triumph-Wagen, dem das Volk eben die Ehre erweiſet, als wenn der Gott darinnen ſäße. Die Bonzen ſingen allerhand Lobgeſänge, und das Volk ſchreyt, und wiederholet den ganzen Tag: tauſend Jahre Vergnügen, tauſend und aber tauſend Jahre Freude.

Unter den vielerleyen Feſten, die in Japan gefeyert werden, muß ich eines erwähnen, das Ihnen grauſam vorkommen wird. Bewaffnete Reiter begeben ſich auf einen Platz, und jeder trägt auf ſeinem Rücken das Bild des Gottes, den er anbetet. Bey ihrer Ankunft theilen ſie ſich in Schwadronen, welches die Anſtalt zu einem blutigen Gefechte abgiebt, das mit Steinwerfen ſeinen Anfang nimmt. Bald darauf ergreift man die Pfeile, Lanzen, und Säbel, und geht mit gröſter Wuth und Haſſe auf einander los. Es iſt dieſes daher der Sammelplatz aller derer, die Zwiſtigkeiten mit einander auszumachen haben; jeder übet alsdenn ſeine Rache unter dem Vorwande der

Religion, aus. Der Kampfplatz bleibt mit Toden und Verwundeten bedecket, ohne daß die Obrigkeit ein Recht habe, die Urſachen ſolcher Gewaltthätigkeiten zu unterſuchen.

Die dritte Secte in Japan, unter dem Namen Siuto bekannt, iſt die Religion der Moraliſten. Dieſe lehrten, daß das höchſte Gut des Menſchen in dem Vergnügen beſtehe, welches der Geiſt empfindet, ein ehrbares und tugendhaftes Leben zu führen; daß die Vernunft uns nicht anders von der Natur verliehen worden ſey, als ihrem Lichte gemäs zu wandeln; daß man müſſe gerecht, höflich, ein guter Mitbürger ſeyn, und ſein Gewiſſen unverletzt behalten. Sie nahmen nicht mehr als einen Gott an, den Herrn der ganzen Welt; und ohne einen beſtimmten Gottesdienſt zu beobachten, begnügten ſie ſich, ihm für ſeine Wohlthaten zu danken. Sie folgten der Sittenlehre des Confucius, deſſen Andenken in Japan eben ſo hoch gehalten wird, als in China. Sie ehreten ihre Vorfahren, ſo wie die gelehrten Chineſer; und ſie hatten die größte Nachſicht für alle andere Secten. Ehedem hatte dieſe Religion eine große Menge Anhänger, beſonders unter den Gelehrten und unter den Hofleuten, das heißt, unter den aller-

höflich-

höflichſten und witzigſten Leuten. Sie würde endlich gar die herrſchende geworden ſeyn, wenn nicht die in das Reich gebrachten Götzen dazwiſchen gekommen wären, und ſie den Begeiſterungen, die jedermann damals anſteckten, hätte weichen müſſen. Eine ſo gelinde und duldende Secte war nicht gemachet, Unſinnigen zu gefallen, die da glaubten ihren Göttern gefällig zu werden, wenn ſie alle diejenigen vertilgeten, die an ihrer Betäubung keinen Antheil nahmen. Man ſagt, die Moraliſten hätten Wohlgefallen an dem Chriſtenthume gefunden, und zu dem verwunderns-würdigen Wachsthume deſſelben in Japan vieles beygetragen. So viel iſt gewiß, daß mit dem Chriſtenthume ihre Secte gefallen iſt, und daß man ſie gezwungen hat, ſich für eine der beyden im Reiche eingeführten Religionen zu erklären. Um nicht in die wider die Chriſten entſtandene Verfolgung verwickelt zu werden, und ihr Leben und ihre Güter zu retten, hat jeder von ihnen, in ſeinem Hauſe, einen Götzen des Landes aufgeſtellet. Die Anſicht und die gezwungene Verehrung dieſer Bilder hat ſie unvermerkt zu dem Götzendienſte verleitet; ihre Secte aber hat faſt alles Anſehen verloren. Ohngefähr im Mittel des vergan-

genen Jahrhundertes wollte ſie ein Japaniſcher Herr wieder einführen; allein, weil der Götzendienſt anfieng vernachläßiget zu werden, wurden die Prieſter, die ſich fürchteten, daß es ihnen an Unterhalte fehlen würde, aufgebracht. Ihr Geſchrey drang bis zum Throne, und ihre Heimtücke, welche die Religionsduldung verabſcheuete, weil ſie ihre Rechnung dabey nicht fanden, ſtürzte die Suitiſtiſche Lehre, und brachte ſie in Vergeſſenheit.

Die Einführung des **Chriſtenthumes** in Japan iſt ohne Zweifel der merkwürdigſte Zeitpunct ihrer Geſchichte, ſo wie ihre Bekehrung der glänzendeſte Theil des Miſſionwerkes des heil. Xaver. Dieſer Morgenländiſche Apoſtel erhielt den Ruhm, daß die chriſtliche Religion in einem Lande triumphirete, wo in Religions-Sachen die Helden bey dem Volke am meiſten gelten. Was aber noch mehr zu bewundern ſteht, iſt der Eifer, den die neuen Chriſten bey der ſo geringen Anzahl der Miſſionaire ſelbſt bezeigten; ſo daß Chriſtus in weniger Zeit erkennet und angebethet wurde, ſo gar in Gegenden, wo vorher kein Prediger hatte hinkommen können. Sein Geſetz wurde in dem ganzen Reiche verkündiget und angenommen, unerachtet ſich

die

die Bonzen einer Lehre widerſetzten, die ihren Stand unnütz und verächtlich machte, ihre Unwiſſenheit und Betrügereyen aber entdeckte. Hundert andere Bewegungs-Gründe widerſtunden dieſer Aufnahme und Ausbreitung. Konnte den Japanern wohl verborgen ſeyn, was in vielen Ländern von Aſien vorgegangen war, wo die Portugieſen mit dem Degen in der Fauſt eingedrungen waren, einen Theil der Einwohner umgebracht, und ihre Könige ſich zinsbar gemacht hatten? Ueberdieß führten auch die Portugieſen ein ziemlich lüderliches Leben. Was für ein Widerſpruch mit der Lehre, die ſie bekenneten, und welche die Miſſionaire mit ſo vielem Eifer predigten! Nichts deſto weniger brachte die natürliche Neugierde der Japaner, und ihre Abneigung für die närriſchen Meynungen ihrer verſchiedenen Secten, ſie gleich dahin, daß ſie den Lehren des Chriſtenthumes Gehör gaben; die Geduld, das uneigennützige Bezeigen, und die Frömmigkeit der Prediger des Evangelii, überwogen hernach den Haß, und die falſchen Beſchuldigungen der Bonzen. Man ſah in kurzer Zeit gekrönte Häupter ſich unſern Geheimniſſen unterwerfen, und die neue Religion annehmen. Jeder Tag wurde durch eine merk-

würdige Bekehrung bezeichnet: man ſah Kinder, die ihre Familien unterrichteten, und überzeugten; hochmüthige Bonzen, von der Wahrheit gerührt, die ihre Irrthümer abſchwuren; und mehrere dergleichen Wunder, die durch eine wahrhaft kräftige Gnade gewirket wurden. Ein ſo wichtiger Erfolg konnte nicht fehlen, die Götzendiener aufmerkſam zu machen: ſie hielten ſich alles erlaubt, um dieſen Fortgang zu hemmen. Sie ließen die Fürſten ihren Abſichten gemäße Unternehmungen veranſtalten, entweder daß ſie ihnen Furcht wegen der Unruhen machten, welche die Religions-Veränderung veranlaſſen würde, oder daß ſie ihren Leidenſchaften ſchmeichelten, welche durch die neue Lehre ſo ſehr beſtitten wurden. Sie erweckten ſo gar etliche blutige Kriege, die ſich niemals als zum Nachtheile des Chriſtenthumes endigten. Was entſtunden nicht für Empörungen in dieſem Reiche bey ſeinem Wachsthume! Was für unerwartetes Glück, was für grauſame Verfolgungen! Bald Triumphe, bald Schrecken, Erniedrigung, Leiden, Vergießung des Chriſten-Blutes auf allen Seiten, dieſerhalb aber Unruhen, Rebellionen, Gewaltthätigkeiten, Blutbäder. Tauſend Beyſpiele von Herzhaftigkeit, Beſtändigkeit,

digkeit, und Heldenmuth auf der neubekehrten Chriſten Seite, die die Zeiten der erſten Kirche erinnerlich machen; aber auch von Zeit zu Zeit Verrätherey en, Schwachheiten, und Abfall. Der Widerſtand der Chriſten erbitterte die Härte der Obrigkeit noch mehr; was ſie aber in dem ganzen Reiche auf ewig gehäßig machte, war die Entdeckung einer Verſchwörung wider den damals regirenden Monarchen. Ein Portugieſiſcher Officier wurde für deren Urheber gehalten; ſeine Briefe, ſagt man, wurden aufgefangen, und an den Hof geſchicket; er erkennete ſeine Unterſchrift, und wurde öffentlich verbrennet. Von dieſer Zeit an, huben die Japaner allen Umgang mit den Fremden auf; und der Kaiſer, nach einer allgemeinen Verſammlung aller Großen des Reiches, ließ den bekannten Befehl ausgehen, welcher allen ſeinen Unterthanen bey Lebensſtrafe verbietet, außerhalb Landes zu gehen. Vermöge der übrigen Artikel ſollte kein Fremder in Japan aufgenommen, die Portugieſen und Spanier aber wieder zurückgeſchicket werden; alle Chriſten im Lande, und wer die Ausbreitung ihrer Lehre befördern würde, ſollten in das Gefängniß gebracht, diejenigen hingegen anſehnlich belohnet wer-

Digitized by Google

den, die einen Catholiſchen Prieſter anzeigen würden.

Alsdenn ſah man die entſetzlichſte Verfolgung entſtehen, die jemals die Kirche Chriſti betroffen hat. Man erfand die grauſamſten Martern, die ſo gar den ehemaligen Europäiſchen Verfolgern unbekannt geweſen waren. Erlauben Sie mir, Madame, daß ich die Umſtände davon verſchweige; auch ihre Erzählungen würde Ihnen Entſetzen verurſachen. So viel barbariſche Grauſamkeit brachte endlich die Chriſten auf; bey nahe vierzig tauſend unter ihnen, da ſie ſahen, daß ſie durch Feuer, Kreuzigung, und durch die entſetzlichſten Martern umkommen ſollten, und ſie unerachtet ihrer Unterwürfigkeit, nicht erhalten konnten, in einem verborgenen Winkel ruhig zu leben, entſchloſſen ſich, ihr Leben an ihre Henker theuer zu verkaufen. Sie flüchteten in eine alte Feſtung, mit dem Vorſatze, ſich auf das äußerſte zu wehren. Der Landesfürſt belagerte ſie, und nahm ſich vor, ſie gänzlich zu vertilgen; und mit Hülfe der Holländer gelung es ihm. Dieſe waren Urſache, daß bey dieſer Gelegenheit vierzig tauſend Perſonen umkamen, die eben an den Gott glaubeten, wie ſie, und die dieſes Glaubens wegen

verfol=

verfolget wurden. Von dem Augenblicke an war Japan den Römiſch-Catholiſchen, hauptſächlich aber den Portugieſen, verſchloſſen. Dieſe ganz untröſtbar, ſchickten Geſandten, nebſt einem zahlreichen Gefolge, an den Kaiſer, um ihn zu bewegen; allein bey ihrer Ankunft in Nangaſaqui wurden ſie gefangen geſetzet, und zum Tode verurtheilet. Verſchiedene Miſſionaire haben von Zeit zu Zeit verſuchet, wieder in das Land zu kommen; aber allezeit ohne Erfolg. Die Zugänge ſind ſo gut bewachet, daß es faſt unmöglich fällt, dieſe Hinderungen zu überſteigen. Im Jahre 1709 ließ ſich ein Italieniſcher Geiſtlicher, der zwey Jahr in Manilla zugebracht hatte, um die Japaniſche Sprache zu lernen, in einer Schaluppe auf eine der Inſeln dieſes Reiches überſetzen: man hat aber niemals mit Gewißheit erfahren, wo er hingekommen iſt.

Der verhaßte Dienſt, den die **Holländer** dem Kaiſer von Japan leiſteten, hat ihnen die Erlaubniß Ausſchlußweiſe zu Wege gebracht, in dieſes Land zu **handeln**. Aber um was für einen Preis haben ſie dieſes Vorrecht nicht erkaufen müſſen? Dieſe Könige von Batavia, und der Moluckiſchen Inſeln, laſſen ſich hier wie Sclaven behandeln, und leiden allen Verdruß,

druß, den die Einwohner ihnen anthun, gutwillig. Sie werden genau bewachet, und nicht aus den Augen gelaſſen: im Anfange mußten ſie bey jedesmaliger Landung ſchwören, daß ſie weder aus dem Lande, noch von der Religion der Portugieſen wären; heut zu Tage aber läßt man ſie von dieſem Eide frey.

Hier iſt der Ort, Madame, wo ich von dem Jeſumi reden muß, einer abſcheulichen Ceremonie, die von den Japanern erfunden worden iſt, um die Chriſtliche Religion bey ihnen vollends gänzlich zu vertilgen. Dieſe entſetzliche Gewohnheit beſteht darinnen. An den Oertern, wo man vermuthet, daß ſich Chriſten etwa noch aufhalten möchten, machet man alle Jahre ein genaues Verzeichniß aller Einwohner: die Verordneten über die Quartiere der Stadt gehen von Hauſe zu Hauſe, und haben zwey Leute bey ſich, derer einer ein Crucifix, der andere ein Marien-Bild trägt. Man rufet die Bewohner des Hauſes, und, ſo wie ſie erſcheinen, müſſen ſie den Fuß auf dieſe Bilder ſetzen: niemand aber iſt von dieſer Ceremonie ausgenommen. Wenn die Commiſſaire auf dieſe Art durch alle Quartiere der Stadt gegangen ſind, ſo machen ſie ſelbſt den Jeſumi, verfertigen eine Regiſtra-

tur

tur darüber, und drücken ihr Siegel darauf. Es iſt falſch, wie man vorgiebt, daß die Holländer, die nach Japan handeln, verbunden wären, ſich dieſer Gewohnheit zu unterwerfen.

Ich bin ꝛc.

Nangaſaqui, den 23ſten July, 1745.

Der 68. Brief.

Fortſetzung von Japan.

Wir ſind im Begriffe, nach Jedo abzureiſen, und es bleibt mir kaum der Augenblick übrig, Madame, daß ich Ihnen die Fortſetzung meiner Unterredung mit unſeren Japanern ſchicken kann. Sie laſſen, ſagte ich zu ihnen, den **Urſprung** ihres **Reiches** ſehr weit hinauf ſteigen. Wir, in Europa, glauben, daß ſie eine Colonie von China ſind. Wenn nun die Vernünftigſten unter den Chineſern ſich kein höheres Alterthum, als vier oder fünf tauſend Jahre, zuſchreiben, woher nehmen ſie denn eine ſo lange Reihe von Jahren, die ihre Zeitrechnung ſo erſtaunend groß macht? „Wir haben unſere Grillen, wie

andere

anderr Völker, antwortete mir einer von ihnen; wir haben aber auch, ſo wie die Chineſer, verſtändige Geſchichtſchreiber, die das erſte gewiſſe Zeit-Alter unſerer Geſchichte in die Regirung des Sin-Mu ſetzen. Dieſer Fürſt ſtiftete unſere Monarchie ohngefähr vor zwey tauſend fünf hundert Jahren, das iſt, um die Zeit da ihr Romulus den Grund des Römiſchen Reichs legte. Sie müſſen mich darüber um keine näheren Umſtände fragen; unſere Jahr-Bücher beſtehen aus chronologiſchen Tabellen, die nur die Namen und das Geſchlechts-Regiſter unſerer Kaiſer enthalten. Der Anfang und das Ende ihrer Regirung ſind zwar genau genug darinnen angemerket, aber man findt wenig von ihrem Privat-Leben, und von ihrer politiſchen Verfaſſung. Die Geſchichtſchreiber, welche uns aus China herſtammen laſſen, beſchreiben die Veranlaſſung dazu ſonderbar genug. Ein Chineſiſcher Kaiſer, der das Leben lieb hatte, und für die Geheimniſſe des Steines der Weiſen ſehr eingenommen war, glaubte, es möchte vielleicht nicht ganz unmöglich ſeyn, ein Elixier zu erfinden, das ihn unſterblich machte. Dieſen Einfall entdeckte er ſeinem Arzte, der den Monarchen beredete, daß man die Kräuter zu einem

einem dergleichen Tranke auf den benachbarten Inſeln finden würde; dieſe Kräuter aber müßten durch reine und noch unſchuldige Hände geſuchet werden, außerdem ſie ihre Kraft verlieren würden. Er ſetzte hinzu, man ſollte drey hundert Knaben, und eben ſo viel Mägdgen von einer bekannten unſchuldigen Lebensart, und von zarten Jahren, aber doch ſtark genug, um die Beſchwerlichkeit der Reiſe auszuhalten, dahin ſchicken. Der Kaiſer genehmigte den Vorſchlag, und trug ſeinem Arzte auf, dieſe Colonie ſelbſt dahin zu bringen. Sie kamen glücklich in Japan an; allein, anſtatt ſich mit der nichtigen Aufſuchung der Kräuter zu beſchäfftigen, ſetzten ſie ſich auf einer dieſer Inſeln feſt. Es iſt wahrſcheinlich, daß ſie die Inſel Ni-Pon, als die anſehnlichſte, wähleten, und die Provinz Isje, die wir als das Vaterland unſerer Vorfahren anſehen, zu erſt bevölkert haben. Wir thun öfters Wallfahrten dahin, ſo wie ſie nach Paleſtina, und die Mahometaner nach Mecca, wo ihr Gott, und jener ihr Prophet, ſollen, wie man ſagt, ſeyn geboren worden.

Das was die Holländer in unſerer Hiſtorie am meiſten bewundern, iſt, daß ſeit unſerm erſten Monarchen Sin-Mu, bis auf unſern

itzt

itzt regirenden Kaiſer, das iſt, binnen einer Zeit von ohngefähr zwey tauſend fünf hundert Jahren, das Reich beſtändig bey eben derſelben Familie geblieben iſt. Sie haben uns verſichert, daß, da ſie alle Nationen in der Welt kenneten, ſie bey keinem Volke ein Beyſpiel einer ſo langen Erbfolge gefunden hätten. Es iſt wahr, unſere Fürſten haben ſich einen Theil von ihrem Anſehen nehmen laſſen; aber die Nachkommen des Sin-Mu haben allezeit den Titel als Kaiſer, und eine unumſchränkte Gewalt in Religions-Sachen, behauptet. Seit dieſem Vorfalle, der dem Staate noch einen zweyten Herrn gegeben hat, wird unſere Monarchie von zwey Souverainen beherrſchet; einem Geiſtlichen, Dairi genennet, der nichts thut; und einem Weltlichen, der Cubo heißt, und alles machet. Die Urſache dieſer Theilung unter zwey Landesherren iſt folgende:

Die Nachfolger des Sin-Mu, die Japan, im Geiſtlichen und Weltlichen, unumſchränkt beherrſchet hatten, aber an den angenehmen Vorrechten des Prieſterthumes mehr Gefallen fanden, als an den beſchwerlichen Rechten der königlichen Würde, theilten das Reich in verſchiedene Statthalterſchaften, und vertrauten

die

die Aufſicht darüber etlichen der Vornehmſten. Dieſe Statthalter entzogen ſich nach und nach der ihrem Landesherrn ſchuldigen Unterthänigkeit, maaßeten ſich die höchſte Gewalt an, und verbanden ſich, einander beyzuſtehen. Gar bald aber bekriegten ſie einander ſelbſt, und beförderten des Reiches Untergang durch ihre Uneinigkeit. Um dem Staate die Ruhe wieder zu verſchaffen, und die rebelliſchen Unterthanen zu bezähmen, ſtellete der damals regirende Monarch einen der Großen vom Hofe an die Spitze ſeiner Armee. Dieſer, anſtatt die rechtmäßige Herrſchaft wieder herzuſtellen, trachtete vielmehr ſich ſelbſt zu der höchſten Gewalt zu erheben. Als er die Feinde ſeines Herrn bezwungen hatte, vereinigte er die bisher unter ihnen getheilte Macht des Reiches in ſeiner Perſon, und entzog dem Dairi die Beſorgung der politiſchen Angelegenheiten. Auf dieſe Art erkennen wir zwey Kaiſer: einen der die wirkliche Macht hat; den andern, der aller Ehrenbezeigungen genießt. Weil man hernach fortgefahren iſt, letztern blos zu ehren, und er von den Souverainetäts-Rechten, faſt nichts als den Schein hat, ſo begnüget er ſich damit. Er iſt niemals des Thrones beraubet worden, aber er regiret nicht.

Er ſieht mit einer aus Nothwendigkeit und Gewohnheit angenommenen Unempfindlichkeit einen andern Thron neben dem ſeinigen, der äußerlich zwar weniger verehret wird, wo aber eigentlich alle Macht befindlich iſt. Einer der Vorzüge des geiſtlichen Monarchen iſt das Recht, den Cubo bey jeder Regirungs-Veränderung einzuſetzen und zu beſtätigen. Ingleichen ernennet er zu allen geiſtlichen Würden: er empfängt die Huldigung, von dem weltlichen Monarchen, welcher, wie ein Vaſall ſeinem Landesherrn, ihm einen öffentlichen Beſuch aller fünf oder ſechs Jahre abſtattet, zu gleicher Zeit aber ihn in einer wirklichen Gefangenſchaft hält.

Nichts ſieht majeſtätiſcher, und nichts iſt mit mehrerem Aufwande verknüpfet, als dieſe Beſuche. Der Cubo hat ſeine Reſidenz in der Hauptſtadt, und der geiſtliche Monarch in der heiligen Stadt Meaco, die etwa ſechzig Stunden von Jedo liegt. Man bringt ganze Jahre mit den Anſtalten zu dieſer Reiſe hin. Außer einer Menge großer Städte, die die Hofſtatt des Fürſten faſſen, werden noch acht und zwanzig ſchöne Häuſer, gleich weit von einander, an den Weg gebauet. In jedem derſelben findt der weltliche Monarch eine andere

dere Hofſtatt, andere Officiere, andere Soldaten, und alles, was zu dem Gefolge eines mächtigen Kaiſers nöthig iſt, der in Begleitung einer Armee einem Souveraine ſeine Ehrenbezeigung abſtattet, deſſen Herr er in der That iſt. Alle dieſe verſchiedenen Gefolge verſammeln ſich zu Meaco, und machen ein ſo anſehnliches Corps Truppen aus, daß man auf den Gaſſen, auf den öffentlichen Plätzen, ja ſelbſt außerhalb der Stadt, Zelte aufſchlagen muß, um den Soldaten Quartier zu verſchaffen. In dieſem Glanze der Hoheit zeiget ſich der Cubo dem Dairi, und erweiſet ihm äußerlich einige Ehrenbezeigungen, die gewiſſermaaßen dem mächtigen Vaſalle der ſie leiſtet, zu mehrerem Ruhme gereichen, als dem ohnmächtigen Monarchen, der ſie empfängt. Um der Ceremonie mehr Anſehen zu geben, vereinigen beyde Fürſten ihr Gefolge, und ziehen zuſammen durch die heilige Stadt. Alle Gaſſen, wo der Zug durch geht, ſind mit weißem Sande und mit Talk-Staube beſtreuet, welches den Weg eben macht, und ein ſilberfarbenes Anſehen giebt. Längſt den Häuſern werden Geländere eingeſchlagen, und doppelte Reihen Soldaten hingeſtellet. Noch vor Tage fangen die Feyerlichkeiten an. Zu

erſt ſieht man die Livree-Bedienten beyder Souveraine, mit den Geſchenken, die ihre Herren einander machen, welche von etlichen Compagnien Soldaten begleitet werden. Alsdenn folgen koſtbare Trageſſel, mit Blumen-Schnuren und andern Zierathen behangen, und von vier weiß gekleideten Männern getragen, vor welchen ein fünfter mit einem prächtigen Sonnen-Schirme geht. In dieſen Seſſeln ſitzen die Vornehmſten von Herren und Damen. Nach den darauf folgenden Wagen kommen eine Menge anderer von den Großen, zu Pferde: zwey Bediente bey jedem Pferde halten mit der einen Hand den Zügel, mit der andern einen Sonnen-Schirm. Jeder dieſer Herren wird von acht Bedienten begleitet. Nach ihnen kommen drey Wagen, woran Glanz und Koſtbarkeit alles überſteigt, was man in dieſer Art ſehen kann: Gold und Edelſteine prangen überall. Sie werden von ſchwarzen Ochſen gezogen, derer jeder von vier Männern geführet wird. Dieſe Wagen gehören des Dairi Gemahlinnen. Ihnen folgen drey und zwanzig andere, für die Kebsweiber, und Hof-Damen. Ein zweyter Zug von zwey und ſiebenzig Edelleuten zu Pferde, die paarweiſe reiten, erſcheint vor einem Hau-

fen

ſen vornehmer Herren vom erſten Range. Alsdenn kommt der Wagen des Cubo, der noch weit prächtiger iſt, als die drey vorher erwehnten. Die Prinzen ſeines Hauſes, ſeine Söhne, ſeine Brüder, und vier hundert wohl gekleidete Soldaten folgen ihm, und ſchließen den Zug. Unmittelbar darauf ſieht man eine große Anzahl Trag-Seſſel, Kutſchen, und Fuhrwerke, die von einer großen Menge vom Adel, und anderen zu Pferde und zu Fuße begleitet werden, wobey ſich Muſikanten hören laſſen, die mit ihren Stimmen und Inſtrumenten die ganze Luft erfüllen. Endlich kommt der Trag-Seſſel, (Palankin,) des Dairi, von funfzig Edelleuten getragen, und mit ſeiner Garde umringet. Alles was Kunſt und Materialien vollkommenes hervorbringen können, findet ſich an dieſem prächtigen Sitze vereiniget. Auf ſolche Art langet man in dem Palaſte an, wo der Fürſt von dem Cubo, und ſeinen Söhnen, drey Tage lang bedienet wird. Sie ſelbſt bereiten die Speiſen; und nachdem ſie ihn mit Geſchenken überhäufet haben, nehmen ſie, mit allen ſeinem Range zukommenden Reſpects-Bezeigungen, von ihm Abſchied.

Es iſt nichts mit der außerordentlichen Hochachtung zu vergleichen, die wir insgeſamt

geſamt für die geheiligte Perſon dieſes geiſtlichen Monarchen haben. Wir ſehen ihn als einen Gott an, den die Erde zu beſitzen, und die Sonne zu erleuchten, nicht werth ſind. Seine Heiligkeit würde verunehret, wenn ſeine Füße den Boden berührten, oder er ſich der freyen Luft ausſetzte. Männer in weißen Kleidern, tragen ihn auf ihren Achſeln, und er würdiget nicht leicht die um ihn befindlichen Gegenſtände ſeines Anſchauens. Ja die Heiligkeit der geringſten Theile ſeines Leibes iſt ſo groß, daß er ſich nicht darf die Haare, den Bart, noch die Nägel abnehmen laſſen. Man bedienet ſich der Zeit, wenn er ſchläft, um ihn ſolche, ihm unwiſſend, abzuſchneiden. Alle Tage hat er auf ſeiner Tafel neues Geſchirr, welches ſo gleich nach dem Eſſen zerbrochen wird, aus Furcht, es möchte unter die Hände der Laien kommen; und wir glauben, daß demjenigen, der ſolches nach ihm brauchte, der Hals ſchwellen würde. Gleiche Bewandniß hat es mit ſeinen Kleidern: wer ſich unterſtünde, ſolche zu tragen, würde Augenblicklich mit einer ſchmerzhaften Geſchwulſt über den ganzen Leib beſtrafet.

In den Zimmern dieſes Fürſten ſind drey hundert und ſechs und ſechzig **Götzenbilder** auf-

aufgeſtellet, die Wechſelsweiſe bey ſeinem Bette die Wache haben. Wenn Seine Heiligkeit nicht wohl geſchlafen hat, bekommt der Götze, der Wache geſtanden hat, die Baſtonnade, und wird auf hundert Tage aus dem Palaſte verbannet. Der Dairi ſteht bey uns in ſolchem Anſehen, daß das Volk das Waſſer als heilig anſieht, womit dieſes Monarchen Füße gewaſchen werden. Man ſammelt es, hebt es auf, und niemand unterſteht ſich, es zu weltlichen Dingen zu brauchen.

Die **Würde** dieſes patriarchaliſchen Königes iſt **erblich**, und in der Ordnung gehöret ſie dem Aelteſten. In Ermangelung aber männlicher Erben, folgen die Töchter: es iſt ſo gar geſchehen, daß Wittwen dieſen geiſtlichen Thron beſtiegen haben. Im Falle Streitigkeiten wegen dieſer geiſtlichen Krone entſtehen, ſo entſcheidet die Geiſtlichkeit. Zuweilen legt der Vater die Krone nieder, und überläßt ſie ſeinen Söhnen, einem nach dem andern, damit die Mütter das Vergnügen haben, ihre Söhne insgeſamt mit dieſer geiſtlichen Würde beehret zu ſehen. Dieſer Wechſel geſchieht auf die geheimnißvolleſte Weiſe. Der Dairi ſtirbt, oder entſaget der Krone, ohne daß jemand etwas davon er-

 fährt:

fährt: ſo gar der Hof zu Jedo wird nicht eher davon benachrichtiget, als bis der Nachfolger eingeſetzet iſt.

Der Cubo überläßt dieſem höchſten geiſtlichen Oberhaupte, zu ſeinem Unterhalte, die Einkünfte der Stadt Meaco, mit ihrem Gebiethe, nebſt einigen Gnaden-Geldern, die nicht richtig bezahlet werden. Allein der Daivi zieht einen ſicherern Gewinnſt von der Macht, die er hat, Ehren-Titel zu vergeben und zu verkaufen, nicht nur an Privat-Perſonen, ſondern an den Cubo ſelbſt, der ihm dieſes Vorrecht der höchſten Gewalt gelaſſen hat. Dieſe Titel kommen mit denen von unſern Herzogen, Marquis, Grafen, und Rittern überein. Der gröſte Theil der Einkünfte dieſes geiſtlichen Monarchen wird angewendet, ſeiner ohnmächtigen königlichen Würde ein gewiſſes Anſehen zu verſchaffen: denn die Regel dieſes Hofes iſt, das Volk durch einen äußerlichen Glanz zu verblenden, die Armuth durch Pracht zu verbergen, und die ihm fehlende wirkliche Größe, durch den Schein zu erſetzen. Dieſe Prahlerey zeiget ſich in allem, was die Perſon des Fürſten angeht. Seine Verheurathung, die Geburt, und Erziehung des Thronfolgers, beſonders aber die Wahl einer Amme ver-

urſachen

urſachen außerordentliche Anſtalten. Bey dieſer letzten Ceremonie werden achtzig der ſchönſten Weiber im Königreiche zuſammen gebracht, und der Mutter, der Braut, und neunen der nächſten Verwandten des Monarchen vorgeſtellet. Einen ganzen Tag bewirthet man ſie auf das beſte, und begnadiget ſie mit Titeln, die ſie Lebenslang führen. Des andern Tages wird ihre Anzahl um die Hälfte verringert, und die verabſchiedeten bekommen koſtbare Geſchenke. Den folgenden Tag vergrößert man den Titel derer, die geblieben ſind, und unter dieſen vierzigen, ſuchet man zehne aus, die hernach auf dreye heruntergeſetzt, die übrigen aber mit überhäuften Gnaden-Bezeigungen zurück geſchicket werden. Nach einigen Tagen wählet man eine von dieſen dreyen, der man nebſt andern Ehren-Zeichen die Stelle einer Amme des Prinzen giebt. Bey ihrer Einſetzung, wird ſie in das Zimmer des Kindes geführet, das ſie in den Armen einer der erſten Damen des Palaſtes findt, welche es von dem Tage ſeiner Geburt an geſtillet hat. Man giebt dem jungen Prinzen ein wenig Milch in den Mund, und er wird der Amme übergeben.

Der Dairi heurathet, nach hergebrachter Gewohnheit ſeiner Vorfahren, ordentlich

zwölf Gemahlinnen, davon eine den Titel als Kaiſerinn führet, und die Mutter des Erb-Prinzen iſt. Sie wohnet bey ihrem Gemahle, die übrigen aber in andern nahe gelegenen Paläſten. Eine jede von ihnen hält alle Tage in ihrem Zimmer ein prächtiges Gaſtmahl bereit; ſie läßt Muſik und Tänzerinnen kommen; und wenn der Fürſt gewählet hat, bey welcher er eſſen und ſchlafen will, ſo werden alle dieſe Gaſtmahle, die Muſik, und Spiele zuſammen, und zu der Gemahlinn gebracht, die er mit ſeiner Gegenwart beehret.

Ungeachtet der Dairi ſeinen Hofbedienten nur mäßige Beſoldungen giebt, ſo iſt ſeine Hofſtatt doch ſehr zahlreich. Der Reiz der geiſtlichen Würden, die er zu vergeben hat, bringt die vielen Leute in ſeine Dienſte. Die Erlernung der Wiſſenſchaften iſt die vornehmſte Beſchäfftigung der Großen am Hofe; dieſer aber beſteht aus lauter Geiſtlichen, die ſich alle einbilden, von unſern Göttern abzuſtammen. Dieſe vermeynte Herkunft macht das Prieſter-Volk unerträglich ſtolz, und flößt ihnen eine allgemeine Verachtung für die Weltlichen ein, derer Dienſtgefälligkeit ſie doch bey aller Gelegenheit erbetteln. Die Vornehmſten unter ihnen leben auf Koſten

anderer

anderer Leute, unterdeſſen daß die Geringen ſich zu den ſchlechteſten Handthierungen herab-laſſen, dergeſtalt daß man dieſe Götter-Kinder ſieht Schuhe machen, damit ſie leben können. Aus dem Schooße dieſes geiſtlichen Hofes kommen die Superiore der Klöſter, die ſich in die Provinzen vertheilen. Sie laſſen zwey Schwerde vor ſich her tragen, wie die Weltlichen vom höchſten Range, und gehen mit ſo viel Stolze und Anſehen einher, als ob ſie die erſten Stellen im Staate verwalteten. Sie enthalten ſich aller Gemeinſchaft mit dem Volke, und verbergen ihre Unwiſſenheit mit einem zurückhaltenden Weſen. Die Generale der Orden können nirgends als in Meaco, unter den Augen ihres höchſten Oberhauptes reſidiren; und dieſe Stadt wird bey uns als der Sitz der Heiligkeit, und der Wohnplatz der Religion angeſehen. So groß aber auch das Anſehen unſerer Geiſtlichen iſt, ſo ſind ſie dennoch in allem, was weltliche Sachen betrifft, der Gewalt des Cubo unterworfen. Ihre Verbrechen werden am Leben geſtrafet, obſchon mit etwas mehr Nachſicht, als bey den Laien. Das vermeynte Vorrecht, vermöge welches der weltlichen Obrigkeit die Unterſuchung des von einem Prie-

Prieſter oder Mönche begangenen Verbrechens benommen iſt, kennen wir hier nicht.

Alle Hofleute des Dairi, ſo wie alle Geiſtliche im Königreiche, nehmen die Benennung, gnädiger Herr, an. Die eigentliche Kleidung ihres Ordens beſteht in weiten Beinkleidern, und in einem Rocke mit einem langen Schweife. Ihre Mütze iſt ſchwarz, und nach Beſchaffenheit der Würde von verſchiedener Forme. Man erkennet daher an der Kleidung, welchen Rang ein Geiſtlicher bey Hofe hat. Auch die Damen haben eine beſondere Kleidung, die ſie von den Weltlichen ihres Geſchlechtes unterſcheidet.

Nachdem ich von allem, was den Hof des Dairi betrifft, Nachricht eingezogen hatte, fragte mich unſer Japaner: „Was müſſen ſie für eine Meynung von mir hegen? Sie wiſſen, daß wir gegen Fremde ſehr zurückhaltend ſeyn ſollen, und uns eidlich verbinden müſſen, daß wir in Staats- und Religions-Sachen ein unverletzliches Stillſchweigen gegen ſie beobachten wollen. Ich müßte befürchten, fuhr er fort, ihre Verachtung gegen mich würde eben ſo groß, als mein Zutrauen gegen ſie, werden, wenn ich ihnen nicht erklärete, wie dieſer Eid eigentlich beſchaffen iſt.

Mei-

Meiner ſeits iſt er vollkommen wider meinen Willen geleiſtet worden; und ich verehre weder, noch bethe die Götter und Geiſter an, die ich zu Bürgen meines Verſprechens habe wählen müſſen. Auf eben dieſe Art denken die meiſten meiner Landesleute über dieſe Verbindlichkeit: die Furcht der Strafe iſt der einzige Bewegungs-Grund, der ſie zurück hält. Ueberdieß lieben wir den Umgang, und die Vertraulichkeit mit den Europäern; und wir tragen eben ſo großes Verlangen ihre Geſchichte zu wiſſen, als ſie Neugierde haben, die unſerige zu erfahren."

Nach einem ſolchem Geſtändniſſe, Madame, hatte ich nicht zu beſorgen, mich ferner einiger Unbeſcheidenheit ſchuldig zu machen, und ich hatte noch allerhand Fragen, welche die Regirung des Landes, und den Hof des weltlichen Kaiſers betrafen, woſelbſt der, welcher mich unterrichtete, ſich einige Zeit aufgehalten hatte. „Sie haben bereits gehöret, ſagte er, worinnen die Macht dieſes Monarchen beſtehet. Sie unterſcheidet ſich von der Gewalt des Kaiſers von China, daß ſelbiger zugleich König, und höchſter Prieſter ſeines Volkes iſt: der unſerige aber, hat nur die weltliche Gewalt in ſeinen Händen.

Dieſe

Dieſe iſt uneingeſchränkt, und deſpotiſch. Staatsklugheit, und Macht, werden zugleich angewendet, um einen Thron zu unterſtützen, der ſeinen Anfang und Erhaltung beyden zu verdanken hat. Alle Fürſten, und die obrigkeitlichen Perſonen des Königreiches, ſind dieſem Oberhaupte des Staates dergeſtalt untergeordnet, daß er ſie, ohne einige Urſache anzugeben, blos aus Willen oder Eigenſinne, kann aus dem Lande verbannen, ihre Güter einziehen, ihnen ihre Aemter, ja gar das Leben, nehmen. Dieſer Fürſt hat ſeine Reſidenz zu Jedo, mitten unter einer zahlreichen Hofſtatt, welche aus den vornehmſten Herren des Reiches beſteht. Einige ſind unmittelbar dem Dienſte ſeiner Perſon gewidmet; andere kommen nur von Zeit zu Zeit, ihm die Aufwartung zu machen: ein unverbrüchliches Geſetz aber verbindet alle, ſich wenigſtens ſechs Monate im Jahre in der Hauptſtadt aufzuhalten. Ehe ſie in Jedo ankommen, wird ihr Gepäcke durch Kaiſerliche Commiſſarien unterſuchet; dieſe aber haben den ſchärfſten Befehl, kein Gewehr in die Stadt einzulaſſen. Der Kaiſer ſorget unabläßig, ſie in der Unterwürfigkeit zu erhalten. Um ſie zu ſchwächen, zergliedert er ihre Güter; ja er ſelbſt

Digitized by Google

ſelbſt vermittelt die Heurathen aller, die an ſeinem Hofe ſind. Die Weiber, die ſolcher geſtalt von ſeiner Hand kommen, genießen eines großen Vorzuges. Man bauet ihnen Paläſte; richtet ihr Hausweſen ein; und giebt ihnen eine Menge Frauenzimmer zu ihrer Bedienung. Dieſe Mägdgen, welche aus den beſten Familien des Landes ſind, müſſen eine gewiſſe Reihe Jahre bey ihnen dienen, und werden hernach ihrem Stande gemäs ſelbſt verheurathet.

Die **Leib-Wache** des **Cubo** beſteht ohngefähr aus ſechs tauſend Mann. Seine ſämtlichen **Truppen**, in Friedens-Zeit, belaufen ſich auf hundert tauſend Mann Fußvolk, und zwanzig tauſend Reiter. Bey Kriegs-Zeiten liefert jedweder Herr eine gewiſſe, ſeinen Einkünften gemäße Anzahl Soldaten; ſo daß dieſe Armeen mehr als dreymal hundert tauſend Mann ausmachen. Es iſt dieſes mehr als nöthig, eines Fürſten Anſehen zu erhalten, der nichts braucht, als ſeine Unterthanen im Zaume zu halten, keineswegs aber ſuchet, andere Länder zu bezwingen. Seine Truppen ſind wohl bekleidet, und wohl bewaffnet. Die Reiterey führt Wurfſpieſe, Karabiner, einen Säbel, und Bogen; das

Fuß-

Fußvolk hat zwey Säbel, eine Pike, und eine Muskete. Fünf Soldaten haben einen Anführer; und dreyßig Mann werden von einem Ober-Officiere commandiret. Zwey hundert und funfzig Mann machen eine Compagnie aus; und jede Compagnie hat zwey Hauptleute, und einen Staabs-Officier.

Um das Volk, und die Großen im Gehorſame zu erhalten, ſind in allen wichtigen Städten des Reiches feſte Schlöſſer angeleget, wo die Commendanten dem Kaiſer völlig ergeben ſind. In dem ganzen Königreiche werden Kundſchafter unterhalten, die ihm von allem, was vorgeht, Nachricht geben müſſen. Unter dem Vorwande, den Großen beſondere Merkmale ſeiner Gnade angedeyen zu laſſen, erfordert er, daß alle ihre männlichen Kinder in der Hauptſtadt, unter ſeinen Augen, auferzogen werden; und er behält ſie, als ſo viel Geißeln, an ſeinem Hofe, um ſich der Treue ihrer Väter zu verſichern. Den Hohen im Lande iſt nicht erlaubt, vertraute Bekanntſchaft unter ſich zu haben, oder einander öftere Beſuche zu machen; noch weniger dem Monarchen durch große Reichthümer Argwohn zu erwecken. Um ſie nicht zu Kräften kommen zu laſſen, beſucht er ſie etliche

Tage

Tage lang auf ihren Schlöſſern, wo die außerordentlichen Anſtalten, die dieſe Ehre erfordern, die Schätze des Begünſtigten gar bald erſchöpfen. Wenn ein Großer einen Palaſt bauet, muß er zwey Thore darinnen anlegen: eines zum ordentlichen Gebrauche; das andere viel größere, und ſchönere, iſt allein für den Monarchen beſtimmt, wenn Seine Majeſtät kommt, ihm einen Beſuch zu machen. Es wird alsdenn ein prächtiges Gaſtgebot zubereitet, und die Einladung geſchieht drey Jahre vorher; dieſe Zeit aber wird unterdeſſen auf die Anſtalten verwendet. Alles Tafel-Geſchirr dabey iſt mit dem kaiſerlichen Wappen bezeichnet. Endlich, wenn der Kaiſer ein wichtiges Unternehmen auszuführen Willens iſt, ſo trägt er die Beſorgniß davon einer gewiſſen Anzahl der Großen auf, die es auf ihre Koſten ausführen müſſen.

Die **weltliche Krone iſt erblich**, wie die geiſtliche: die **Einkünfte** aber des Cubo beſtehen theils in ſeinen Domainen-Gütern, welche faſt die Hälfte von Japan ausmachen; theils in den Auflagen auf fremde Waaren, die in ſeinem Namen eingehoben werden; und in den Bergwerken. Die Abgaben der Einwohner in den Städten ſind geringe, betreffen

auch nur die Eigenthümer der Häuſer, und ſind nach der Größe des Grundes und Bodens eingerichtet, den jedweder beſitzet. Die Stadt Meaco allein iſt von allen Abgaben befreyet. Auf den Weitzen, Reiß, und überhaupt auf alle Erzeugungen angebauter Länder, wird jährlich eine kaiſerliche Taxe geleget.

Unter dem Cubo ſtehen verſchiedene **Fürſten**, die die Verwaltung ſeiner Provinzen haben, und denen er den Titel und das Anſehen der königlichen Würde verſtattet. Es ſind aber nur Theater-Könige, die an dem Fuße des kaiſerlichen Thrones kriechen, und die ihrer Krone wegen vor keiner Gefahr geſichert ſind. Uebrigens haben ſie einen großen Rang im Reiche, und etliche unter ihnen ſehr weitläuftige Domainen. Sie üben die Gerichtsbarkeit in ihren Fürſtenthümern aus, und commandiren die Armeen; auch ſchickt man keine anderen Statthalter dahin: ſie müſſen aber alle Jahre nach Jedo kommen, und Rechnung ablegen.

Der jährliche **Aufwand** des Monarchen für ſeinen Hof, mit den Beſoldungen für ſeine ſämtlichen Bedienten, beläuft ſich auf mehr als achtzig Millionen. Man giebt dieſem Fürſten den Titel als **Kaiſer**, weil alle andere Herren

Herren im Reiche, worunter einige, wie Sie geſehen haben, Könige heißen, ſeine Vaſallen ſind. Wenn er ſich aus ſeinem Palaſte begiebt, wird er durch dieſe kleinen Monarchen, und durch die anderen Vornehmen begleitet; alle aber, um Sr. Majeſtät gefällig zu werden, beſitzen allerhand nöthige und beliebte Talente. Einige verſtehen Muſik, und Poeſie; andere legen ſich auf die Arzeneykunſt, oder Malerey. In ihrem Gefolge befindet ſich ein Haufen junger Kinder, die man unter allem was am vornehmſten iſt, auslieſet. Vor und hinter dem Wagen Seiner Majeſtät geht das Regiment Leib-Garde, unter welchem nicht ein einziger Mann befindlich iſt, der nicht Proben von Herzhaftigkeit abgeleget hat, die Kriegs-Uebungen vollkommen verſteht, und durch ſein gutes Anſehen der Wichtigkeit ſeiner Stelle Ehre macht. Der Zug geſchieht mit ſolchem Anſtande, und in ſo vortrefflicher Ordnung, daß nicht allein kein einziger ſeinen Platz verläßt, ſondern man höret auch kein Wort reden. Die Gaſſen ſind gekehret, und mit Sande beſtreuet, und die Thüren der Häuſer offen, ohne daß jemand an den Fenſtern, oder in den Gewölbern zu ſehen iſt; läßt ſich aber jemand ſehen, nö-

thiget ihn die Wache, niederzuknien, bis Seine Majeſtät vorüber iſt.

Das Königreich Japan iſt in ſechs oder ſieben hundert Herrſchaften getheilet, welche von den allervornehmſten Herren im Lande beſeſſen werden. Dieſe haben, unter kaiſerlicher Obergewalt, die Gerichtsbarkeit auf ihren Gütern; bringen auch alle Jahre, wie ich Ihnen geſaget habe, ſechs Monate bey Hofe zu. Eine kluge Politik, von Seiten des Fürſten, und ein ungemeines Mittel, die Großen eines Staates zu feſſeln.

Der Cubo iſt von allem, was bey ihnen vorgeht, auf das genaueſte unterrichtet, vermittelſt eines Menſchen, den er ihnen unter dem Vorwande eines Rathgebers zugeſellet, der aber in der That zum Spione dienet. Wenn er ihnen dieſen Kundſchafter zuſchicket, giebt er ihm einen Brief mit, der folgendergeſtalt eingerichtet iſt: „Ich weis, ſagt der Monarch zu dem Fürſten, an den er ſchreibt, ich weis, daß ſie große Güter und viele Vaſallen haben; folglich haben ſie jemanden nöthig, der auf ihre Sachen Achtung giebt. Der Ueberbringer dieſes Briefes wird ihnen helfen können. Ich ſtehe für ſeine Ehrlichkeit; bedienen ſie ſich ſeiner, und laſſen ſich die Sorgfalt,

falt, die ich für ſie habe, gefallen.“ Dieſe Art von Secretairen ſind Leute, die dem Kaiſer von ihrer Jugend an gedienet haben, und derer Klugheit und Geſchicklichkeit er kennet. Außer denen Proben, die er von ihrer Treue während ihres Dienſtes erlanget hat, verſichert er ſich ihrer noch durch eine Schrift, die ſie mit ihrem Blute unterzeichnen müſſen; ſo daß nichts vorgeht, davon Seine Majeſtät nicht benachrichtiget werde. Sie halten ein genaues Verzeichniß über alles was ſie in dem Lebenswandel und Bezeigen der Großen ſehen; dieſe aber unternehmen nichts ohne ihren Rath, und führen nichts aus, ohne ihre Hülfe. Daher dieſe Leute in den Provinzen viel vermögen, und in den Häuſern, wo ſie als Spione ſind, ſtehen ſie in großen Anſehen. Man iſt ihrer Gunſt benöthiget, um ſich bey Hofe zu erhalten, und ſich der Gnade des Fürſten zu verſichern.

Die kaiſerlichen **Städte**, das heißt, ſeine Domainen, wie Jedo, Oſaka, Sacai, Nangaſaqui, werden durch **Statthalter** oder General-Lieutenante verwaltet, die der Kaiſer dahin ſchicket. In jeder Stadt ſind ihrer zwey, und in Nangaſaqui zuweilen drey, wegen der Wichtigkeit dieſes Ortes, der ſtets voller

Fremden iſt. Sie commandiren daſelbſt wechſelsweiſe; und unterdeſſen daß der eine ſein Amt verwaltet, hält ſich der andere ſo lange am kaiſerlichen Hofe zu Jedo auf, bis er Befehl bekommt, ſeinen Gehülfen abzulöſen, mit welchem er einen genauen Briefwechſel unterhält. Er giebt den Miniſtern Nachricht von denen wichtigen Angelegenheiten, die im geheimen Rathe vorgetragen werden ſollen, legt von ſeiner eigenen Verwaltung Rechenſchaft ab, und ſuchet ihren, und der Lieblinge Schutz durch Geſchenke zu erwerben. Die ganze Zeit über, daß ein Statthalter ſeine Stelle verwaltet, iſt ihm unter der ſchärfſten Strafe unterſaget, kein Frauenzimmer in ſeinem Palaſte zu haben, ja ſelbſt ſeine Gemahlinn nicht, welche mit ihren Kindern am Hofe bleiben, und für die Treue ihres Mannes ſtehen muß. Die eigentliche Beſoldung dieſer Herren iſt ſehr gering; aber der Neben-Gewinnſt erſetzt dieſen Mangel. Sie würden in wenigen Jahren große Reichthümer ſammeln, wenn der Souverain, und ſeine Miniſter, nicht Theil daran hätten. Ihre Einrichtung beſteht aus einer großen Menge Haus-Officiere, derer viele von ſehr guter Herkunft ſind, und jeder von ihnen muß ſelbſt etliche Bedienten zu ſei-

ner

ner Aufwartung haben. Das Thor des Palaſtes wird beſtändig von fünf oder ſechs Leuten bewachet, die mit einem Degen, mit einem Säbel, und mit einem Stocke verſehen ſind. Es wird Nachmittags um vier Uhr geſchloſſen, und ohne beſondere Erlaubniß nicht aufgemacht. In dem Innerſten des Palaſtes ſtehen noch andere Wachen, die den Namen der hereinkommenden Perſonen aufſchreiben; und alle Abende wird dieſes Verzeichniß dem Statthalter eingehändiget. Seine Gewalt iſt uneingeſchränkt, und auf ihm allein beruhet die Beſorgung aller Angelegenheiten. Die Handlung, das Juſtizweſen, der Krieg, alles ſteht unter ſeinem Tribunale. Damit er aber ſeine Gewalt nicht misbrauche, ſind Kundſchafter geſetzet, die auf ſeine Aufführung Achtung geben.

Die Polizey der Städte gehöret auch für die Statthalter: weil ſie ſolche aber in ihrem ganzen Umfange nicht ſelbſt beſorgen können, haben ſie verſchiedene Amts-Verweſer, die ihnen beyſtehen. Wir nennen ſie Aelteſte, weil ſie wirklich vor dieſem aus den älteſten Einwohnern gewählet wurden: aber heut zu Tage werden dieſe Stellen öfters jungen Leuten gegeben. Sie haben Beygeordnete unter

ſich, die ihre Stelle theils auf Lebenszeit beſitzen, theils alle Jahre wechſeln. Ihre Haupt-Verrichtung iſt, daß ſie dem Statthalter alle Tage genaue Nachricht geben, von allem was in der Stadt vorgeht, und ihm die Bittſchriften der Einwohner überreichen; denn es iſt nicht jedermann ohne Unterſchied erlaubet, den Statthalter zu ſprechen: ſie allein, als die den ihm ſchuldigen Reſpect in Acht zu nehmen wiſſen, haben das Recht vor ihm zu erſcheinen. In jeder Gaſſe iſt ein Commiſſair geſetzet, der auf die Nacht-Wache Acht haben muß, und der beſorget, daß die Befehle der Polizey-Beamten genau befolget werden. Er wird aus den Ehrbareſten in der Gaſſe gewählet, der Statthalter aber muß die Wahl beſtätigen. Weil der gemeine Mann die Wichtigkeit eines Amtes aus dem Anſehen desjenigen beurtheilet, der ſolches bekleidet, ſo ſuchen dieſe kleinen Unterbedienten ihrer Stelle durch äußerliche Pracht einen Schein zu geben, der ihre Dürftigkeit verbergen muß.

Außer beſagtem Commiſſaire hat jede Gaſſe noch ihren Gerichtsſchreiber, der die Päſſe, und die Zeichniſſe der Lebensart und Sitten ausfertiget; der ein richtiges Regiſter hält über die Leute, die in ſeinem Quartiere woh-

wohnen; der Reiſenden, oder die ihre Wohnung verändern; der Gebohrenen und Verſtorbenen; wie ſelbige, und in welcher Glaubens-Meynung ſie geſtorben ſind; was für eine Religion ſie bekennnet haben, ꝛc.

In Nangaſaqui giebt es noch eine andere Art von Bedienten, welche Stadt-Boten heißen, und zugleich als Häſcher und Gerichtsdiener gebrauchet werden. Sie machen eine anſehnliche Geſellſchaft, von ohngefähr dreyßig Familien, aus, und ſind ſeit undenklicher Zeit in dem Beſitze dieſer Stellen. Dieſe Leute haben eine außerordentliche Geſchicklichkeit, und müſſen zuweilen öffentliche Executionen verrichten, inſonderheit wenn ein Verbrecher ſoll enthauptet werden. Das Amt dieſer Stadt-Boten, das bey Ihnen niederträchtig und verächtlich gehalten wird, iſt hier zu Lande eine militariſche und Ehren-Stelle; die Beſitzer dürfen zwey Säbel tragen, wie die Edelleute.“

Unſer Japaner hätte ſich in eine noch genauere Beſchreibung von Polizey-Sachen, und wegen der Stadt-Magiſtrate, eingelaſſen, wenn es nicht Abend geworden, und ich verbunden geweſen wäre, mich in das holländiſche Quartier zu begeben, wo man vor Ein-

tritt der Nacht zurück gekommen ſeyn muß. Dieſes gezwungene Heimgehen hat wenigſtens den Nutzen, daß man nicht durch das entſetzliche Lärmen geſtöret wird, das man in dieſer unruhigen Stadt beſtändig zu hören hat. Die von Deſpreaux gemachte Schilderung des Geſchreyes und des Lärmens von Paris, kann Ihnen einen Theil der Beſchwerlichkeit zu Nangaſaqui begreiflich machen. Alles was verkaufet wird, wird auf der Gaſſe öffentlich ausgerufen; und die Handwerksleute und Tagelöhner muntern ſich wechſelsweiſe durch ihre Geſänge auf, die höchſt unangenehm klingen, und denen, welche ſie nicht gewohnet ſind, äußerſt beſchwerlich fallen. Die Matroſen machen es noch ärger: ſie verrichten ihre Arbeit nach dem Tacte, und nach viel ſchärfer klingenden Geſängen, die folglich noch unerträglicher werden. Die Schaarwache, und die Schildwachen, haben auch eine beſondere Art zu ſchreyen, wodurch ſie ihre Wachſamkeit anzeigen; ſie wecken alle Leute auf, um darzuthun, daß ſie nicht ſchlafen. Andere, welche die Stunden angeben, haben große Stücken Holz, die ſie an einander ſchlagen, und die man ſehr weit höret. Hierzu kommen noch die Chineſer, die dieſen Lärmen

durch

Digitized by Google

durch ihre Trommeln und andere Inſtrumente vermehren: beſonders des Abends betäuben ſie faſt alle Vorbeygehende, wenn ſie ihre Götzen um ihre Tempel ſpatzieren tragen, und ihnen zu Ehren Stücken Papier anzünden, die ſie hernach in das Meer werfen. Dieſes alles aber iſt nichts, in Vergleichung des Geſchreyes, das die Pfaffen und die Verwandten eines Sterbenden oder eines Verſtorbenen machen, an den Tagen, die zum Andenken der Verſtorbenen angeſetzet ſind. Etliche ſingen mit lauter Stimme; andere ſchlagen und lauten zur Seelenruhe der Verſtorbenen mit Glocken. Alle dieſe verſchiedenen Lärmen zuſammen genommen, machen aus Nangaſaqui eine der unbequemſten Städte in der Welt.

Ich bin ꝛc.

Nangaſaqui, den 1ſten Auguſt, 1745.

Der 69. Brief.

Fortſetzung von Japan.

Ich wünſche, Madame, daß meine Beſchreibung eines ſchönen Landes, wie Japan iſt, Ihnen unterhaltend ſcheinen möge. Ich will Sie nun in die berühmten Inſeln führen,

wo

wo alles voller bevölkerter Städte iſt, und wo eine vortreffliche Polizey beobachtet wird. Man ſieht daſelbſt Häuſer von ungemeiner Reinlichkeit und Bequemlichkeit; angenehme Gärten, koſtbare Brücken, Wege, die ſo gerade ſind wie Spatziergänge, Poſten, eingerichtet wie in Frankreich, und Wegezeiger, wobey man ſich die Meilen-Steine der alten Römer erinnert. Auf den Landſtraßen ſind vortreffliche Wirthshäuſer angeleget, und überall, bis mitten in den Hölzern, findt man kleine allerliebſte Oerter, wo alles zu haben iſt, was die Bedürfniß und Annehmlichkeit des Lebens erfordert. Es hat mir dieſes alles, Madame, auf der ganzen Reiſe nach Jedo vorzüglich wohl gefallen. Ich will daher dieſe Dinge nach einander durchgehen, und fange bey den hohen **Landſtraßen** an.

Sie ſind ſo breit, daß zwey Truppe Reiſender, ſie mögen noch ſo zahlreich ſeyn, können ohne Hinderung, zu gleicher Zeit, neben einander vorbey kommen. Die Leute, die hinaufwärts gehen, um nach der Landes-Sprache zu reden, oder welche nach Meaco reiſen, halten ſich linker Hand; und die heruntergehen, das iſt, von dieſer Stadt kommen, nehmen die rechte Hand. Auf jeder Seite ſteht eine

eine gerade Reihe Tannen-Bäume, die den Weg angenehm und bequem machen, beſonders bey großer Hitze. Zum Ablaufe des Waſſers ſind ſie mit Gräben eingefaſſet. Die Bauern einer jeden Gegend müſſen dieſe Wege rein, und in baulichem Weſen erhalten. Sie dürfen aber nicht glauben, Madame, daß ihnen dieſe Arbeit eine Laſt wird: vielmehr bringt ihnen alles, was die Wege unſauber macht, Vortheil. Die von den Bäumen gefallenen Aeſte dienen ihnen zur Heitzung; und den Koth ſammeln ſie ſorgfältig, und düngen damit ihre Felder.

Alle hohe Landesſtraßen ſind in geometriſche Meilen abgetheilet, und nehmen ihren Anfang an der Brücke der Stadt Jedo, als dem Mittelpuncte des ganzen Landes. Solchergeſtalt weis man an jedwedem Orte, wie weit man von der Hauptſtadt entfernet iſt. Die Meilen ſind durch zwey kleine, einander gegen über ſtehende Hügel angemerket, worauf Bäume gepflanzet ſind. Am Ende einer jeden Gränze trifft man eine **Seule**, oder einen **Gränzſtein** an, welcher beſaget, wem dieſes Grundſtück gehöret, und wie weit der Bezirk geht. Die **Scheide-Wege** haben auch ihre Aufſchriften, die Reiſenden zu unterrichten,

richten, und führen den Namen der Provinz, wo ſie hinführen. Die Landſtraßen ſind beſtändig mit einer Menge Bettler, Pilgrimme, und Kaufleute aller Art, angefüllet. Die Bettler beyderley Geſchlechtes gehören mehrentheils einer Brüderſchaft oder geiſtlichen Orden zu. Etliche krank, andere geſund und ſtark, fordern das Allmoſen bittend, ſingend, oder ſie ſpielen auf Inſtrumenten, und machen allerhand Kunſtſtücke dazu. Dieſes Gedränge von Leuten wird durch eine Menge Kinder vergrößert, die den Vorbeygehenden nachlaufen, und ihnen Früchte, Stricke, Rieme, Zahnſtocher, und tauſend andere Kleinigkeiten anbieten. Man trifft auch Leute zu Pferde an, die einen großen Strohhut auf dem Kopfe, und einen Mantel von gefirnißten Papiere, der Pferd, Sachen, und Reiter bedecket, um ſich haben. Der Reiter faſſet den Zügel nicht an; ſondern ein Bedienter, der auf der rechten Seite geht, hält ihn, und ſingt, um ſich und ſeinem Herrn die Zeit zu vertreiben. Wenn ein vornehmer Herr reiſet, trägt man Sorge, daß die Wege gekehret werden; und etliche Tage vor ſeiner Ankunft ſchafft man Haufen Sand herbey, die Wege eben und trocken zu machen. Von einer Poſt-Station zur andern

findt

findt man Grotten, mit Bäumen bewachſen, die für Leute vom erſten Range beſtimmt ſind, wo dieſe das Recht haben unterzutreten, und ſich ihrer allein zu bedienen.

Wenn die Großen an den Hof reiſen, geſchieht ſolches mit außerordentlichem Gepränge und Staate. Ihr Gefolge iſt zuweilen ſo zahlreich, daß es etliche Meilen einnimmt, und die gröſten Städte ſind nicht zureichend alle zu beherbergen: man muß einen Theil davon in die nächſten Dörfer verlegen. Etliche Wochen vorher ſchicken dieſe Herren ihre Fouriere an die Oerter, wo ſie durchgehen, und laſſen lange Stangen mit kleinen angehängten Bretern aufrichten, woran die Zeit ihres Aufenthaltes bemerket iſt. Es iſt werth, die Menge Kutſchen, Officiere, Pagen, und Bediente von aller Gattung, die dieſen Zug ausmachen, zu ſehen. Einige ſind bewaffnet, und tragen lange Piken mit Federn, oder mit beſonderen Zierrathen geſchmücket; andere haben Kuffer oder bedeckte Körbe, mit dem Wappen ihrer Herren, worinnen die koſtbareſten Sachen verwahret ſind. Der Herr ſelbſt ſitzt in einem prächtigen Palankin, von vier oder acht reich bekleideten Bedienten getragen, welche von Zeit zu Zeit durch andere

bey

bey dem Palankin befindliche Träger, abgelöſet werden. Zwey Edelleute gehen auf jeder Seite, um dem Fürſten zu reichen, was er nöthig hat, oder ihn zu halten, wenn er aus und einſteigt. Ein anderer hält ihm den Sonnenſchirm vor; jedermann aber geht mit dem tiefſten Stillſchweigen, und in der genaueſten Ordnung. Alles iſt in ſchwarze Seide gekleidet, ausgenommen die Livree-Bedienten: dieſe Farbe, nebſt dem ernſthaften Weſen, das jeder annimmt, giebt dem Zuge ein majeſtätiſches Anſehen. Wenn ſie aber in eine Stadt kommen, oder daß ein Fürſt dem andern begegnet, ſo nimmt jedes eine ganz verſchiedene Geſtalt an. Die Livree-Bedienten, die Pagen, die Packträger fangen eine Art luſtiger Tänze an, mit wunderlichen Gebärden vermenget, welche nach der Einbildung der Nation Höflichkeits-Bezeigungen vorſtellen. Bey jedem Schritte ſtrecken ſie das Bein aus, halten es dem Rücken gleich, welchen ſie beugen, die Arme ſtrecken ſie vorne ſo weit von ſich, als ſie können, und halten ſich in der Stellung eines ſchwimmenden Menſchen; zu gleicher Zeit ſchütteln ſie den Kopf, und bewegen die Hände, ihre Lanzen, und den Pack, den ſie tragen, &c.

Man

Man hat hier ordentlich eingerichtete Poſten, wo der Preis der Pferde nicht allein nach der Weite der Oerter, ſondern auch nach Verhältniß des theuern Futters, nach Beſchaffenheit der Wege, und nach der Menge oder Schwere des Gepäckes beſtimmet iſt. Dieſe Poſten gehören dem Herren eines jeden Bezirkes, und die Poſt-Expeditionen ſind beſtändig voller Leute. Etliche ſchreiben auf, was jedweden Tag vorfällt; andere beſorgen Briefe, oder die Verordnungen des Kaiſers. Die Boten tragen ſelbige auf der Achſel an einem Stocke, und werden von einem ihrer Camaraden begleitet, welche ihren Platz nehmen, wenn ihnen etwas zuſtößt. Alle Reiſende, ohne Ausnahme, ſie ſeyn von was Stande und Würden ſie wollen, müſſen ihnen auf dem Wege Platz machen. Man erkennet ſie an dem Schalle einer kleinen Glocke, die man ziemlich weit hören kann. In den Poſt-Häuſern findt man nicht allein Pferde, ſondern auch Trag-Seſſel, Träger, und Lohn-Bediente, ꝛc. Dieſe Sänften, die nach Beſchaffenheit der Perſon von zwey, vier, oder acht Männern getragen werden, ſind länglich viereckige Kaſten, und geräumig genug, daß man darinnen ſitzen, oder bequem liegen kann.

Sie ſind mit einem Gitter von Bambus-Rohre umgeben, und haben auf jeder Seite eine gebrochene Thüre, hinten aber und vorne ein kleines Fenſter. Die Japaner reiſen gemeiniglich zu Pferde, laſſen aber nicht, wie wir, die Beine herunter hängen: ſie legen ſie entweder Kreuzweis auf des Pferdes Rücken, oder ausgeſtreckt, auf ſeinen Hals. Eine Sache, die den Fremden auf den Landſtraßen anſtößig wird, ſind die Knechte, und vornehmlich die Seſſel-Träger, welche ohne Beinkleider gehen, und ihre Röcke bis an den Gürtel aufſchürzen, ohne Rückſicht auf die Schamhaftigkeit. Sie ſagen zu denen, die ſich darüber ärgern, es ſey kein größeres Uebel, den Unterleib zu entblößen, als das Obertheil des Kopfes. Stellen Sie ſich, Madame, meine Verwunderung vor, da ich vor den Thoren von Nangaſaqui auf einmal vierzehn oder funfzehn von unſern Stallknechten in dieſer Figur ſah. Die Holländer, denen dieſe Gewohnheit nichts neues iſt, mußten über mein Erſtaunen lachen, ungeachtet ihnen dieſe Unanſtändigkeit nicht weniger zuwider war, als mir.

In Japan, wenn man reiſet, iſt der Gebrauch, einen Fecher zutragen, worauf die Hauptſtraßen, die Stationen, die Wirthshäuſer,

ſer, der Preis der Lebensmittel, ꝛc. angemerket ſind. Der **Wirthshäuſer** giebt es eine groſſe Menge, beſonders in den Gegenden, wo Poſten angeleget ſind. Frankreich iſt nur das einzige Land,*) wo man ihrer eben ſo anſehnliche, ſo reinliche, und ſo bequeme findt; ich rede von denen, wo ehrbare Leute einkehren. Die Japaniſchen haben Gärten; die Fenſter ſind wohl angebracht, und mit Gittern verſehen, die man den Tag über offen läßt. Wenn die Leute aufgeſtanden ſind, nimmt man die Verſchläge, wodurch die Zimmer abgeſondert werden, weg, daß die Luft frey durchſtreiche, und man die Ausſicht von dem Wege bis hinten in den Garten habe. Alles iſt mit der gröſten Sorgfalt geweißet, und lackiret. Man findt kein einziges unter dieſen groſſen Wirthshäuſern, wo nicht ein **Bad** wäre, und wo man nicht bedienet würde, wie die gröſten Herren in ihren Palläſten. Die Japaner gehen, theils der Reinlichkeit, theils der Geſundheit wegen, faſt alle

*) Der reiſende Franzoſe muß nicht in Engelland geweſen ſeyn. Die franzöſiſchen Wirthshäuſer, die man unter Weges antrifft, ſind ſehr mittelmäßig, und mit den Engliſchen in keine Vergleichung zu ziehen.

Tage in das Bad. Die heimlichen Gemächer ſind hinter den Häuſern, am Ende des Hofes, angebracht. Beym Eingange findt man, für diejenigen, die den Fußboden nicht betreten wollen, ungeachtet er allemal reinlich und ſauber iſt, neue geflochtene Matten gelegt. Die Oeffnung der Grube iſt dem Fußboden gleich, ohne Sitz, länglich, und ſchmal, daß man ſich ohne Gefahr niederkauern kann. Unten iſt gehacktes Stroh, daß ſich der Unrath ſogleich verlieret. Neben der Thüre ſteht ein Becken mit Waſſer, um ſich zu waſchen. Die Vorlage der Haupt-Gebäude iſt gemeiniglich finſter und unreinlich: die gemeinen Leute, und wer zu Fuße reiſet, halten ſich daſelbſt auf. Die Stuben ſind mit ſtrohern Matten bedecket; und die Küche, worinnen an ſtatt des Herdes nur eine ausgemauerte Grube iſt, füllet mehrentheils dieſen ganzen Theil des Hauſes mit Rauche an.

Außer dieſen großen Wirthshäuſern hat man auf allen Wegen, bis mitten in den Wäldern, und auf den Bergen, unzählich viele **kleine Wirthshäuſer**, wo die Reiſenden zu aller Zeit, und um geringen Preis Thee, Wein, Kuchen, Zuckerwerk, ꝛc. bekommen können. Auch die ſchlechteſten unter dieſen Häu-

ſern

Digitized by Google

ſern haben allemal etwas, das die Fremden anlocket. Ein Luſt- oder Obſt-Garten, den man von der Straße entdecket, die darinnen befindlichen Blumen, oder ein angenehmer Bach, giebt Gelegenheit, daß Reiſende daſelbſt ausruhen: inſonderheit findt man hübſche **Mägdgen**, die alles mögliche thun, um den Geſchmack der Erfriſchungen zu vermehren. Sie laſſen ihre Stimme hören, ſie lachen, ſie preiſen ihre Waaren an. Bey ſo vieler Annehmlichkeit und Bequemlichkeit iſt nicht zu verwundern, daß man auf den meiſten hohen Landſtraßen eben ſo viel Volk ſieht, wie in den Städten. Viele reiſen blos zum Vergnügen, und gehen von einem dieſer Luſthäuſer zu den andern, weniger um ſich zu erfriſchen, als zum Zeitvertreibe. Hauptſächlich aber gegen Mittags-Zeit ſieht man dieſe **Frauenzimmer** ſich öffentlich zeigen, wenn ſie mit Anziehen und Schminken fertig ſind. Sie ſtehen alsdenn an der Thüre, oder ſitzen auf einer kleinen Galerie, und bieten ſich den Reiſenden unverſchämt genug an, ihnen den Vorzug zu geben. In jedem Wirthshauſe ſind ihrer zuweilen ſechs oder ſieben, niemals aber weniger als drey; und oft geſchieht es, daß ſie ſo ſchreyen, oder ſich mit einander

 zanken,

Digitized by Google

zanken, und ein ſolches Lärmen machen, daß die ganze Gegend davon erfüllet wird. Dieſe Art von lüderlichem Leben iſt in Japan ſo gewöhnlich, daß viele reiche Chineſer dahin kommen, ihr Geld zu verthun, ſo wie man eine Menge Fremder in eben der Abſicht nach Frankreich kommen ſieht. Man nennet daher auch hieſiges Land, das H . . haus von China. Die Einführung dieſer lüderlichen Oerter iſt ſehr alt. Man ſchreibt den Urſprung davon einem Japaniſchen Kaiſer zu, der, aus Furcht daß ſeine durch einen langwierigen Krieg ermüdeten Soldaten nicht die Armee verlaſſen, und zu ihren Weibern gehen möchten, kein beſſeres Mittel ſah, ſie zurückzuhalten, als daß er dergleichen Häuſer anlegen ließ. In allen Städten iſt den lüderlichen Weibsperſonen ein gewiſſes Quartier angewieſen: man findt daſelbſt viele hübſche Häuſer, die allerhand Eigenthümern zugehörig ſind, und von dergleichen Mägdgen bewohnet werden. Arme Familien, die ihre Kinder zu erziehen nicht im Stande ſind, ſchicken ihre Töchter dahin; und oftmals führen ſie die Väter ſelbſt an. Die Chineſer bilden ſich ein, es ſey anſtändiger, ſie gleich nach der Geburt zu töden; die Japaner hingegen glauben, es ſey menſchlicher, ſie

zu

Digitized by Google

zu verkaufen, und auf ſolche Art, nebſt der Erhaltung der Familie, zugleich für das Vergnügen des gemeinen Weſens zu ſorgen. Es iſt dieſes die Urſache, warum ſich dieſe Unglückſeligen ſo erſtaunend vermehren. Und doch nimmt man ſie vor dem zehnten Jahre nicht an: denn die Käufer wollen die Gefahr der Krankheiten, der dieſe jungen Jahre ausgeſetzet ſind, nicht wagen. Man giebt ihnen eine ihrer Lebensart gemäße Erziehung: man lernet ihnen ſingen, tanzen, Liebes-Briefe ſchreiben, und unterrichtet ſie in allem, was ſie liebenswürdig und angenehm machen kann. Der Preis ihrer Gunſt und Reize ſteigt von 15 Sols (4 Ggl. 9 Pf.) bis zu 15 Livres, (4 Rthlr.) Mehr zu nehmen iſt ihnen bey ſchwerer Strafe verboten. Sie ſtehen unter Aufſehern, die das Geld empfangen, und unter Matronen, die in dieſer Profeßion alt geworden ſind, und die ihnen alle Künſte und Handgriffe beybringen. Eine dieſer Mägdgen muß die ganze Nacht in einem Verſchlage neben der Hausthüre wachen, und ſich allen denen überlaſſen, die, von ihren Begierden gedrungen, nicht können oder wollen bis an den andern Morgen warten. Der Preis dieſer nächtlichen Unterhaltungen iſt auf nicht mehr als 12 oder 15 Sols

geſetzet; und man kann ſicher rechnen, nicht umſonſt zu kommen, es ſey zu welcher Stunde es wolle. Wahr iſt es, dieſe Frohne betrifft mehrentheils die alten oder häßlichen, und man hat eben nicht Urſache, ſich über den wohlfeilen Preis zu wundern: unterdeſſen geſchieht es zuweilen, daß man auch die jungen und hübſchen dazu nimmt, zur Strafe, wenn ſie etwas begangen haben; ihre Vorzüge aber ändern den Preis nicht; und auf ſolche Art kann man zufälliger Weiſe ſein Glück mit wenigen Koſten machen. Weil ſie nur für den gemeinen Mann, bedürfenden Falles, da ſind, ſo will man nicht, daß dieſe Erleichterung ſeine Kräfte überſteigen ſoll. Dieſe Mägdgen, wenn ſie ihre Zeit ausgedienet haben, können ſich verheurathen, und es wird ihnen nicht ſchwer, Gelegenheit zu finden. Ihre vergangene Lebensart wird ihnen nicht vorgeworfen; man ſchiebt alle Schuld auf ihre dürftigen, oder geizigen Verwandten, die ſie in einem Alter Preis gegeben haben, wo ſie haben gehorchen müſſen: ſolchergeſtalt fällt der Schimpf auf die wirklich Schuldigen. Die Japaner lieben dieſe Art von Frauenzimmer mit ſolcher Heftigkeit, daß es nicht ſeltener als in Frankreich geſchieht, reiche Leute zu ſehen, die ihrentwegen

in

in Armuth gerathen. Die Vornehmen unterhalten ſie, wie in Paris, und ihre Aufführung iſt hier eben ſo wenig eingezogen, und beſcheiden. Gehen ſie auch mit ihren Liebhabern behutſam um, ſcheinen ſie ihnen treu und ergeben zu ſeyn, ſo geſchiehet es nur, um ſie deſto feiner zu betrügen. Dieſe hingegen wenden ein unſagliches Geld ihrer wegen auf, ſind aber über den unordentlichen Lebenswandel ihrer Geliebten eben ſo wenig empfindlich, als die Franzoſen über die Untreue ihrer Maitreſſen. Kurz, die Liebe, die man hier zu Lande für ſie hat, beſtehet wie bey uns in der Heftigkeit der ſinnlichen Begierden; dieſe aber ziehet wohl den Ruin, nicht aber die Eiferſucht eines Verliebten, nach ſich.

Außer beſagten Häuſern giebt es noch andere Oerter, wo ein noch viel ſchändlicheres Gewerbe getrieben wird. Es ſind Behältniſſe, wo ſich junge, wohlgekleidete Leute, von einer hübſchen Figur, aufhalten, die wie das galante Frauenzimmer geſchminkt ſind. Die Japaner ſind dieſem Laſter ſehr ergeben; das ſonderbare dabey aber iſt, daß die Bonzen, denen unter der härteſten Strafe verboten iſt, Frauenzimmer zu ſehen, in dieſem Puncte völlige Freyheit haben. Man überläßt ihnen

ſo gar die Erziehung der adelichen Kinder. Was die Leute anbelangt, welche die Aufſicht über dieſe ſchändlichen Oerter haben, ſo ſind ſie durchgehends verachtet. Bey allem Reichthume, den ſie erwerben, werden ſie doch allezeit ſo gut als unehrlich gehalten: man ſieht ſie an, wie die Loh-Gerber, derer Handwerk hier ſehr verächtlich iſt, weil ſie zugleich diejenigen ſind, die die Miſſethäter hinrichten. Man zwingt dieſe Aufſeher, dem Scharfrichter in ſeinem Amte beyzuſtehen, oder ſie müſſen ihm wenigſtens ihre Diener leihen.

Nach dieſer Ausſchweifung, Madame, komme ich wieder auf unſere Reiſe von Nangaſaqui nach Jedo. Wir langten zu Lande in fünf Tagen in der Stadt Kokura an, die an dem andern Ende der Inſel Ximo liegt. Von da ſchifften wir uns für Oſaka ein, und brachten eine ganze Woche zu, ehe wir dahin kamen. Von Oſaka giengen wir zu Lande über die große Inſel Nipon, bis nach Jedo, und brachten abermals ohngefähr vierzehn Tage damit zu; ſo daß wir in allem faſt einen Monat zu dieſer Reiſe gebrauchet haben.

Ohne uns von der Straße zu entfernen, haben wir drey und dreyßig große Städte, ſieben und funfzig kleine, und unzähliche Dör-

ſer

ſer geſehen. Haußen, vor Nangaſaqui, fanden wir ein Dorf, **Mangom** genennet, das von nichts als Lohgerbern bewohnet wird, die, wie ich Ihnen geſaget habe, hier die Stelle des Scharfrichters vertreten; auch iſt der Platz, wo die Miſſethäter abgethan werden, ganz nahe dabey. Es iſt entſetzlich anzuſehen, Madame, auf was Weiſe dergleichen Executionen hier vorgenommen werden. Etliche Tage vor unſerer Abreiſe wurden zwey Männer und eine Frau hingerichtet. Die Frau hatte in der Abweſenheit ihres Mannes zwey Liebhaber zu verſchiedenen Stunden beſtellet. Der, welcher zuletzt kommen ſollte, und dem die Zeit war lang geworden, erſchien zu zeitig, und traf ſeinen Nebenbuhler an. In der Wuth, ſich betrogen zu ſehen, ſuchte er ſeine Rache mit dem Säbel in der Fauſt. Der Lärmen machte, daß die Nachbarn herzukamen, und ſich der drey Schuldigen bemächtigten; dieſe aber, ohne Unterſchied des Verbrechens, wurden verurtheilet, den Kopf zu verlieren. Die Ordnung, und die Anſtalten, mit welchen ſie zur **Gerichtsſtätte** geführet wurde, waren folgende.

Der **Zug** fieng ſich mit einem einzeln Manne an, der ein Beil auf der Achſel hatte,

und

und ganz langſam einher gieng. Ihm folgte ein anderer mit einer Hacke, um benöthigten Falles ein Grab für die Hingerichteten zu machen. Ein dritter hielt eine Tafel, worauf das Verbrechen und das Urtheil geſchrieben war. Alsdenn kamen die Delinquenten, mit auf den Rücken gebundenen Händen, und ſie hatten auf dem Kopfe einen Zettel, wo eben das, was auf der Tafel ſtund, mit großen Buchſtaben geſchrieben war. Jeder hatte hinter ſich einen Henkers-Knecht, der den Strick hielt, womit er gebunden war. Zwey Soldaten mit langen Piken giengen auf jeder Seite, und hielten ihren Kopf auf die Achſel des Delinquenten, um ihn alle Hoffnung der Flucht zu benehmen. Ich mußte die Gelaſſenheit dieſer Unglücklichen bewundern: nirgends geht man mit ſo viel Entſchloſſenheit in den Tod. Als man ihnen den Kopf abgeſchlagen hatte, kamen die Zuſchauer herbey, und, um ihre Säbel zu verſuchen, hieben ſie die Körper in Stücken; ſie legten alsdenn die Stücken über einander, fiengen dieſes Metzeln vom neuen an, und wetteten, wer die meiſten auf einmal durchhauen würde. Das auf ſolche Art zerſtückte Fleiſch wurde hernach den Hunden, und den Raub-Vögeln überlaſſen.

Die

Digitized by Google

Die peinlichen Geſetze ſind hier ſehr ſtrenge: die geringſte Uebertretung wird allemal mit Leibes- und zuweilen mit Todes-Strafe geahndet. Unverſehener, und ſo gar gezwungener Todſchlag, der Schleichhandel, und gewiſſe Uebertretungen bloßer Polizey-Verordnungen werden mit Feuer, oder mit dem Rade beſtrafet. Bey Verbrechen, welche einigermaßen den Ruhe-Stand des Staates, oder die Majeſtät des Souverains betreffen, werden ſo gar alle Verwandten des Schuldigen in ſeinen Untergang mit gezogen. Man erzählte uns verſchiedene Züge von dieſer allzugroßen Schärfe. Ein Domainen-Verwalter wurde überführet, daß er hatte Säbel und anderes Gewehr zuſammen gebracht, um es heimlich nach Korea zu ſenden. Dieſes Verbrechen zog den Verfall ſeiner ganzen Familie nach ſich, die zahlreich, und eine der angeſehenſten im Lande war. Der Verbrecher, mit ſeinen Gehülfen, wurde gekreuziget; ſein einziger, ſiebenjähriger Sohn wurde vor ſeinen Augen enthäuptet; ſein Haus geſchleifet; und ſeine Verwandten, denen man alle ihr Vermögen genommen hatte, wurden auf ewig verbannet.

Der

Der Statthalter einer kleinen Provinz, der die Bauern zu ſehr geplaget hatte, wurde verurtheilet, daß er, nebſt ſeinen Söhnen, Brüdern, Oheimen, und Vettern, ſich den Leib aufſchneiden ſollten: dieſe Art von Todesſtrafe iſt die gebräuchlichſte in Japan. Dieſe Leute lebten nicht beyſammen, und waren mehr als funfzig Stunden von einander entfernet: dem ungeachtet verordnete das Urthel, ſie ſollten alle an einem Tage, und zu einer Stunde ſterben. Dieſe Verordnung wurde ſo genau in Acht genommen, daß zu Mittage, mit dem Schlage zwölf Uhr, kein einziges von dieſer unglücklichen Familie mehr am Leben war.

Wenn man will den Verurtheilten eine Gnade erweiſen, ſo erlaubt man den nächſten Anverwandten, ihn in ihrem Hauſe hinzurichten; dieſer Tod iſt ehrbarer, und beſchimpft weder den, der ihn giebt, noch den, der ihn ausſteht. Noch anſtändiger aber iſt es, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen: daher auch die meiſten inſtändig um Erlaubniß bitten, ſich den Leib großmüthig aufſchneiden zu dürfen. Ein Uebelthäter, der dieſe Gunſt erhält, verſammelt ſeine Familie, und guten Freunde, zieht ſeine beſten Kleider an, hält eine rührende Rede über ſeine Umſtände, und mit

einer

einer luſtigen und vergnügten Mine entblößet er den Leib, und macht mit der beſten Art eine kreuzweiſe Oeffnung. Die frevelhafteſte That wird durch dieſe Art von Tode gebüßet; man rechnet den Verſtorbenen unter die Helden; und ſeine Familie wird nicht beſchimpfet.

Wenn bey einem Criminal-Proceſſe der Beweis nicht hinlänglich iſt, den Verbrecher zu verurtheilen, ſo bedienet man ſich verſchiedener Arten von Martern. Eine der grauſamſten iſt, dem Beſchuldigten eine gewiſſe Menge Waſſers verſchlucken zu laſſen, das man ihm mit einem Trichter in den Hals gießt. So bald der Leib außerordentlich aufſchwellt, legt man ihn auf die Erde, und die Henkersknechte treten ihn mit Beinen. Beharret er, das beſchuldigte Verbrechen zu läugnen, ſo ſchnüret man ihn vom Halſe bis an die Ferſe mit Bändern, und legt ihn in die gröſte Sonnenhitze, oder in die ärgſte Kälte, mit dem Rücken auf Kieſelſteine. Kann dieſe Marter ſein Geſtändniß noch nicht erzwingen, ſo iſt er deswegen nicht frey, ſondern man behält ihn gefangen, oder ſchickt ihn auf eine wüſte Inſel. Dieſe letztere Strafe iſt hauptſächlich für die Großen und Vornehmen des Reiches beſtimmet. Die Inſel, wo man ſie hinbringt, liegt

liegt vierzehn Stunden von Jedo, und hat nicht über eine Stunde im Umfange. Sie hat weder Haven noch Rehde, und die Ufer ſind ſo entſetzlich ſteil, daß wenn man Lebensmittel, oder Gefangene dahin bringen, oder die Beſatzung ablöſen will, man das Schiff mit ſeiner ganzen Ladung vermittelſt eines Krahnes hinaufziehen muß. Der Boden trägt nichts als etliche Maulbeer-Bäume, und denen dahin Verwieſenen wird ihr Unterhalt geſchicket. Ein wenig Reiß, Wurzeln, und ſchlechtes Fleiſch machen ihre ganze Beköſtigung aus. Dabey läßt man ſie aber nicht müßig gehen, wodurch ſie dem Staate und ſich ſelbſt zur Laſt würden; ſie müſſen Seidenwürmer erziehen, Stoffe wirken, und ſolchergeſtalt die Koſten ihres Unterhaltes erſetzen.

Wenn ein Uebelthäter im Gefängniſſe ſtirbt, es geſchehe natürlicher, oder gewaltſamer Weiſe, welches oft geſchieht, ſo iſt ſein Körper deswegen von der Strafe nicht befreyet: man richtet den Proceß ein, als wenn der Beklagte noch lebte; man legt den Körper in Salz, bis das Urthel geſprochen iſt; und er muß eben die Strafe ausſtehen, als wenn er noch lebendig wäre.

Von

Von dem Dorfe Mangom bis dahin, wo wir über Nacht blieben, haben wir nichts merkwürdiges gefunden, als einen in den Felſen gehauenen Götzen, den man für den Patron der Reiſenden ausgiebt. Vor dem Bilde ſtunden kleine Seulen, mit Lampen, die durch die Freygebigkeit der Reiſenden unterhalten werden. Nicht weit davon iſt ein Becken mit Waſſer, worinnen ſich diejenigen, welche opfern wollen, waſchen.

Nach einer Reiſe von etlichen Tagen trafen wir auch warme **Bäder** an, die wegen ihrer Kraft in großem Rufe ſtehen. Die Gebäude ſind mit künſtlich gearbeiteten Geländern vermacht; jedes Bad aber hat zwey Hähne, zum kalten und warmen Waſſer. Letzteres iſt ſo heiß, daß man die Hand nicht darinnen leiden kann.

Wie wir von da weggiengen, kamen wir in angenehme, fruchtbare Thäler, und in Auen, mit Bäumen umgeben, wo **The** wächſt. Die Landleute halten ihr Erdreich ſo werth, daß ſie nur die Ränder der Felder mit Bäumen beſetzen. Der **beſte The** in Japan wächſt in den Gegenden von **Meaco**. Hier ſammelt man denjenigen, der bey Hofe gebraucht wird. Die Vornehmen trinken den The nicht

wie wir, und laſſen ihn nicht ziehen, ſondern ſie machen ihn zu Pulver. Die Blätter werden in ſehr feinen Staub zerrieben, und etliche Finger voll in eine Taſſe mit ſiedendem Waſſer gethan; dieſes rühret man ſo lange um, bis es ſchaumet, und zu einem dünnen Muſe wird: die Japaner thun auch keinen Zucker hinein. Der The, der für den Kaiſer geliefert wird, wächſt auf einem Berge, wo nichts als ſolche Sträucher ſtehen. Ein Beamter hat die Aufſicht darüber; und verſchiedene Gärtner beſorgen den Anbau, ſo wohl als die Einſammlung und die Zubereitung der Blätter, mit möglichſtem Fleiße. Der Berg iſt mit einem tiefen Graben eingefaſſet, um den Anlauf zu verhüten. Alle Tage werden die Bäume gereiniget, daß nicht die geringſte Unſauberkeit auf den Blättern bleibe. Diejenigen, die ſie abnehmen, müſſen ſich enthalten, geſalzene Fiſche oder andere harte Speiſe zu eſſen, damit ihr Athem den Blättern nicht ſchade, und den Geruch verderbe. Es wird ihnen nicht einmal erlaubet, die Blätter anders als mit Handſchuhen anzugreifen; und ſo lange die Einſammlung währet, müſſen ſie ſich des Tages etliche mal baden.

In

Digitized by Google

In der Gegend, wo der The ſo häufig wächſt, ſchien mir der Reiß ſchöner zu ſeyn, als in keinem andern Lande in der Welt. Man rechnet auf ſechſerley Sorten, davon die beſte nach Jedo auf des Kaiſers Tafel geliefert wird.

Den folgenden Tag reiſeten wir durch eine Stadt, Sanga genennet. Daſelbſt ſind die Gaſſen breit und gerade, mit Canälen und Bächen durchſtrömet, die in das Meer gehen. Die Häuſer ſind niedrig, und als eine Zierath ſind die Kramer-Buden ſchwarz bezogen. Wir mußten die kleine Figur, und die Annehmlichkeit der Weiber in dieſer Provinz bewundern. Sie ſind ſo klein, daß man ſie für junge Mägdgen hielte; aber ihre Geſtalt iſt regelmäßig, und ſie ſind mehrentheils ſehr hübſch. Weil ſie ſich ſchminken, ſo macht ſie ſolches vollends zu ſo viel Puppen. Man hielte ſie weniger für lebendige Geſchöpfe, als für Wachs-Figuren; die einzige natürliche rothe Farbe ihrer Lippen dienet zum Beweiſe ihres Wohlbefindens. Ueberhaupt haben die Weiber in dieſer Provinz den Ruhm, ſchön zu ſeyn. Selbſt die Mannsperſonen, die ſonſt in ganz Japan ſehr häßlich ſind, ſind hier wohl geſtaltet, und von einer angenehmen Geſichts-

 bildung.

bildung. Anderwärts haben ſie kleine, eingedruckte Augen, eine olivenfarbige Haut, ſtarke Augenbraunen, eine platte Naſe, einen großen Kopf, kurze Beine, und eine mehr als mittelmäßige Geſtalt. Dieſes, Madame, betrifft hauptſächlich den gemeinen Mann, die wirklich ſehr ungeſtalt ſind; aber Leute vom Stande, die Nachkommen der alten Familien, haben ein edeleres Anſehen, eine vortheilhafte Stellung, und ſelbſt im Geſichte etwas angenehmes.

Was die **Gemüthsbeſchaffenheit** dieſes Volkes betrifft, ſo zeiget alles, was ich bis hieher geſehen und davon gehöret habe, ein vortreffliches Naturell an, ein edeles, großmüthiges, wohlthuendes Herz, einen ſanftmüthigen Geiſt, und ungezwungene, geſellige Sitten. Bey Mäßigkeit, Sparſamkeit, und Wirthſchaft im Innerlichen, iſt der Japaner prächtig, und verſchwenderiſch bey öffentlichen Erforderniſſen: er iſt ehrbegierig, unerſchrocken, ein Feind der Niederträchtigkeit, ſtandhaft im Unglücke, und achtet ſein Leben, das er ſich bey der geringſten Gelegenheit ſelbſt nimmt, gering. Die Ehre iſt der Bewegungs-Grund ſeiner Handlungen; und er geht niemals davon ab; die Regeln, die er ſich dießfalls vorgeſchrieben hat, mögen auch noch ſo

falſch,

falſch, oder übertrieben ſeyn. Die Ehrlichkeit, die Offenherzigkeit, ein uneigennütziges Bezeigen, ſind dieſer Nation gemeine Tugenden. Sie ſind wißbegierig, witzig, und Liebhaber von Künſten und Wiſſenſchaften, unerachtet ſie ſolche nur obenhin kennen. Unbeſorgt reich zu werden, ſehen ſie die Handlung als eine niedrige Beſchäfftigung an; daher auch kein geſittetes Volk, überhaupt genommen, ſo arm iſt, als dieſes; aber ihre Armuth iſt ſo beſchaffen, daß ſie eine Unabhängigkeit wirket, wie ſie bey den alten, ſo ſehr über die anderen Menſchen erhabenen Römern war. Aller Reichthum des Landes iſt in den Händen der Großen, die ſich Ehre damit zu machen wiſſen. In dieſem Lande kennet man die lächerliche Claſſe von Einwohnern nicht, die, bey einer geringen Herkunft, und bey geſammelten ungemeinen Schätzen, ſich von dem Pöbel, woher ſie kommen, anders nicht, als durch unverſchämtes Großthun, unterſcheiden: eine Wirkung von unrechtmäßigem und übel erworbenem Reichthume.

Die Japaner lieben ihr Vaterland, ſind ihrem Fürſten ergeben, ehren die Obrigkeit, und ſind eifrig in ihrer Religion. Uebrigens halte ich ſie für unruhig, unbeſtändig, höchſt

abergläubig, blind in ihrem Zutrauen zu den Geiſtlichen, und übertrieben andächtig, ſo daß ſie darüber wahnwitzig werden. Die Ehrbegierde herrſchet in allen Ständen mit gleicher Lebhaftigkeit. Ein Menſch unter dem geringſten Pöbel findt ſich über ein unrechtes Wort, das ihm auch der Größte vom Hofe ſaget, beleidiget, und hält ſich berechtiget, ſeinen Schimpf zu rächen. Dieſe Leidenſchaft machet, daß ſie ſich oft vergeſſen: ſie macht ſie mürriſch, mißtrauiſch, heimtückiſch, und grauſam. Die Unkeuſchheit iſt bey ihnen auf das äußerſte getrieben; denn die Geſetze thun ihrer lüderlichen Lebensart keinen Einhalt; daher in allen Ständen eine zügelloſe Frechheit eingeriſſen iſt. Ihrer verwerflichen Neigung zu einem Laſter, das wir in unſern Ländern mit ſo großem Rechte verabſcheuen, und das bey dieſer Nation nicht einmal für ein Laſter gehalten wird, habe ich ſchon Erwähnung gethan. Doch iſt es nicht ſchwer, einen Japaner von ſeinen Fehlern abzubringen: er liebt die Wahrheit, ſollte ſie ihn auch verdammen; und wenn man ihn von ſeinem Unrechte überzeuget, ſo bekennet er es offenherzig. Er will von ſeinen Pflichten, ſo wie von ſeinen Fehlern, aufrichtig unterrichtet ſeyn.

Die

Digitized by Google

Die Landſchaft, etliche Meilen um Sanga, iſt eine fruchtbare Ebene, mit Flüſſen durchſchnitten, und mit ſo vielen Schleuſen verſehen, daß man bey trockener Witterung dieſe ganze Gegend unter Waſſer ſetzen kann. Nicht allein das platte Land und die ebenen Gegenden werden geackert, ſondern man zieht auch den Pflug bis auf die Gipfel der ſteileſten Gebirge; und kann man keine Ochſen dahin bringen, ſo ſind es der Menſchen Hände, die ſolches erſetzen. Ein durch die Nothdurft aufgemunterter Fleiß hat die größten Schwierigkeiten zu überſteigen gelehret. Die Japaner ſind durch Arbeit reich geworden, und haben hernach nicht aufgehöret, fleißig zu ſeyn. Sie haben dieſen Vortheil der Entſagung des auswärtigen Handels zuzuſchreiben, als wodurch ſie gezwungen ſind, alles von ihnen ſelbſt zu erwarten. Es iſt daher der Ackerbau, als ihr vornehmſter Reichthum, bey keiner andern Nation jemals ſo weit getrieben worden. Sie haben Mittel gefunden, Ueberfluß in dem Schooße der Dürftigkeit zu erzeugen; und ihr Beyſpiel ſcheint darzuthun, daß nicht ſo wohl der Thau vom Himmel, als der Schweiß der Stirne, den Feldern die wahre Fruchtbarkeit verleihet.

Wir kamen endlich nach **Kokura**, an dem äußerſten Ende der Inſel Ximo gelegen. Sonſt war es eine ſchöne und große Stadt, wo man noch itzt Ueberbleibſel ihrer ehemaligen Pracht ſieht, wie ihre Gärten, die öffentlichen Bäder, die Wirthshäuſer, und eine Brücke, die auf beyden Seiten mit einem ſchön gearbeiteten eiſernen Geländerc eingefaſſet iſt. Man rieth uns, dem Wege längſt der Küſte zu folgen, und in kleinen Transport-Schiffen nach der Inſel Nipon überzuſetzen. Bey unſerer Ueberfahrt fiel nichts beſonders vor, und unter gutem Winde langten wir binnen vierzehn Tagen in den Haven von **Oſacka** an. Koſtbare Barken, die auf den Geſandten warteten, brachten uns durch die Vorſtädte, bis in die Stadt. Wir bewohnten daſelbſt Zimmer, die, dem Landes-Gebrauche nach, durch Verſchläge abgeſondert waren. Des andern Tages ließ uns der Statthalter zur **Audienz** rufen, wobey wir alle nach Japaniſcher Art, in ſeidenen Mänteln, als welche man hier zu Lande als Ceremonien-Kleider anſieht, erſcheinen mußten. Wir giengen etliche dreyßig Schritte über einen Gang, der uns in den Saal der Leib-Garde brachte. Vier Soldaten hatten daſelbſt die Wache, und

wir

wir wurden durch zwey Edelleute empfangen. Die Wände des Zimmers waren mit Gewehre behangen, und in größter Ordnung aufgeputzet. Als wir in das nächſte Zimmer traten, fanden wir zwey Secretaire, die uns höflich aufnahmen, The reichten, und bis zur Ankunft des Statthalters unterhielten. Er ſchien von zweyen ſeiner Söhne begleitet zu ſeyn, die ſich etliche Schritte von dem Platze, wo wir ſtunden, ſetzeten, und durch Gitter von uns abgeſondert waren. Während der Unterredung ſprach man vom Wetter, welches dazumal etwas kalt war; von der Länge unſerer Reiſe; von dem Glücke, dem Kaiſer vorgeſtellet zu werden, und daß die Holländer, die einzige Nation in Europa, ja in der ganzen Welt wäre, die ſich dieſer Gnade zu erfreuen hätte.

Sollten Sie wohl glauben, Madame, daß dieſe Eiländer bey den Beſuchen faſt eben ſo viele Ceremonien machen, wie die Chineſer? Sie ſind voller Complimente beym Eintritte, wenn ſie ſich ſetzen, und wenn ſie wieder auseinander gehen. Derjenige, der den Beſuch abſtattet, muß einen Rock von ſchwarzem Atlaße über ſeinen andern Kleidern haben; und dieſer Rock iſt mehrentheils ein Geſchenk, das

ſie einander auf einer Schaale ſchicken, und die gröſste Gunſt, die ein Vornehmer einem Geringen erweiſen kann. Das Sonderbare dabey iſt, daſs man dieſe Ceremonien-Kleider anlegt, wenn man zu Hauſe bleibt, und auszieht, wenn man ausgeht. Es iſt dieſs nicht der einzige Gebrauch, der die Japaner zu unſeren moraliſchen Antipoden macht: ſie halten das Weiſse für die Trauer-Farbe, und das Schwarze tragen ſie bey Freuden-Bezeigungen; ſie ſteigen auf der rechten Seite zu Pferde; ſie grüſsen mit dem Fuſse, und nicht mit der Hand, oder mit dem Kopfe, ꝛc.

Die wenigen Tage, die wir in Oſacka blieben, wendeten wir an, das Schloſs, und etliche andere Oerter in der Stadt zu beſehen. Die Stadt liegt in einer fruchtbaren Ebene, an einem ſchiffbaren Fluſſe, und nimmt einen Platz ein, von ohngefähr vier tauſend Schritten in der Länge, und von zwey tauſenden in der Breite. Verſchiedene kleine Canäle gehen durch die Hauptſtraſsen, und ſind tief genug, Barken zu tragen, worauf die Waaren und andere Bequemlichkeiten vor die Häuſer gebracht werden. Ich bewunderte die Regelmäſsigkeit dieſer Canäle, nebſt ihren Brücken von ſeltener Schönheit. Das Ufer

des

des Fluſſes iſt auf beyden Seiten mit ſteiner-nen Treppen und Ruheplätzen verſehen, da-mit man überall, wo man will, könne an das Land ſteigen. Die Gaſſen ſind enge, aber gerade, und haben kein Pflaſter, als längſt den Häuſern einen ſchmalen Weg von gehaue-nen Steinen, zur Bequemlichkeit der Fußgän-ger. Jede Gaſſe wird an ihrem Ende, die Nacht über, durch ein Thor verſchloſſen; und auf jeder ſieht man einen Platz, mit Gelän-dern umgeben, wo die bey Feuers-Gefahr be-nöthigten Werkzeuge, nebſt einem dabey gele-genen Brunnen, befindlich ſind: dieſe Vorſicht wird in Japan deſto nöthiger, da dergleichen Unglücksfälle ſich ſehr häufig ereignen. Das Schloß zu Oſacka hat an Größe, Koſtbarkeit, und Stärke im ganzen Reiche keines, als das zu Fingo: ſein Umfang beträgt mehr als eine Stunde. Man unterhält daſelbſt beſtän-dig eine ſtarke Beſatzung; und zwey der Vor-nehmſten vom Hofe haben drey Jahre lang wechſelsweiſe das Commando. So bald der eine ſeine Stelle antritt, geht der andere ab, um Rechnung von ſeinem Bezeigen abzule-gen. Sie dürfen bey dieſem Wechſel ein-ander nicht ſprechen, ſondern der Abreiſende hinterläßt ſeine Inſtruction dem Ankommen-

den

den ſchriftlich in dem Zimmer. Mit dem Gouverneur der Stadt, über dem ſie den Rang haben, ſtehen ſie in keiner Verbindlichkeit.

Oſacka muß außerordentlich volkreich ſeyn, wenn es wahr iſt, was die Japaner vorgeben, daß man blos unter den Einwohnern eine Armee von achtzig tauſend Mann zuſammen bringen kann. Ihre Lage iſt für die Handlung zu Waſſer und zu Lande ſehr vortheilhaft, und ſie macht die beſte Handels-Stadt im Reiche aus. Es wohnen daſelbſt reiche Kaufleute, Künſtler, und Handwerksleute. Die Lebensmittel ſind überflüßig vorhanden, ſo wie alles, was zur Ueppigkeit und zum Wohlleben gehöret.

Das daſige Volk iſt der Muſik, den Feſten, Schauſpielen, und andern Ergötzlichkeiten ſehr ergeben. Die Japaner nennen daher auch dieſe Stadt den Schauplatz der Luſtbarkeiten. Alle Stunden werden durch muſikaliſche Inſtrumente angezeiget, und jede Stunde hat ihr beſonderes Inſtrument. Aus allen Provinzen des Reiches kommt man nach Oſacka, um ſein Geld angenehm zu verthun. Die meiſten vornehmen Herren haben Paläſte daſelbſt, ungeachtet ihnen nicht erlaubet iſt, mehr als eine Nacht zu verweilen. Einer von ihnen

gab

gab dem Holländiſchen Geſandten, und einem Theile ſeines Gefolges, ein **Gaſtmahl**: die bey dergleichen Gelegenheit gewöhnlichen Ceremonien aber ſind folgende. Jeder Gaſt hat ſeinen beſondern Tiſch, welcher ſchmal und niedrig iſt, weil jedermann auf der Erde auf den Ferſen ſitzt. Die Tiſche ſind weder mit Tiſchtüchern, noch mit Teppichen bedeckt, ſondern bey jeder Veränderung der Speiſen werden andere hingeſetzet. Sie ſind ſchön lackiret, und die Japaner unterhalten ſie mit ſolcher Sorgfalt, daß man niemals einen Fleck darauf ſieht. Kein Volk ſucht ſich in der **Reinlichkeit** ſeiner Gaſtgebote mehr hervorzuthun, als dieſes: die Teller und Schüſſeln ſind mit Blumen und Bändern gezieret; und man ſetzt keinen Vogel, oder anderes Flügelwerk auf, wo die Schnäbel und Beine nicht vergoldet wären. Alles übrige iſt eben ſo zierlich. Die gewöhnlichſte **Speiſe** iſt der Reiß; er iſt hier wohlſchmeckender, und nahrhafter, als in den meiſten andern Gegenden des Orientes. Man läßt ihn am Feuer dick werden, und machet einen Teig daraus, den man ſtatt des Brodes ißt. Ihre übrigen Speiſen ſind Fiſche, beſonders das Fleiſch vom Wallfiſche, Auſtern, oder anderes Muſchel-

werk,

werk, alle Arten von Pflanzen und Wurzeln, die man aus den Hölzern, Moräſten, wüſten und ungebaueten Oertern, und ſelbſt aus dem Grunde des Meeres nimmt. Man kocht ſie in Waſſer, mit etwas Salze, macht eine Brühe, oder Art von Muſe aus Bohnen-Mehl daran, und vermiſchet es mit ein wenig Sacki. Der Sacki iſt ein gewöhnliches Getränke in Japan, ein ſtarkes Bier, das von gegohrnem Reiße gemacht wird. Man hat auch noch einen andern Trank, von Pflaumen-Safte, der ſehr angenehm ſchmeckt, aber weniger gebräuchlich iſt. In die Japaniſchen Ragouts kommt weder Eſſig, Butter, Safran, noch Gewürze; man begießt ſie mit Nuß-Oele, das man dem Oliven-Oele vorzieht. Man machet auch Kuchen von Weizen-Mehle, mit darunter gemengten ſchwarzen Bohnen-Mehle, und gewiſſen zerſtoſſenen Wurzeln. Auch feinen, und in Stücken zerſchnittenen Teig ſetzt man auf, ſo wie die Italiener ihre Macaroni. Und endlich ſind die Japaniſchen Tafeln mit Zuckerwerk, und allen Arten von Eingemachten überflüßig verſehen.

Bey dieſen Gaſtgeboten hat man mehrentheils Muſik: allein niemand iſt luſtig, wegen des dabey eingeführten Ceremonielles, das

Digitized by Google

das die Gäſte auf eine traurige Art beſchäff-tiget. Es iſt von dem, das man in China beobachtet, wenig unterſchieden; doch ſind die Japaner nicht ſo gar gezwungen, und ihre Höflichkeit iſt etwas angenehmer und freyer. Wenn man vom Tiſche aufgeſtanden iſt, wird The getrunken, man ſinget, giebt Räthſel auf, oder beſchäfftiget ſich mit andern unſchuldigen Ergötzungen, welche ſtatt der Würfel und Karten dienen, die man hier zu Lande zum Glücke nicht kennet. Auch werden keine Glücksſpiele verſtattet: man hält ſie für ein ſchändliches Gewerbe, für eine Beſchäfftigung, die Leuten, welche Ehre haben, unanſtändig iſt.

Die Zeit über, da wir in Oſacka waren, ſahen wir zweymal Comedie ſpielen. Dieſe Schauſpiele, die Muſik, das Tanzen, und andere Luſtbarkeiten, ſind Dinge, worauf die Japaner ſehr begierig ſind. Ihre Religion, an ſtatt ſelbige zu verbieten, wie bey uns, ſchützet ſie, und hält ſie genehm. Ob nun zwar ein Theil davon als Feſte angeſehen werden, die zuweilen ihren Göttern zu Ehren angeſtellet werden, ſo ſind doch die Sitten der Schauſpieler und Schauſpielerinnen ſo verdorben, daß dieſe Profeßion hier, wie in Frankreich, als unehrbar gehalten wird. Was die

die Bühne ſelbſt anbelanget, ſo ſieht man darauf bewundernswürdige Verzierungen und Maſchinen: ſie haben dabey eine ſonderbare Muſik, die aus Flöten, Trommeln, und großen Glocken beſteht, und für Japaniſche Ohren ein angenehmes Lärmen verurſachen mag. Dieſes Volk hat als etwas eigenes, daß die Muſik ſich nach den Bewegungen des Leibes, und nach dem Tanzen richtet; nicht aber der Tanz nach der Muſik. In Anſehung der Maſchinen, ſo muß man bekennen, daß nach den Chineſern keine Nation ſich ſo gut darauf verſteht, als dieſe Eiländer. Unſere Maſchinen-Meiſter hätten nöthig, in dieſes Land zu reiſen, um die Kunſt der Theater-Verzierung zu lernen. Man würde ihnen lehren, ungeheuere Rieſen, bewegliche Berge, volkreiche und belebte Städte, Waſſer-Künſte, Spring-Waſſer, und tauſend andere dergleichen Wunder vorzuſtellen, die wir bey uns nur auf einer gemalten Leinwand, oder auf Marionetten-Theatern, nachzuahmen wiſſen.

Wie nun ſolchergeſtalt die Japaner es in Maſchinen und Verzierungen weit gebracht haben, ſo vernachläßigen ſie auch nicht, das, was den Geiſt und das Ohr vergnüget; und ſie haben Comedien, wovon ſie noch mehr zu-

frieden ſind, als wir von den unſerigen. Der Stoff ihrer Stücke iſt mehrentheils aus der Götter- und Helden-Geſchichte genommen: dieſer ihre vornehmſten Thaten, und zuweilen auch ihre Liebes-Geſchichte, werden in Verſen vorgeſtellet. Sie vermengen in auf einander folgenden Rollen tragiſche, komiſche, lyriſche, und pantomimiſche Abhandlungen. Ihre Stücken ſind, wie die unſerigen, in Aufzüge und Auftritte abgetheilet: eine Vorrede eröffnet den Plan, aber keine Entwickelung findet ſtatt; man will, der Zuſchauer ſoll unvermuthet in Verwunderung geſetzet werden. Die Zwiſchenſpiele beſtehen in Balletten, oder in Poſſenſpielen: die Tragedien und Comedien hingegen beziehen ſich allezeit auf die Sittenlehre. Erſtere haben vielen Ausdruck, und handeln die heldenmüthigſten Thaten ab. Einerley Vorſtellungen dürfen von einem Jahre zum andern nicht wiederholet werden. Die Schauſpieler ſind junge Leute, die unter den Einwohnern gewählet werden, welche letztere die Koſten zu den Schauſpielen hergeben; und jedes Quartier der Stadt bezahlt ſie wechſelsweiſe, ein oder zweymal im Jahre. Die Schauſpielerinnen ſind junge Mägdgen, die man aus lüderlichen Häuſern nimmt. Wunderlich iſt

der Gebrauch, daß die, welche das Schauſpiel geben, die Schauſpieler und Maſchinen gleichſam in Proceſſion herum führen. Erſtlich ſieht man ein großes Schild unter einem koſtbaren Himmel tragen, worauf der Name der Gaſſe, welche das Schauſpiel ſelbigen Tages beſorget, mit großen Buchſtaben geſchrieben ſteht: dieſes wird mit einer lärmenden Muſik begleitet, die eine Menge Volkes von allen Orten herbey zieht; nach dieſem kommen die Verzierungen und alle theatraliſche Maſchinen. Was darunter am ſchwerſten iſt, wird von beſoldeten Männern getragen, das übrige durch ſehr wohl gekleidete Kinder: endlich folgen die Schauſpieler, und nach ihnen, alle Einwohner des Quartieres in Ceremonien-Kleidern. Der Zug wird durch eine Menge Leute aus dem Pöbel geſchloſſen, welche die Bänke und Matten tragen, und zwey und zwey gehen.

Weil dieſe Schauſpiele gemeiniglich an hohen Feſttagen angeſtellet werden, und, wie ich ſchon geſaget habe, vielmal einen Theil ihres Götzendienſtes ausmachen, ſo nehmen die Prieſter allezeit die erſten Plätze bey dergleichen Zuſammenkünften ein. Man hält ſie mehrentheils in der Nähe der Tempel, oder in den

den Tempeln ſelbſt, wenn ſie zu einem Theater räumlich genug ſind, und den großen Haufen Zuſchauer faſſen können. Der Geiſtlichkeit gegen über ſitzen die Statthalter, mit ihren Officieren, und die Wache. Letztere muß dem Volke die Plätze anweiſen, und es im Zaume halten.

Unter denen **Feſten**, wobey man Comedie ſpielet, iſt eines ſehr merkwürdig, das alle Jahre zu Ehren des Gottes gefeyert wird, den jede Stadt ſich zu ihrem Schutz-Patrone auserſehen hat. Es nimmt dieſes Feſt ſeinen Anfang ganz früh durch eine allgemeine Proceſſion aller Einwohner, die durch die vornehmſten Gaſſen in den Tempel gehen, und von da ſich auf den Platz begeben, wo die Bühne zu den verſchiedenen Schauſpielen aufgerichtet iſt. Die Scenen und Maſchinen, die, als wir in Oſacka waren, nach und nach in dem Stücke vorkamen, ſind folgende. Zuerſt kamen acht junge, verſchiedentlich gekleidete Mägdgen, die einen Fecher und Blumen in den Händen hatten. Sie tanzeten eine nach der andern, und wurden zuweilen von zwey alten Weibern, die anders gekleidet waren, abgelöſet. Das Theater ſtellte einen großen Garten mit Blumen vor, und in der Mitten

eine Bauerhütte, wo acht andere weiß gekleidete Mägdgen auf einmal heraus traten, welche ebenfalls tanzeten. Auf dieſe Vorſtellung folgten acht Triumph-Wagen, mit Ochſen beſpannet, die überaus natürlich ausſahen. Die Wagen wurden von jungen artig angezogenen Burſchen gezogen, und führten allerhand Bäume, einen Hügel mit Buſchwerk, einen dicken Wald, worinnen ein ſchlafender Tiger lag, einen Wallfiſch, der halb unter dem Waſſer verborgen war, nebſt vielen andern Figuren. Hierauf erſchien ein beweglicher Berg, ein Spring-Brunnen mit Bäumen umgeben, ein Faß, und ein Haus, welches dem Tanze zweyer Rieſen endlich Platz machte. Ein dritter Rieſe mit einem langen Degen ſtieg aus dem Berge, und hinter ihm kamen ſieben Chineſer, die mit den Rieſen anfiengen zu kämpfen. Nach geendigtem Kampfe zerſchmiß einer von den Rieſen das Faß, worinnen ein kleiner Knabe eingeſperret war, der eine Rede mit vielem Anſtande hielt. Er tanzte hernach mit dem Rieſen, unterdeſſen daß drey Affen mit Fiſch-Köpfen aus dem Spring-Brunnen ſtiegen, welche um ſie herum ſprungen, und es ihnen nachmachten. Die übrigen Verzierungen, die nach und nach folgeten,

waren

waren ein Triumph-Bogen auf Chineſiſche Art; ein Landhaus; der Zug eines Japaniſchen Königes, der auf der Reiſe iſt; ein Brunnen, nebſt allem benöthigten Werkzeuge zu Löſchung einer Feuersbrunſt; und ein Berg mit Schnee bedeckt: dieſes alles wurde durch die Schauſpieler, Tänzer, und Pantomimen untermenget. Bey dieſen an den feyerlichſten Feſten des Landes gebräuchlichen Schauſpielen, werden Sie Sich, Madame, der unanſtändigen Poſſenſpiele erinnern, womit unſere Landesleute, die Provenſalen, das Fronleichnams-Feſt zu Aix begehen. Ja es fehlt noch viel, daß die Japaniſchen Vorſtellungen ſo unehrbar wären, als dieſe unſinnigen Proceſſionen unſerer Provinz, welche weder die Klugheit des Magiſtrates, noch der erleuchtete Eifer der Biſchöfe, haben abbringen können.

Ich bin ꝛc.

Jedo, den 15ten October, 1745.

Der 70. Brief.

Fortſetzung von Japan.

Von Oſacka reiſeten wir ab, um uns nach Meaco zu begeben, welches nur dreyzehn Stunden davon liegt. Die erſte Stunde brachten wir in ſehr feuchten Reiß-Feldern zu, auf einem niedrigen Damme, der längſt einem Fluſſe hingeht. Dieſer Damm iſt mit doppelten Reihen Bäumen beſetzet, die hoch, wie unſere Eichen wachſen, und eine gelbe Frucht tragen, woraus man viel Oel zieht. Dieſe ganze Gegend iſt ungemein bevölkert. Der Dörfer giebt es eine große Menge; und ſie liegen an der Landſtraße ſo nahe beyſammen, daß man bis Meaco wie in einer Gaſſe reiſet. Auf dem Wege erkennet man die Wirthshäuſer gar leicht an den geſchminkten Mägdgen, die an der Thüre ſtehen. Wir blieben des Nachts zu Jodo, einer kleinen Stadt, die wegen ihrer ſchönen Gebäude und guten Waſſers berühmt iſt. Die daſige Vorſtadt macht eine lange Gaſſe aus, von welcher man auf eine koſtbare, vier hundert Schritte lange Brücke kommt. Dieſe Brücke wird durch vierzig

Digitized by Google

zig Bogen gehalten, und hat ein Geländer, mit meſſingenen verzierten Kugeln. Mitten auf dem Fluſſe ſteht ein mäßiges Schloß, deſſen große und hohe Thürme ein prächtiges Anſehen geben.

Des andern Tages kriegten wir Meaco zu ſehen. Wir kamen durch eine große Gaſſe hin, in welcher wir mehr als zwey Stunden Zeit brauchten, um unſer Wirthshaus zu erreichen. Es war eben Feſttag, und wir begegneten einer Menge Einwohner beyderley Geſchlechtes, die ſpatzieren giengen, und ſich erluſtigen wollten. Es war der erſte Tag im Monate, welchen die Japaner durch Beſuche, Spatzierengehen, und andere Zeitvertreibe feyern. Die Weibsperſonen waren wohl gekleidet, in verſchiedenen Farben, mit ſeidenen Schleiern über das Geſicht, und mit großen ſtrohernen Hüten, um ſich vor der Sonne zu verwahren. Man ſah Bettler, lächerlich angezogen, und maskiret, derer etliche auf Stelzen giengen, andere große Töpfe mit Stauden-Gewächſen auf dem Kopfe trugen; noch andere, welche ſangen, pfiffen, auf der Flöteblieſen, oder auf andern Inſtrumenten ſpielten, unterdeſſen daß die Gaukler das Volk mit ihren Poſſen beluſtigten. Die Tempel

pel waren mit einer Menge Lampen erleuchtet; und die Prieſter, die mit eiſern Hämmern auf Glocken ſchlugen, machten einen Lärmen, den man ſehr weit hören konnte.

Den folgenden Tag wurden wir bey dem Preſidenten des Juſtiz-Weſens vorgelaſſen, und hatten Audienz bey den Statthaltern, doch mit der kleinen Demüthigung, daß wir funfzig Schritte vor dem Palaſte aus unſerm Wagen ſteigen, und den übrigen Weg zu Fuße machen mußten. Wir warteten eine ziemliche Weile an der Thüre, und der Preſident that uns nicht einmal die Ehre, ſich ſehen zu laſſen, ſondern er empfieng unſere Geſchenke durch ſeine Bedienten. Bey den Statthaltern wurde uns weniger verächtlich begegnet. Sie ließen ſich, wie die zu Oſacka, durch ein Gitter ſehen. Man erſuchete uns, ein wenig zu verweilen, damit die Damen uns ſehen könnten. Dieſe waren in einem Neben-Zimmer, hinter einem Verſchlage mit Löchern, wo ſie unſere Kleidung und ganze Figur bequem ſahen, ohne geſehen zu werden. Wir mußten ihnen nicht nur unſere Hüte, Degen, Uhren, und was wir ſonſt bey uns hatten, zeigen; ſondern man bat uns auch, unſere Mäntel abzunehmen, daß ſie unſere Kleider von hinten und vorne betrachten konnten.

In

In Meaco hielten wir uns faſt acht Tage auf, welches genug iſt, Madame, um Ihnen einen Begriff davon zu machen. **Meaco** wird nach Art der Römer, vorzüglicher Weiſe die Stadt genennet; und weil ſie des Dairi Reſidenz iſt, wird ſie als die Hauptſtadt des ganzen Reiches angeſehen. Sie liegt mitten in einer weiten Ebene, und iſt eine Stunde lang. Die Anhöhen, welche ſie umgeben, und eine Menge kleiner Flüſſe, machen ihre Lage ſehr angenehm. Auf dieſen Anhöhen ſieht man unzählich viele Tempel, Klöſter, und Kapellen. Man hat mir verſichert, ihre Anzahl ſoll ſich auf mehr als ſechs tauſend erſtrecken. Des Dairi Palaſt, der allein zehn oder zwölf Gaſſen in ſich hält, iſt von der Stadt durch Mauern und Gräben abgeſondert. Die Fürſtlichen Gemächer unterſcheiden ſich von den übrigen Gebäuden durch die Höhe und Koſtbarkeit der Thürme. In einer gewiſſen Weite liegen die Zimmer der Weiber, und der vornehmſten Hof-Bedienten: das übrige beſteht in einer großen Menge Privat-Wohnungen. An dem einem Ende liegt ein wohl befeſtigtes Schloß für den weltlichen Monarchen, wenn er kommt ſeinem Collegen einen Beſuch abzuſtatten. In der Stadt ſind

die Gaſſen enge, aber gerade, und außerordentlich lang. Die Häuſer ſind niedrig, wie in ganz Japan, und die meiſten von Holze und Leimen, oben auf dem Dache mit einem Waſſer-Behältniſſe, wegen Feuers-Gefahr.

Meaco iſt das allgemeine Magazin der Manufacturen, und Waaren von Japan, und der Mittelpunct der Handlung. Man ſcheidet daſelbſt Kupfer; man ſchlägt Geld; man drucket Bücher; man verfertiget die reichſten goldnen und ſilbernen Stoffe. Die beſten Färbereyen, die vortrefflichſte Grabſtichel-Arbeit, alle Arten muſikaliſcher Inſtrumente, die ſchönſten Malereyen, allerhand zierliche Cabinet-Schränke, koſtbare Lacke, Gold-Silber-Stahl-Arbeit, die beſten ſtählernen Klingen, die prächtigſten Kleider, werden in Meaco gemacht. Nichts Ausländiſches wird dahin gebracht, das die daſigen Arbeiter nicht ſo gleich nach zu machen im Stande wären. Man rechnet mehr als ſechsmal hundert tauſend Einwohner, worunter bey nahe hundert tauſend Geiſtliche ſind. In der umliegenden Gegend dieſer heiligen Stadt ſieht man die ſchönſten Tempel von Japan. Sie ſind auf Höhen gebauet, und haben eine luſtige und bequeme Lage. Die Geſetze verordnen, daß

ſie

Digitized by Google

ſie auf trockenen Boden, von aller Unſauberkeit entfernet, ſollen angeleget werden. Sie unterſcheiden ſich hierinnen von den unſerigen, die entweder auf einen traurigen Gottesacker, oder, wie die Haupt-Kirche in Paris, neben einem ſchmutzigen und eckelhaften Hoſpitale ſtehen. Viele Völker haben ſich nichts ſo ſehr laſſen angelegen ſeyn, als die Koſtbarkeit ihrer Tempel. Diejenigen, denen die Natur die ſo hochgeſchätzten Metalle verſaget hat, haben ſich bemühet der Erde, dem Holze, den Steinen, durch die Feinheit ihrer Arbeit mehr Schönheit zu geben, als man es im Golde und Silber nicht findet. Beſonders haben die Japaner gelernet, das Ungekünſtelte mit Anmuth und einem edelen Weſen zu verbinden. Holz und Stein werden durch die geſchickteſten Meiſter mit ſolcher Kunſt bearbeitet, daß man ihre Gottesdienſtlichen Gebäude nicht ohne Bewunderung anſehen kann. Es iſt keine einzige Provinz, wo man nicht etliche Tempel von ausnehmender Schönheit antrifft. Man geht mehrentheils durch geraumige Alleen dahin, die mit doppelten Reihen Cedern beſetzet, und mit dem ſchönſten Sande bedecket, auf beyden Seiten aber mit hohen Häuſern eingefaſſet ſind, wo die zum Dienſte der Pagoden

beſtell-

beſtellten Aufſeher wohnen. Im Mittel der Allee erhebt ſich unvermerkt das Erdreich, und verlierct ſich in einer ſteineren Treppe, die die ganze Breite einnimmt. Von da geht man durch verſchiedene Bogen-Gänge, ehe man in den Tempel kommt. Die Bogen-Gänge ſtehen auf Terraſſen, mit Geländern eingefaſſet. Hier und da ſieht man einzelne Seulen, welche vergoldete, und mit Zierathen verſehene Laternen tragen. Dieſe Laternen werden alle Abende angezündet; und um einen einzigen Tempel zählet man ihrer oft bis funfzig. An jeder Seule ſteht der Name desjenigen, der ſie hat ſetzen laſſen, in goldenen Buchſtaben. Das Innere der Tempel iſt nach Verhältniß eben ſo koſtbar. Vergoldung und lackirte Arbeit glänzen überall, und Seulen von Cedernholze, und von einer erſtaunenden Höhe tragen das Gebäude: die Wände ſind gemalet, lackiret, und ſo glatt wie Spiegel. Inſonderheit kommt dem Anſehen und der Schönheit der vergoldeten, und mit einem koſtbaren Lacke überzogenen Dächer nichts bey. Das, was man zu Meaco die **kaiſerliche Pagode** nennet, iſt ein prächtiger Tempel, der für den Cubo, wenn er dahin kommt, ſeine Andacht zu verrichten, beſtimmet iſt. Man ſteigt auf einer

groſſen Treppe hinauf, welche zu einem Gebäude führet, das ein noch majeſtätiſcheres Anſehen hat, als der Palaſt des Monarchen ſelbſt. In dem Mittel des erſten ſehr geraumigen Saales, ſieht man einen groſſen Götzen, der mit etlichen kleineren, und mit allerhand andern Zierathen umgeben iſt. Auf beyden Seiten des Saales ſind verſchiedene Kapellen angebracht, woran kleine Zimmer ſtoſſen, die zum Aufenthalte für den Kaiſer dienen. Dieſe liegen höher als der Saal, und durch ihre Thüren kann man die Kapellen ſehen. Neben dieſen Zimmern findt man einen **Garten**, wo die Kunſt alle mögliche Annehmlichkeit angebracht hat. Die rareſten Gewächſe, mit auserleſenen Steinen abgewechſelt, verſchönern die Abtheilungen der Blumen-Beete: aber nichts ergötzet das Auge mehr, als eine Reihe kleiner Hügel, die wie natürliche ausſehen, und mit den ſchönſten Blumen des ganzen Landes beſetzet ſind. Ein klarer Bach durchſchlängelt ſie unter dem angenehmſten Geräuſche, und auf gewiſſe Weiten ſind kleine Brücken darüber geleget, welche ſo wohl zur Zierde, als zur Gemeinſchaft aller Theile im Garten dienen. Man führete uns bis an das Ende dieſes unvergleichlichen Ortes, wo die Ausſicht

wie-

wieder andere Schönheiten in der Veränderlichkeit der Gegend darbot. Wir giengen durch eine Hinterthüre hinaus, und kamen nach einem benachbarten kleinen Tempel, der noch dreyßig Schritte höher auf dem Berge lag. Hier findet man die Namen der verſtorbenen Kaiſer in einen mit Stühlen beſetzten Tiſch geſchnitten, worauf allerhand Papiere lagen, welche Gebet-Formeln enthielten. Von da führten uns zwey junge, ſehr höfliche Bonzen, in noch mehrere Tempel. Ueberall wurden wir von einem Haufen Mönche angenommen, die uns The, Sacki, Kuchen, und Erfriſchungen reichten. Ich will weder die Beſchreibung aller dieſer Gebäude machen, noch der Götzen und ihrer Geſchlechter, Alter, und Figur; ich will nur erwähnen, daß man allezeit in dieſen Gegenden eine große Menge Volkes findt, und nirgends mehr Schenken, und lüderliche Häuſer, als an dieſen Oertern. Man zeigte uns auch einen berühmten Brunnen, der aus ſeinem Felſen quillt, von deſſen Waſſer die Japaner glauben, daß es die Eigenſchaft habe, Beſcheidenheit und Klugheit einzuflößen.

Die Japaniſchen Tempel unterſcheiden ſich von einander durch ihre Größe und

Bau-

Bauart, nach Beſchaffenheit der Würde und des Ranges der Götter, die man darinnen verehret. Die fremden Götzen ſind in den neueſten und merkwürdigſten aufgeſetzet. Sie haben viele Aehnlichkeit mit den Chineſiſchen Pagoden; das iſt, die meiſten beſtehen in einem großen Thurme, der Kuppelförmig gebauet iſt, und auf einer zehn oder zwölf Fuß hohen Mauer ſteht, die breit genug iſt, eine Terraſſe um den Tempel abzugeben. Dieſe iſt mit einem Geländer eingefaſſet; in der Stärke der Mauer aber ſind verſchiedene Bögen angebracht, wodurch man in das Gebäude hineingeht. Die Dächer ſpringen weit hervor, und ſind über ſich gebogen. Den Tempel macht eigentlich ein großer Saal aus, der aber keine Fenſter hat, ſondern ſein Licht durch die Bögen bekommt. Man ſieht daſelbſt in der Mauer unzähliche Bilder-Blinden mit Statuen. In dem Mittel ſteht ein einzelner Altar, der gemeiniglich ſehr koſtbar iſt, und auf welchem ein, oder mehrere Götzen von ungeheuerer Geſtalt befindlich ſind. Man zeigte uns einen, der ſechs und vierzig Arme hatte: er war mit ſechzehn ſchwarz bekleideten, Rieſenförmigen Helden umgeben, hinter welchen zwey Reihen vergoldete Götzen, ohngefähr

gefähr von gleicher Größe ſtunden, derer jeder zwanzig Arme hatte. Die entfernteſten dieſer Bildſeulen haben lange Hirten-Stäbe in der Hand, die übrigen aber Blumen-Schnuren, oder andere Zierathen. Hinter ihnen ſtehen noch andere von verſchiedener Größe, allemal aber in einer ſolchen Ordnung, daß man die entfernteſten auch ſehen kann. Die Japaner geben vor, ihre ganze Anzahl erſtrecke ſich auf drey und dreyßig tauſend drey hundert und drey und dreyßig; und dieſes hat dem Gebäude den Namen gegeben. Vor dem vornehmſten Götzen ſteht ein groſſer Arm-Leuchter, worauf Wachs-Kerzen brennen, die einen angenehmen Geruch von ſich geben.

In der Nachbarſchaft dieſer Tempel, beſonders bey denen, die am meiſten beſuchet werden, ſieht man gemeiniglich prächtige Klöſter für die Bonzen. Dieſe Gebäude ſind ſehr weitläuftig, und haben zuweilen bis zwey hundert Zellen, ohne eine Menge anderer zum Bedürfniſſe des Kloſters gehöriger Zimmer. Es ſind darinnen Speiſe-Säle, Bade-Zimmer, Küchen, Bibliotheken. Man findt dabey Gärten, Waſſerquellen, Luſt-Wälder, Obſt-Gärten, vortreffliche Spatzier-Gänge, mit einem Worte, alles, was zum Vergnügen

und

und zur Bequemlichkeit des Lebens gehöret, und dieſes für Leute, derer Beruf iſt, allen dergleichen Dingen zu entſagen.

Die den alten Göttern des Landes geweiheten Tempel ſind mit der Schönheit derer, wovon ich geſaget habe, nicht zu vergleichen. Es ſind ſehr ſchlechte und ganz kleine Kapellen, mehrentheils viereckig und von Holze gebauet. Ihre Höhe überſteigt nicht leicht funfzehn oder ſechzehn Fuß. Um das Gebäude geht eine kleine Galerie, dahin man auf etlichen Treppen ſteigt. Dieſe Kapellen haben keine Thüren, ſondern in der Vorlage ſind zwey Fenſter angebracht, die niedrig genug ſind, daß man inwendig hinein ſehen kann; und daſelbſt knien diejenigen hin, die ihre Andacht verrichten wollen. Man gehet nicht in die Pagode hinein, ſondern bethet die Gottheit von außen an, und kann in das Innerſte des Tempels durch ein vergittertes Fenſter ſehen. In der Mitte des Tempels ſteht ein großer Spiegel, der ſie erinnern ſoll, daß alle Unreinigkeit ihres Herzens vor den Augen der Gottheit erſcheinet, ſo wie die Flecken ihres Geſichtes in dem Spiegel. Oben an der Decke ſind eine Menge ſehr ſchmal geſchnittene Streifen weißes Papier aufgehan-

gen, welche die Reinigkeit des Ortes anzeigen ſollen. Dieſes iſt alles, was man inwendig in dieſen kleinen Pagoden ſieht, denn es geſchieht ſelten, daß man Götzen darinnen aufſtellet. Unterdeſſen, wenn der Gott etwa ein beſonderes Wunder gethan hat, ſo bauet man eine Art von Blinde, und ſetzt ſein Bild hinein. An denen Tagen, die zur Andacht beſtimmet ſind, ſitzen die Prieſter zur Seite in einem Vorhauſe, das vor der Kapelle liegt, und nehmen die Opfer des Volkes in Empfang. Gemeiniglich werden an dieſem Orte die Geſchenke niedergelegt, welche der Gottheit als ein Gelübde gebracht werden. Nicht weit davon iſt ein Stock für die Armen, und eine Glocke, welche diejenigen ziehen, die ihr Gebeth verrichten wollen, um dem Gotte ihre Ankunft zu melden. Außer der unzählichen Menge geiſtlicher Gebäude, die in allen Provinzen des Reiches aufgerichtet ſind, werden noch alle hohe Landesſtraßen, und Kreuzwege, mit der Gegenwart eines Götzen beehret. Man ſieht ihrer bey den Brücken, um die Tempel, Kapellen, und Klöſter: ihr Bildniß wird an das Volk verkaufet, das ſie, wie öffentliche Zettel, an die Stadt-Thore, an öffentliche Gebäude, und an die Ecken der Gaſſen kleben.

Es

Es iſt kein Haus, wo man nicht ein Bild ſähe, das ihre Haus-Götter, oder den Schutz-Patron der Familie vorſtellet. Sie ſind in allerhand Geſtalt gemalet, mit verſchiedenen Mützen auf dem Kopfe, oder mit Strahlen umgeben, ſo wie die Heiligen bey den Chriſten.

Alle Handwerke haben hier ihre beſonderen Götter, ſo wie bey uns die Zünfte und Innungen ihre Heiligen und Patrone haben, welche ſich in ihre Angelegenheiten unmittelbar zu mengen Belieben tragen. Der Gott der Japaniſchen Fiſcher wird auf einem Felſen mitten im Meere vorgeſtellet, wie er in der einen Hand eine Angelruthe, und in der andern einen Fiſch hält. Die Kaufleute erkennen für ihren Schutz-Patron den Gott des Reichthumes und Ueberfluſſes. Er ſitzt auf einem Ballen Reis, und überall, wo er mit ſeinem Hammer hinſchlägt, kommen Schätze, Kleider, Lebensmittel, ꝛc. hervor.

Sollten Sie wohl glauben, Madame, daß auch die Thiere in Japan ein Gegenſtand der Verehrung ſind, und ihre Tempel haben? In einem dieſer Tempel ſieht man einen Affen auf einem Altare; in der Mauer aber unter Bögen ſtehen noch andere unter vielerley Geſtalt. Die Japaner glauben ihre Anbethung

dadurch zu rechtfertigen, wenn ſie ſagen, daß in dem Leibe dieſer dem Menſchen ſo ähnlichen Thiere menſchliche Seelen, beſonders aber die Seelen ihrer Helden wohneten, die bey ihnen als Götter des Landes angeſehen werden. Die **Hirſche**, unerachtet ſie von den Andächtigen nicht angebethet werden, ſtehen gleichwohl in großem Anſehen. Niemand unterſteht ſich, ſie zu töden, oder ihnen Leides zu thun: wer ſolches wagte, würde ſeiner Güter, oder des Lebens verluſtig werden. Ueberhaupt hält man hier viel auf die Thiere. In der Nähe von gewiſſen Klöſtern ſind kleine Holzungen angelegt, die lediglich für die Hirſche beſtimmet ſind, und wohin die Mönche ihnen zu freſſen bringen. Der, welcher für ihre Unterhaltung ſorget, rufet ſie vermittelſt einer kleinen Glocke, und wenn ſie gefüttert ſind, ſchicket er ſie auf eben dieſe Art wieder fort.

In Japan hat man ohngefähr eben die **zahmen Thiere**, wie in Europa; Pferde, Ochſen, Schweine, Hunde, und Katzen, ꝛc. meiſtentheils aber ſind ſie wild, weil man keine Sorgfalt trägt, ſie zahm zu machen. Selbſt die Schafe bleiben in den Wäldern und Bergen, als derer Wolle man nicht zu nutzen weis; und die Seelen-Wanderung verhindert,

daß

daß man ſie tödet. In China, wo dieſe Lehre ebenfalls ſtatt findet, ißt man das Fleiſch der Thiere ohne Schwierigkeit; allein die Schwelgerey hat dort mehr Gewalt, als der Aberglaube.

Es iſt eine Zeit geweſen, wo die Japaner beſondere Sorgfalt und Hochachtung für die **Hunde** gehabt haben; und man hat mir zum Beweiſe folgendes erzählet. Ein Kaiſer, der unter dem Geſtirne des Hundes geboren war, hatte, wie Auguſtus, für das Thier, das ſeiner Meynung nach, ſeiner Geburt vorgeſtanden hatte, ungemeine Hochachtung. Seine Unterthanen rechneten ſich zur Pflicht, das Thier, das ihr Monarch ſo hoch hielt, ebenfalls zu verehren; und gar bald wurden alle Hunde, bis auf die ſchlechteſten, zu ſo viel kleinen Göttern. Sie wurden dadurch ſo unbändig, daß ſich niemand getrauete, auf der Gaſſe zu gehen, ohne zu befürchten, daß er gebiſſen würde. Man gieng ſo weit, daß man ihnen Hütten in Geſtalt kleiner Kapellen aufrichtete, und Aufſeher gab, die für ihre Geſundheit ſorgen mußten. Ihren Tod ſah man als ein groſſes Unglück an; und ſie wurden auf den Gipfel der Berge begraben. Ein Mann, unter andern, dem die Beſorgung eines ſolchen Be-

gräbniſſes aufgetragen war, beſchwerte ſich einsmals über die Laſt, die er zu tragen hätte, und ſcholt auf das Geſetz, das ihm dieſe Mühe verurſachte. „Danke den Göttern, ſagte ſein „Camarade, daß der Kaiſer nicht unter dem „Geſtirne des Pferdes geboren iſt, du würdeſt „ſeine Laſt noch beſchwerlicher finden.“

Nach dem Tode dieſes Kaiſers hörten die Japaner auf, dieſe Thiere zu verehren, und entſchädigten ſich reichlich wegen des Zwanges, darinnen ſie bisher geſtanden hatten. Den hündiſchen Göttern wurde ſo übel begegnet, daß ſie ihre Zuflucht in die Hölzer nahmen, und ſeit der Zeit ſind die Hunde ſo wild geworden, daß wenige ſich zu den Menſchen halten. An ihrer Stelle kamen die **Katzen** bey den Damen in Anſehen, und noch bis jetzt ſind ſie die vorzüglich geliebten Schooß-Thiergen.

Es giebt noch ein anderes Thier, für welches man ſo viele Hochachtung hat, daß es verboten iſt, ihm einigen Schaden zuzufügen. Dieſes iſt der **Kranich**, den man hier zu Lande als einen Glücks-Vogel anſieht, und den das Volk, gnädiger Herr, betitelt. In Frankreich haben wir Herren, wie Kraniche: die von Japan ſind ſo kirr,

daß

daß man ſie unter die zahmen Thiere rechnen kann: unſere könnte man in eben dieſe Claſſe ſtellen.

Ratten und Mäuſe ſind auf den hieſigen Inſeln ſehr gemein. Die Japaner ſcheuen ſich nicht nur keinesweges vor ihnen, ſondern ſie ziehen ſie zu ihrem Zeitvertreibe auf, und lernen ihnen allerhand Künſte; beſonders zu Oſacka, dem Sammelplatze aller Marktſchreyer im ganzen Reiche.

Das, was man in Japan die **weiße Ameiſe** nennet, iſt eine faſt ſo ſchreckliche Strafe, als das Feuer. Man giebt dieſem gefährlichen Ungeziefer auch den Namen des **Bohrers**, weil ſeiner Gefräßigkeit in der That nichts widerſteht, als Stein und Metall. Es iſt der ärgſte Feind in einem Vorraths-Hauſe, und arbeitet mit ſolcher Geſchwindigkeit, daß alles verdorben und zerfreſſen iſt, ehe man ihn gewahr wird. Man ſieht ſie nicht anders als Haufenweiſe, wie die andern Ameiſen, mit denen ſie in beſtändigem Kriege leben. Es gehen unter ihnen oftmals blutige Schlachten wegen der Wohnungen vor, und mehr als ein Ameiſen-Haufen iſt mit dem Blute der Ueberwundenen benetzet worden. Dieſe weißen Ameiſen können die freye Luft nicht vertragen;

dergeſtalt, daß wenn ſie ihre Wohnung anders- wohin aufſchlagen wollen, ſie lange Aufwürfe machen, die aus Staube, und ihrem Unflate zuſammen gebauet ſind. Vermittelſt dieſer unterirrdiſchen Gewölber, die zugleich Ver- ſchanzungen wider ihre Feinde abgeben, lau- fen ſie ruhig hin und wieder. Das einzige Mittel, ſie zu vertreiben, iſt, daß man Salz ſtreuet. Dieſe Thiere ſind mit vier krummen und ſchneidenden Haken bewaffnet. Vor eini- gen Tagen, da ich früh aufwachte, wurde ich auf meinem Tiſche einen langen Aufwurf, eines kleinen Fingers dick, gewahr. Die Neugierde bewog mich, es zu unterſuchen, und ich fand, daß die Ameiſen waren aus dem Fußboden gekommen, und hatten ihren Weg mitten durch den Fuß des Tiſches genommen; nachdem ſie ihr Loch längſt dem Tiſche fortgeführet hatten, waren ſie durch den andern durchgebohrten Fuß wieder in den Fußboden zurück gegan- gen. Dieſe ganze Fahrt war die Arbeit von einer Nacht, und vielleicht nur von etlichen Stunden geweſen. Doch ich komme wieder auf die Fortſetzung unſerer Reiſe.

Den Tag unſerer Abreiſe von Meaco ka- men wir nur drey Stunden weiter, und blie- ben über Nacht in einem Flecken, Oitz ge- nennt,

nennt, der eine einzige Gaſſe hat, wie ein Bogen geſtaltet. Man rechnet nichts deſto weniger daſelbſt auf tauſend Häuſer, die an dem Ufer eines Sees von ſüſſem Waſſer liegen, der zwar ſehr ſchmal iſt, ſich aber über funfzig Stunden in der Länge erſtrecket. Nicht weit davon liegt ein hoher **Berg**, mit Bäumen und Graſe bis an den Gipfel bedecket. Man erzählte uns, daß vor dieſem mehr als drey tauſend Tempel, und eine erſtaunende Menge Klöſter daſelbſt geſtanden hätten. Seine Lage, und die Meynung von ſeiner Heiligkeit, gaben Gelegenheit, daß die Einwohner von Meaco ſich während der innerlichen Kriege dahin flüchteten; allein einer von den Kaiſern, der, nebſt dem Haſſe wider den geiſtlichen Stand, beſondere Urſachen hatte, ſich an der Stadt zu rächen, zerſtörete die Tempel, und ließ alle Mönche umbringen.

Es ſind wenige Oerter in dieſer Gegend, die nicht wegen beſonderer **Producte** berühmt wären. Ich habe Ihnen ſchon von der Vortrefflichkeit des The, der um Meaco wächſt, geſaget; faſt auf eben dieſem Boden wächſt auch der beſte **Tabak** von Japan. Etliche Stunden weiter bringt die Natur im Ueberfluſſe diejenige Art von **Rohre** oder

Bambus hervor, aus deſſen Wurzel die Stöcke gemachet werden: wir bekommen ſie durch die Holländer, und bey uns in Europa ſind ſie unter dem Namen Rottang bekannt. Ihr Preis iſt gemeiniglich mäßig, ſie werden aber theuer, wenn der Landesherr, aus Furcht, der allzugroße Vertrieb möchte den Zuwachs der Pflanze hindern, ſolche auszureißen, etliche Jahre lang unterſaget. Der Rottang ſchlägt ſo tiefe Wurzeln, daß um ſie aus der Erde zu ziehen, man ſehr große Oeffnungen machen muß. Ein Theil der Einwohner dieſer Gegend beſchäfftiget ſich mit nichts anders, und macht daraus ſeinen einzigen Handel. Was aber die Gegend, wovon ich rede, hauptſächlich berühmt machet, iſt ein Pulver von vortrefflicher Güte, wider alle Arten von Krankheiten. Ein daſiger armer Einwohner, den man als den Erfinder dieſes berühmten Mittels anſieht, machte öffentlich bekannt, daß ihm ein Gott im Schlafe erſchienen wäre, der ihm verſchiedene Kräuter auf den benachbarten Bergen gezeiget, und befohlen hätte, er ſolle ſich ihrer zum Beſten ſeiner Landesleute bedienen. Da dieſe Geſchichte das Mittel in Ruf brachte, währete es nicht lange, daß der Erfinder zu großen Vermögen

Digitized by Google

mögen kam. Sie ſehen hieraus, Madame, daß Frankreich nicht das einzige Land iſt, wo man ſich durch dergleichen Kunſtgriffe bereichert. Was aber die Franzöſiſchen Marktſchreyer nicht allezeit nachahmen, iſt die Frömmigkeit und Erkenntlichkeit dieſes guten Japaners, der ſeinem Gotte und Wohlthäter zu Ehren einen Tempel bauen ließ. Seine Nachkommen, die dieſen Handel fortgeführet haben, ſind nicht weniger durch ihren Reichthum, als durch ihre Stifftungen, bekannt geworden.

Als wir den See von Oitz aus dem Geſichte verloren hatten, begegneten wir etlichen von den ſchönen Pilgriminnen, oder Bettel-Nonnen, von denen ich Ihnen geſaget habe. Sie redeten uns ſingend an; und ihr Bezeigen ſchien uns frey, und zugleich beſcheiden, getheilet zwiſchen Frechheit, und Schamhaftigkeit. Ihr Allmoſenfordern hatte weniger das Anſehen einer Bedürfniß, als eines Auftrittes in einer Comedie; dergeſtalt daß, was ſie nicht durch Bitten erwurben, ſie durch ihre Reize erhielten. Ein anderes Frauenzimmer, in Seide gekleidet, ſehr wohl angezogen, und im ganzen Geſichte geſchminket, führte einen Blinden, und gieng vor ihm her, Allmoſen zu fordern.

Der

Der Ort, wo wir ſie antrafen, iſt nicht weit von Jokaitz, einer ziemlich großen Stadt, wo wir ein Leichenbegängniß zu ſehen bekamen; es war die Beerdigung eines Mannes von vornehmen Stande. Zuerſt erſchien ein langer Zug Weiber, die Verwandtinnen oder Freundinnen des Verſtorbenen; ſie waren weiß gekleidet, hatten Schleier über dem Kopfe, und die vornehmſten ließen ſich in Sänften tragen, welche nichts weniger als ein trauriges Anſehen hatten: ſie wurden von ihren Kammer-Weibern, und von einer gewiſſen Anzahl Sclavinnen begleitet.

Nach ihnen folgten die vornehmſten Freunde des Verſtorbenen in ihren ſchönſten Kleidern. In einer ziemlich weiten Entfernung ſah man einen großen Haufen Bonzen kommen, vor denen der Superior, in einen reichen mit goldnen Blumen beſtreuten Gewand gekleidet, in einer Sänfte getragen wurde. Die übrigen hatten eine Art von Chor-Rocke, und über dieſem einen großen ſchwarzen Mantel mit einem langen Schweife. Einer von dieſen Mönchen ſchlug beſtändig auf ein Becken, wie eine Paucke gemacht, unterdeſſen daß die übrigen zum Lobe ihrer Götter ſangen.

Zwi-

Zwiſchen dieſen Mönchen und ihrem Oberhaupte gieng ein Mann, in grauer Kleidung, mit einer großen Pech-Fackel in der Hand: andere trugen an einer langen Stange papperne Körbe voller Blumen, die ſie durch Schütteln wie einen Regen herunterfallen ließen, und dadurch anzeigen wollten, daß die Seele des Verſtorbenen im Paradieſe ſey. Wirklich waren die Zuſchauer, jedesmal daß die Körbe geſchüttelt wurden, ſo voller Freuden, als wenn die Blumen vom Himmel gefallen wären: ſie fiengen an zu ſchreyen, und rufeten mit lauter Stimme: „Er iſt glückſelig; er iſt in den Ort der Seligkeit aufgenommen.“

Hinter dieſen Leuten, in einiger Entfernung, kamen acht junge Bonzen, mit langen Stäben unter ihren Armen, an deren unterſten Ende kleine Fahnen hiengen, worauf der Name derjenigen Gottheit ſtund, die der Verſtorbene vorzüglich angebethet hatte. Unmittelbar nach ihnen folgeten zwölf andere Mönche, derer zehn an einem langen Stocke Laternen von feiner Leinwand trugen, worauf man ebenfalls den Namen dieſes Gottes ſah; die zwey andern aber hielten unangebrannte Fackeln in der Hand. Nach dieſen erſchien ein

Trupp

Trupp grau gekleideter Leute, mit kleinen drey-eckigen Hüten von ſchwarz gefirnißten Leder auf dem Kopfe, die unter dem Kinne zugebunden waren. Hinter ihnen wurde ein Panier von feiner Leinwand getragen, worauf der Name des Gottes in großen Buchſtaben abermals befindlich war.

Endlich kam der Leichnam, der in einer Art von ſchön verzierter Sänfte durch vier Männer getragen wurde. Der Verſtorbene ſaß auf ſeinen Ferſen, mit unbedecktem Geſichte, und kreuzweis über die Bruſt gelegten Händen, wie eine Perſon, welche bethet. Ueber ſeinen Kleidern hatte er einen von denen papiernen Röcken, worinnen alle Fromme ſterben wollen. Die vornehmſten Gegenſtände ihrer Religion ſind auf dieſen Röcken, mit allerhand Geheimnißvollen Zeichen vorgeſtellet, die nach ihrer Meynung den Eingang in den Himmel erleichtern. Des Verſtorbenen Kinder, in ihren ſchönſten Kleidern, gleich als an einem Feſt-Tage, umringeten die Sänfte, und der Jüngſte hielt eine brennende Fackel. Der Ort, wo der Leichnam hingeſetzet wurde, war ein mit Mauern umgebener, und ſchwarz behangener Platz, welche Farbe, in Japan kein Zeichen der Trauer iſt. Mitten auf dieſem

Platze

Platze war eine Grube gemachet, aus welcher ein Scheiterhaufen zwiſchen zwey Tafeln hervorragete, davon die eine mit Eſſen beſetzet war, auf der andern aber eine Pfanne mit glüenden Kohlen ſtund.

Die Bonzen ſetzten den Körper auf den Scheiterhaufen; der Superior trat hinzu, nahm die Fackel aus der Hand eines von des Verſtorbenen Söhnen, gieng dreymal um die Grube herum, ſchwenkte ſie, wie ein Rauchfaß, ſagte hernach etliche Gebethe her, und gab ſie dem, von welchem er ſie genommen hatte, wieder zurück; dieſer aber wurf ſie mitten auf den Scheiterhaufen. Die andern Bonzen brennten alsdenn ihre Fackeln an, zündeten den Scheiterhaufen an verſchiedenen Orten an, und goſſen Oel und andere brennbare Sachen, mit wohlriechenden Spezereyen vermenget, hinein. Wie der Körper verbrennet war, näherten ſich die Verwandten dem Tiſche, wo die Kohlenpfanne ſtund, ſtreueten Räucherwerk darauf, und verbückten ſich, den Verſtorbenen, deſſen Seele, wie ſie glaubten, in den Himmel gefahren wäre, anzubethen.

Uebrigens iſt der Gebrauch, die Todten zu **verbrennen**, nicht durchgehends in Japan eingeführet. Das meiſtemal begnüget man ſich,

ſich, ſie zu begraben: inſonderheit pflegen es die Armen ſo zu machen. Die Leichen-Ceremonien ſind im ganzen Reiche ziemlich einerley, unerachtet die Religion verſchieden iſt. Die Prieſter finden ſich bey allen Beerdigungen ein, ohne etwas mehreres zu bekommen, als was ihnen unter dem Titel eines Allmoſens gegeben wird; ſie wiſſen aber, ehe der Kranke ſtirbt, ihre Bemühungen ſchon anzuwenden, um einen Theil ſeines Vermögens an ſich zu ziehen.

Nachdem die Ceremonie, von der ich geredet habe, vorüber war, gieng jedermann weg. Des andern Tages aber begaben ſich die Verwandten und Freunde wieder an den Ort, ſammelten die Aſche, verwahreten ſie in einem vergoldeten, mit einem ſehr reichen Tuche bedeckten Gefäße, und ſetzten ſolches auf der Stelle, wo der Scheiterhaufen geweſen war, bey. Man ſagte uns, es bliebe ſieben Tage daſelbſt ſtehen, während welcher Zeit die Mönche hingehen, und bethen. Es kommt hernach die Familie, nimmt das Gefäße weg, und hebt es ſorgfältig auf. Es wird auf einen Fuß geſetzet, wo der Name des Verſtorbenen ſo wohl, als des Gottes ſeiner Religion angemerket iſt. Nach Verlauf von

von ſieben Monaten werden dem Verſtorbenen wieder neue Ehrenbezeigungen erwieſen, wobey ein Theil der vorigen Ceremonien beobachtet wird. Nach ſieben Jahren geſchieht ſolches ebenfalls: es giebt ſo gar Andächtige, die dieſe fromme Pflicht alle Wochen beobachten. Es iſt dieſes unter gewiſſen Secten eingeführet, die einen unglaublichen Lärmen mit Glocken, Becken, und Trommeln machen, wozu die Weiber, Kinder, und Bonzen kommen, und ein entſetzliches Geheul und Gewinſele darunter mengen. Der Kaiſer ſelbſt feyert den Gedächtniß-Tag ſeines Vaters ſehr genau, und ſchenket an ſelbigem Tage vielen Gefangenen die Freyheit. Ich habe nicht nöthig zu erinnern, daß die angeführten Ehrenbezeigungen nicht den gemeinen Mann angehen. Es iſt genug, daß er den Reichen, in der Art zu ſterben, ähnlich iſt: man machet es mit ihnen eben ſo, wie bey uns mit denen, die die Begräbniß-Koſten nicht erlegen können.

Wenn ein **vornehmer Herr ſtirbt**, ſo geſchieht es vielmal, daß zwanzig bis dreyßig ſeiner Vaſallen, Unterthanen oder Sclaven ſich auch töden, um ihn in jener Welt zu bedienen. Sie verbinden ſich dazu eidlich, und wollen dadurch die beſondere Neigung für

ihren Herren zu erkennen geben. Dieſe Verbindlichkeit geſchieht auf folgende Art. Der Vaſall oder Sclave ſagt: ich übergebe Ihnen mein Leben, und verſpreche, es nicht länger zu behalten, als in ſo ferne es Ihnen nützlich ſeyn kann. Der Herr und ſein Unterthan trinken hernach jeder einen Becher Wein, welches hier zu Lande als die heiligſte Ceremonie, und als die größte Verbindlichkeit angeſehen wird. Um nun dergleichen traurige Verrichtung zu vollbringen, verſammeln ſie ihre Verwandten in einen Tempel, ſetzen ſich auf Matten, und nach gehaltener guten Mahlzeit, ſchneiden ſie ſich den Leib über das Kreuz auf: bleibt ihnen Muth genug übrig, ſo geben ſie ſich noch einen Schnitt in die Kehle, um vollends zu ſterben. Es giebt Sclaven, die, wenn ihr Herr einen Palaſt zu bauen unternimmt, ihn bitten, er wolle ihnen die Ehre vergönnen, daß ſie ſich unter die Grundſteine legen dürfen, und glauben, durch dieſe freywillige Aufopferung das Gebäude unwandelbar zu machen.

Unter gewiſſen Secten des Landes bildet man ſich ein, daß die abgeſchiedenen Seelen etliche Jahre in der Luft herum wandern, ehe ſie an den Ort der Seligen gelangen; auch alle Jahre einmal ihre Familie wieder beſu-

beſuchen. Dieſe Meynung hat Gelegenheit zu einem **Feſte** gegeben, das lediglich zu dem Empfange dieſer Geiſter geſtifftet iſt. Alle Häuſer werden alsdenn mit eben den Anſtalten aufgeputzet, als wenn man den Beſuch einer Perſon vom erſten Range erwartete. Den Abend zuvor geht jede Familie aus ihrer Wohnung der zu erwartenden Seele entgegen. Die ganze Gegend wird durch unzähliche Fackeln erleuchtet, damit ſie ſich nicht etwa verirre. Wenn man nun vermuthet, daß ſie angekommen iſt, ſo macht man ihr große Complimente, man bittet ſie, auszuruhen, man bietet ihr Erfriſchungen an, und fährt mit dergleichen lächerlichen Unterredungen ganze Stunden fort. In jedem Hauſe ſtehen verſchiedene auf das herrlichſte beſetzte Tafeln, wo für die Abgeſchiedenen, ſo wie für die Lebenden Teller geleget ſind, und niemand zweifelt, daß ſie nicht das feinſte und beſte von denen Speiſen, die man ihnen vorleget, genießen. Nach der Mahlzeit geht jedermann, den Seelen ſeiner Freunde und Nachbarn einen Beſuch abzuſtatten, und die ganze Nacht über wird in der Stadt auf dieſe Art herum gelaufen. Das Feſt dauert noch den ganzen andern Tag, und alsdenn begleitet man die

Seelen mit vielen Ceremonien wieder an den Ort, wo man ſie vorher empfangen hatte. Aus Furcht, daß nicht etwa etliche dieſer Geiſter ſich in den Häuſern verſtecken, und den Lebenden durch ihre Erſcheinungen beſchwerlich fallen möchten, wirft man eine Menge Steine auf die Dächer, ſuchet in allen Zimmern ſorgfältig nach, pochet in allen Ecken mit Stöcken, und bemühet ſich dieſe herumſchweifenden Seelen fort zu jagen.

Die Trauer wird in Japan, wie in China, weiß getragen. Sie dauert zwey Jahre, und binnen ſolcher Zeit muß man allen Arten von Vergnügen entſagen. Die Anſtalt dazu iſt ſehr traurig: ein Rock von grober Leinwand, ganz ſchlecht, und ungefüttert, wird über die andern Kleider gezogen, und mit einem breiten, ſtarken Gürtel gebunden. Manns- und Weibsperſonen tragen dieſe Kleidung auf einerley Art. Beyde haben auch zur Trauer einerley Kopfputz: er beſteht in einer leinenen Binde, woran hinten eine dergleichen lange, wie ein Schleier, herunter hängt. Dieſer einförmige Anzug iſt mit einer beſonderen Beſcheidenheit verbunden: man geht ſehr langſam, hält die Augen niedergeſchlagen, und verſteckt die Hände in die Ermel. Binnen den Tagen, die

die dem Gedächtniſſe des Verſtorbenen gewidmet ſind, iſt es weder den Verwandten, noch den Freunden erlaubet, ein Thier zu töden. In dem Trauer-Jahre des Kaiſers iſt in ganz Japan verboten, ein lebendiges Thier tod zu machen, oder auf den Markt zu bringen.

Das Leichenbegängniß, daß wir zu Jokaitz mit anſahen, verſpätigte uns um etliche Stunden; jedoch hielt es uns nicht ab, bis nach Oruano, einer anſehnlichen Stadt in der Provinz Owari, zu kommen. Es langten eben ein Trupp Weiber daſelbſt an, welche Comedien ſpielen ſollten, ohngefähr auf die Art, wie bey uns die herumziehenden Comedianten in den Provinzen von einer Stadt zu der andern gehen. Sie hatten alle Kleider- und Theater-Verzierungen bey ſich, die zu Aufführung ihrer Stücken nöthig waren; ihre Vorſtellungen aber beſtunden in Liebes- und Helden-Geſchichten. Dieſe Weiber ſtehen unter einem einzigen Anführer, deſſen Sclavinnen ſie ſind, und der ihnen die zu beſuchenden Provinzen anweiſet, mit dem ſchärfſten Befehle, und bey Lebens-Strafe, nicht mehr Geld für die Beluſtigung, die ſie dem Volke machen, zu nehmen, als ihnen vorgeſchrieben iſt. Ihr Stand, der ihnen ein ruhiges und

bequemes Leben verſchaffen könnte, wird als unehrlich angeſehen. Wenn ſie auch unter der beſten Geſellſchaft geſpielet haben, ja bey den vornehmſten Herren in Japan als Maitreſſen geweſen ſind, welche, wie die unſerigen, ſie öfters einer ehrlichen Frau vorziehen, ſo legt man ihnen, nach ihrem Tode, einen Zügel von Strohe in das Maul, und ſchleppet ſie damit auf die ſchimpflichſte Weiſe auf den Gaſſen herum, ſchmeißt hernach den Körper auf den Miſt, und überläßt ihn den Hunden, und Raubvögeln. Sie ſehen hieraus, Madame, daß dieſe armen Leute auch ihren Kirchenbann haben.

Das Schloß zu Oruano iſt in das Waſſer gebauet, und hat ſeine Anlage einem Kaiſer zu danken, von dem man uns folgende Geſchichte erzählete. Dieſer Fürſt, aus einem verabſcheuungswürdigen Geſchmacke, den er ſich in der Jugend angewöhnet hatte, konnte keine Frau leiden, und wollte daher nicht heurathen. Aus Furcht, daß es auf ſolche Art an Kronerben fehlen möchte, wählte der Dairi unter ſeinen nächſten Verwandtinnen, und unter den würdigſten Prinzeſſinnen im Reiche, zwey Perſonen von ausnehmender Schönheit, die er dem Kaiſer ſchickte, mit Bitte, er möchte

ſich

ſich diejenige, die ihm am beſten gefiel, zur Gemahlinn nehmen. Der Fürſt aus Höflichkeit, ließ ſich gefallen, was man von ihm verlangete, entſagete aber ſeiner alten Gewohnheit nicht, und begegnete ſeiner Gemahlinn mit der größten Kaltſinnigkeit. Die Fürſtinn gerieth darüber in eine Schwermuth, die ihr bey nahe das Leben gekoſtet hätte. Ihre Amme, aus Mitleiden, nahm ſich einsmals, als ſie den Monarchen aufgereimt ſah, die Freyheit, ihm dieſerhalb Vorſtellung zu thun. Der Kaiſer, der dadurch beleidiget wurde, gieng in ſein Zimmer, ließ ſeinen Baumeiſter kommen, und befohl, er ſollte ſo gleich ein Schloß, mit Graben, und Aufzieh-Brücken bauen, und ließ die Kaiſerinn nebſt ihrer Amme, und übrigen Weibern, hinein ſchließen.

Was wir auf dem Wege von Oruano nach **Togitz** am merkwürdigſten fanden, ſind der große und berühmte **Fluß** Oſingava, der **Berg** Fudſi, und der bekannte **See** Fakone. Der **Oſingava** iſt ſo erſtaunend ſchnell, daß man bey großen Regen unmöglich durch kommen kann: zu anderer Zeit aber nimmt er ſo viele Steine von den Gebirgen mit ſich, daß der Uebergang allezeit ſehr gefährlich wird. Die benachbarten Einwohner, die ſein Bette

genau kennen, haben einen geſetzten Preis, um den Reiſenden durch zu helfen: ſollte aber jemand das Unglück haben, unter ihren Händen darinnen umzukommen, ſo werden, nach den Landesgeſetzen, diejenigen, denen man ſich anvertrauet hatte, am Leben geſtrafet. Sie werden nach Beſchaffenheit der Tiefe des Waſſers bezahlt, die am Ufer an einer Seule angemerket iſt. Ungeachtet es bey unſerer Ankunft nicht groß war, ſo wurden doch fünf Männer zu jedem von unſern Pferden ernennet, davon zwey auf jeder Seite das Pferd unter dem Bauche, und einer bey dem Zügel halten mußten. Zu gefährlichern Zeiten werden zwölf bis funfzehn Perſonen gebraucht, eine einzige Perſon überzuſetzen.

Der Berg **Fuſi** iſt einer der höchſten Berge auf dem Erdboden: man rechnet ſechs Stunden Höhe von ſeinem Fuße, bis auf den Gipfel. Die benachbarten Berge ſehen in Vergleichung wie Hügel aus; und man ſieht ihn ſo weit von ferne, daß er den Reiſenden als ein Wegweiſer dienen kann. Unten iſt er von einem großen Umfange, und weil er ſpitzig zugeht, ſieht er wie ein Kegel aus. Er iſt faſt das ganze Jahr mit Schnee bedecket. Da die Luft auf dem Gipfel ſelten ſtill iſt, ſo geht das

das Volk aus Andacht hinauf, den Gott der Winde daſelbſt zu verehren. Man brauchet drey Tage Zeit, um hinauf zu ſteigen; aber herunter kann man in weniger als drey Stunden kommen; man bedienet ſich eines Stroh-Schlittens, auf welchem man im Winter auf dem Schnee, und im Sommer auf dem Sande herab fähret. Die Prieſter, die auf dieſem Berge wohnen, ſind zu dem Dienſte des Japaniſchen Wind-Gottes beſtellet. Auch die Schriftſteller des Landes, hauptſächlich aber die Dichter, erwähnen dieſen Berg, und den Fluß Oſingava öfters, ſo wie unſere geiſtlichen Verfaſſer, den Jordan, und den Berg Libanon.

Den See **Fakone** halten die Japaner für das **Fegefeuer** derjenigen Kinder, die vor dem ſiebenten Jahre ſterben. Man bildet ſich ein, ſie würden daſelbſt ſo lange gepeiniget, bis ſie durch die Freygebigkeit frommer Leute daraus befreyet würden. Die Ufer am See ſind mit kleinen hölzernen Kapellen beſetzet, worinnen Prieſter ſtehen, die ein gräßliches Geheul machen, mit Hämmern auf kleine flache Glocken ſchlagen, und von den Reiſenden Allmoſen einſammeln. Dieſe hingegen empfangen gewiſſe Papiere von ihnen, worauf die Namen etlicher Heiliger geſchrieben ſind. Sel-

dige tragen ſie ſehr ehrerbietig an das Waſſer, werfen ſie hinein, und damit ſie deſto gewiſſer zu Boden ſinken, binden ſie einen Stein daran. Die Prieſter geben vor, die Seelen fühlten Linderung, ſo wie die Namen verlöſchten, und würden ganz und gar befreyet, wenn auf dem Papiere nichts mehr zu ſehen wäre. Der Ort, wo man behauptet daß die Kinder aufbehalten würden, iſt durch einen Haufen Steine, in Geſtalt einer Pyramide, bezeichnet. Das ſonderbareſte dabey iſt, daß die Prieſter ſelbſt die Wirklichkeit eines ſolchen Ortes für wahr halten, und dergleichen Papiere kaufen, die ſie mit der größten Ueberzeugung in das Waſſer ſchmeißen.

In einer dieſer an den See gebaueten Kapellen zeigete man uns allerhand Seltenheiten, die als Reliquien im Lande angeſehen werden; zum Exempel, Säbel von alten Helden, derer Thaten man dabey erzählet; ein Kleid, das ein Engel ehemals getragen hat, und das ihm hat helfen fliegen; der Kamm des Jerotimo, des erſten weltlichen Monarchen in Japan; die Glocke des Kobidais, des Stiffters einer berühmten Secte; ein Brief, eigenhändig von einem ihrer alten Götter geſchrieben, ꝛc. Dieſes wird Sie, Madame, an

die

die Lampe des Stoiſchen Philoſophen, und an den Spiegel des Virgil, in den Perſianiſchen Briefen, erinnern. Jedes Volk in der Welt hat ſeine Grillen.

Der See Fakone liegt nicht weit von der Stadt Odovara, wo man den wohlriechenden Caſchou verfertiget. Man macht Pillen davon, kleine Götzen, Blumen, und andere Figuren. Das Frauenzimmer braucht ihn ſehr, weil ſie glauben, er befeſtige die Zähne, und mache den Athem angenehm. Der Caſchou iſt ein dicker Safft, den die Holländer und die Chineſer nach Japan bringen; und wenn er in Meaco und Odovara zubereitet worden iſt, wo er mit Ambra, Campher, und andern Sachen vermiſchet wird, ſo kaufen ſie ihn wieder, und verführen ihn in andere Länder.

Wenige Zeit hernach, als wir letztere Stadt verlaſſen hatten, befanden wir uns auf einer großen Ebene, die wir nicht überſehen konnten, weil ſie ſich bis nach Jedo erſtrecket. Da ich Ihnen, Madame, noch nichts von denen Städten, Flecken, Schlöſſern, Dörfern, und Häuſern habe ſagen können, die wir unter Weges angetroffen haben, muß ich, ehe ich von der Hauptſtadt rede, hier einen allgemeinen Begriff

Digitized by Google

griff von ihrer Geſtalt und Bauart machen. Der größte Theil der Städte hat weder Mauern, noch Wälle: ja es iſt etwas ſeltenes, wenn ſie mit einer Hecke umgeben ſind. Die Gaſſen ſind gemeiniglich regelmäßig, gehen Schnurgerade, und ſchneiden ſich in rechte Winkel. An jedem Ende haben ſie ein hölzernes Thor, das alle Nächte, ja, im Falle eines Auflaufes, auch bey Tage, geſchloſſen wird. Sie ſind nicht gepflaſtert; ich habe aber ſchon anderwärts erwähnet, wie ſie zur Bequemlichkeit der Fußgänger eingerichtet ſind. Der Dörfer und Flecken giebt es eine ſo große Menge, und ſo anſehnliche, insonderheit auf der Inſel Nipon, daß ſie bey nahe allen Zwiſchen-Raum von einer Stadt zu der andern einnehmen; es ſind daher die meiſten hohen Landſtraßen auf beyden Seiten mit Häuſern beſetzet. Wahr iſt es, die meiſten Dörfer beſtehen nur aus einer Gaſſe, denn die Leute, die da wohnen, verkaufen ihre Lebensmittel oder andere benöthigte Waaren an die Vorbeyreiſenden, und verdienen auf ſolche Art ihr Brod. Es giebt auch mehr Kauf- und Fuhr-Leute in den Dörfern, als Bauern. Letztere halten ſich gemeiniglich in Hütten, oder auf dem Felde auf. Ihre Häuſer ſehen

ſehen mehr einem Viehſtalle, als Wohnungen für Menſchen, ähnlich: vier ſehr niedrige Wände von Holze, die mit ein wenig Erde und Kalch verklebet, und mit groben Bretern und Schoben bedecket ſind, machen das Haus aus, worinnen eine ganze, öftmals ſehr zahlreiche Familie, wohnet. Hinter der Thüre hängt eine ſtroherne Matte, damit die Vorbeygehenden nicht ſehen können, was in der Hütte vorgeht.

Die **Schlöſſer** der Adelichen ſind mehrentheils an einen Fluß, oder auf eine Höhe gebauet. Sie nehmen einen großen Umfang ein, und ſind mit drey verſchiedenen Mauern, und eben ſo viel Gräben umgeben. In der Mitten ſteht das Gebäude, wo der Herr zu wohnen pflegt; inwendig iſt dieſes mit Cedern-Holz getäfelt, das Täfelwerk aber ſo künſtlich verbunden, daß man keine Fugen ſieht. Ueberall findt man erhabenes Schnitzwerk von dieſem Holze, welches die vornehmſten Begebenheiten der Japaniſchen Geſchichte vorſtellet; und das Ganze iſt mit Füllungen abgewechſelt, woran das Gold und der Lack nicht geſparet ſind. Das Haupt-Gebäude, das drey Stockwerk hoch iſt, machet einen großen viereckigen Hof, und raget über die andern Gebäude

bäude hervor. Jedes Stockwerk iſt durch ein kleines Dach abgeſetzet, das um das ganze Gebäude herum geht, und einen verzierten Aufſatz abgiebt. In der zweyten Ringmauer ſtehen die Häuſer der Hof-Cavaliere, Secretaire, Ober-Aufſeher, und der übrigen vornehmen Bedienten: innerhalb der äußerſten Mauer ſind die Wohnungen der Soldaten, Knechte, Stall-Leute, und anderer, die zum Dienſte des Herrn gehören. Jedermann kann in dieſe Ringmauer, die am weitläuftigſten und volkreichſten iſt, gehen. Gemeiniglich iſt außer dem Schloſſe ein großer Platz, wo ſich die Soldaten verſammeln, und geübet werden. Der leere Raum, der ſich zwiſchen den verſchiedenen Ringmauern befindet, iſt für die Gärten beſtimmet, derer Anlage nicht übel ausfällt. Ihr Umfang iſt viereckig, und ſie ſind überhaupt ſehr klein. Der Boden iſt mit Sande, und mit buntfarbigen Steinen bedecket. Die Beete ſind mit Blumen durch einander, und in einer anſcheinenden Unordnung beſetzet, die dem ungeachtet etwas angenehmes hat. In einer der Ecken des Gartens erhebt ſich ein durch Kunſt gemachter Hügel, oder ein Felſen, der mit Vögeln und Gewürme von Aerz, ſehr geſchickt aufgeſetzet, gezie-

gezieret iſt. Ein Bach ſtürzet ſich von der Höhe des Hügels herab; und zuweilen ſieht man noch mehrere Waſſer-Stücken, mit Fiſchen beſetzet, und mit Raſen und Blumen eingefaßt. Der Gipfel iſt ordentlich mit einem kleinen Tempel überbauet, und mit Buſchwerk bepflanzet. Mit einem Worte, man trifft hier im kleinen faſt alles an, was unſere Gärten in Europa nur immer ſchönes haben.

Wenn die Mauern dieſer Schlöſſer einfallen, dürfen ſie ohne Bewilligung des Kaiſers nicht wieder aufgeführet werden. Noch weniger iſt erlaubet, ohne beſondern Befehl des Monarchen, neue zu bauen. Durch dieſe Politik haben die Japaniſchen Kaiſer nur diejenigen Plätze, die ihnen zuträglich geſchienen haben, in gutem Stande erhalten; und gegenwärtig haben ſie nicht zu befürchten, daß jemand von den Vornehmen, er ſey auch noch ſo mächtig, neue Feſtungen, ohne ihren Willen, anlegen werde.

Bey unſerem Eintritte in eine der Vorſtädte von Jedo, machte der Ort, wo die Hinrichtungen geſchehen, einen häßlichen Anblick. Man ſah eine Menge halb verfaulter oder angefreßner Menſchen-Köpfe und Körper, wobey ein großer Haufen Hunde, Raben, und andere

Raub-

Raub-Thiere waren, die ſich von dieſen traurigen Ueberbleibſeln nährten. Die Vorſtadt iſt eine lange, ungleiche Gaſſe, an der rechten Seite des Meeres; auf der linken aber iſt ſie durch eine Anhöhe eingeſchloſſen, auf welcher man etliche ſchöne Tempel gewahr wird. Nach einem Wege von ohngefähr drey viertel Stunden, den wir durch dieſe Gaſſe zu machen hatten, kamen wir in ein Wirthshaus, deſſen Ausſicht auf den Haven, wo eine Menge Schiffe von allerhand Größe und Figur lagen, den ſchönſten Anblick von der Welt machet. Wir ruheten daſelbſt ein paar Stunden aus; und als wir uns hernach in die Stadt begaben, ſpürten wir an der Schönheit der Gaſſen, die immer breiter und gleicher wurden, und an der Menge und Lärmen von Menſchen, daß wir endlich in Jedo angekommen waren. Hier fanden wir verſchiedene koſtbare Brücken, darunter eine ſich beſonders ausnahm, die zwey und vierzig Klafftern lang iſt. Sie iſt die berühmteſte in Japan, und wie ich ſchon anderwärts geſaget habe, der Mittelpunct, woran alle Wege, und Weiten der Oerter im ganzen Reiche gemeſſen werden. Unſere Bewunderung wurde hauptſächlich durch die unglaublich vielen Men-

Digitized by Google

Menſchen, durch den Staat der Prinzen und Großen, die uns unaufhörlich begegneten, und durch den reichen Anpuẓ der Damen, die ſich in ihren Sänften und Palankinen beſtändig hin und her tragen ließen, unterhalten. Noch weniger konnten wir uns an den vielerleyen Waaren-Laden, womit die Gaſſen eingefaſſet ſind, und wo man alle Arten von Proben und Muſtern auslegt, ſatt ſehen. Wir ſpüreten nicht, wie in den Provinzen, daß uns jemand in Obacht genommen hätte: ein ſo geringer Aufzug, wie der unſerige, konnte für die Einwohner einer ſo volkreichen Stadt, der Reſidenz eines mächtigen Monarchen, der Hauptſtadt eines großen Reiches, wo man koſtbare Auftritte gewohnt iſt, freylich nichts einnehmendes haben.

Ich bin ꝛc.

Jedo, den 23ſten October, 1745.

Der 71. Brief.

Fortſeẓung von Japan.

Wir ließen dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten unſere Ankunft wiſſen. Das erſte, was man uns andeutete, war, daß wir in unſerer Wohnung bleiben ſollten; dem

Commendanten aber der Geſandtſchaft, das iſt, dem Japaniſchen Officiere, der uns auf unſerer Reiſe begleitet hatte, wurde anbefohlen, daß niemand als unſere Bedienten zu uns gelaſſen würden. In dieſer Gefangenſchaft mußten wir etliche Tage aushalten, binnen welcher Zeit man uns ſehr einſchärfte, kein mit Europäiſchen Buchſtaben beſchriebenes Papier zum Fenſter hinaus zu werfen. Nach und nach verſtattete man uns etwas mehr Freyheit, und ich machte mir ſie zu Nutzen, um die **Stadt** zu beſehen. Es iſt ohnfehlbar die größte Stadt im Reiche, und die Menge der **Einwohner** iſt unglaublich. Die Japaner ſchätzen ihre Anzahl auf mehr als zwey Millionen; doch vermuthlich iſt ſolches übertrieben. Sie behaupten auch, daß die Stadt ſieben Stunden in der Länge, fünf in der Breite, und vier und zwanzig im Umfange habe; ich glaube aber, daß auch hier einige Verringerung ſtatt finden könnte. Sie liegt am Ende eines Meerbuſens, und der Theil, der an das Meer ſtößt, hat die Geſtalt eines halben Mondes. Dieſe Stadt hat keine **Mauern**, aber verſchiedene Gräben, und einen hohen Wall, mit Bäumen beſetzet. Ein großer Fluß, der ſich in fünf Arme theilet, durchſtrömet ſie, und ergießt ſich

her-

Digitized by Google

hernach in den Meerbuſen. Jedo iſt nicht ſo regelmäßig gebauet, wie die andern Städte in Japan: denn ſie iſt erſt nach und nach zu der Größe angewachſen, worinnen ſie ſich heutiges Tages befindet: doch trifft man in vielen Quartieren ſchöne ordentlich angelegte Gaſſen an. Dieſe Verſchönerungen kommen von denen ſich häufig ereigenden Feuersbrünſten her, da die meiſten Häuſer von Holze ſind; die Cubos aber, die den Sitz des Reiches hieher geleget haben, haben ſie mit verſchiedenen ſchönen Gebäuden verſehen. Dasjenige, wo dieſe Monarchen wohnen, liegt mitten in der Stadt. Seine Figur iſt nicht regelmäßig; man giebt ihm aber fünf Stunden im Umkreiſe; und dieſer Raum begreift eine erſtaunende Menge Gaſſen, Gräben, Canäle, Höfe, und Gärten. Dieſer ſo weitläuftige Umfang iſt in drey Ringmauern eingeſchloſſen. In der innerſten ſteht der Palaſt des Kaiſers auf einem erhabenen Platze, und iſt mit ſtarken Mauern und Bollwerken umgeben. Aus deſſen Mitte raget ein hoher Thurm, von verſchiedenen Stockwerken, hervor, der ſo reich verzieret iſt, und dem Schloſſe von ferne ein ſo prächtiges Anſehen giebt, daß man es nicht genug bewundern kann. Eine Menge über

ſich gebogener Dächer, oben und an den Ecken mit vergoldeten Drachen beſetzet, verurſachen eben dergleichen Erſtaunen. Die meiſten dieſer Gebäude haben nur ein Stockwerk, das aber ſehr hoch iſt. Sie beſtehen aus vielen Galerien und Zimmern, davon die vorzüglichſten beſondere Namen haben. Den Saal, worinnen der Kaiſer den Geſandten Audienz giebt, nennet man den Saal von tauſend Matten. Die inwendige Verzierung der Zimmer iſt einfach, aber voller Schönheit und Geſchmack. Die Decken, und Seulen ſind von Cedern= Campher= und Jeſeri=Holze. Letzteres iſt von beſonderer Schönheit: ſeine Adern ſtellen natürlicher Weiſe Blumen und andere artige Figuren vor. Dieſes Täfelwerk iſt mit dem feinſten Lack, mit erhabenen Bildern, und mit ſauber vergoldeten Laubwerk überzogen. Der Fußboden iſt mit weißen Decken, mit goldenen Franzen eingefaſſet, beleget. Die anderen Fürſten des Reiches haben ihre Paläſte in der von dem Monarchen entlegenſten Ringmauer: zwiſchen ihnen und dem Kaiſer wohnen die Miniſter, und vornehmſten Kron=Bedienten. In der Koſtbarkeit der Meubeln iſt zwiſchen den Kaiſerlichen und den Fürſtlichen Zimmern wenig Unterſchied.

ſchied. Etliche ſind blos mit Lack überzogen; in andern aber ſieht man das ſchönſte, nach dem Geſchmacke des Landes eingerichtete Schnitzwerk. Der **Schatz**, und das **Archiv** des Reiches werden in einem Gebäude verwahret, wo die Dächer von Kupfer, und die Thüren von Eiſen ſind, wegen Feuers-Gefahr. Auch die Furcht vor den Donnerwettern hat ein unterirrdiſches Zimmer ausgedacht, deſſen Decke aus einem großen Waſſerbehältniſſe beſteht. Hier begiebt ſich der Kaiſer hin, wenn er donnern höret; denn die Japaner bilden ſich ein, dieſe Verwahrung ſey für den Blitz undurchdringlich.

Außer dem kaiſerlichen Palaſte, den ich beſchrieben habe, giebt es noch in verſchiedenen Quartieren der Stadt, eine Menge anderer ſehr ſchöner **Paläſte**, die den Fürſten und Großen des Reiches gehören, als welche ſich ohne ausdrückliche Erlaubniß des Cubo vom Hofe nicht entfernen dürfen. Stellen Sie Sich, Madame, eine ungeheuere Menge Schlöſſer, zwiſchen einem großen Haufen Dörfer, vor, und Sie werden den richtigſten Begriff haben, den ich Ihnen von der Stadt Jedo geben kann.

Endlich wurde unſere Audienz auf den achten des folgenden Monats angeſetzet. Man ließ uns ſagen, wir ſollten uns bey Zeiten nach Hofe begeben, und in dem Saale der Leib-Wache warten, bis wir gerufen würden. Der Anfang wurde mit Ueberſendung der Geſchenke gemacht, die für Seine kaiſerliche Majeſtät beſtimmet waren. Sie wurden in dem Saale der tauſend Matten auf hölzerne Tafeln ausgeleget, woſelbſt ſie der Fürſt vermuthlich beſah. Wir folgten nicht lange darauf, in ſchwarz ſeidenen Mänteln; vor uns giengen acht Japaner, und neben uns Knechte, die den Zaum unſerer Pferde hielten. Der Holländiſche Geſandte, den man hier Capitain nennet, wurde in einer Sänfte getragen. Als wir unſern Zug durch die Stadt gemachet hatten, kamen wir bey dem erſten Schloß-Graben über eine große Brücke, die auf einen Platz führet, wo wir eine zahlreiche Wache fanden. Die Soldaten ſaßen auf der Erde mit kreuzweis gelegten Beinen, waren in ſchwarze Seide gekleidet, und jeder hatte in dem Gürtel zwey Säbel. In der zweyten Ringmauer ließen wir unſere Sänfte, die Pferde, und die Knechte. Als wir in dem kaiſerlichen Palaſte angelanget waren, warteten

teten wir in dem Saale der Garde, bis ſich der Staats-Rath verſammelte, daß wir konnten eingeführet werden. Die Hofbedienten boten uns ſehr höflich The und Pfeiffen an, und leiſteten uns Geſellſchaft. Hier mußten wir eine ganze Stunde verweilen; unterdeſſen ſahen wir verſchiedene der Staats-Räthe kommen. Endlich wurden wir über einen großen Hof in einen ſehr geraumigen Saal geführet, wo alle diejenigen, die zur Audienz gelaſſen werden, warten, bis man ſie rufet. Er war koſtbar ausgeſchlagen, und die vergoldeten Seulen, zwiſchen den Schirmen, machten einen vortrefflichen Anblick. Hier mußten wir noch eine Stunde unter einer Menge Wache und Hofleuten warten. Endlich ſagte man uns, der Kaiſer wäre angekommen. So gleich kamen drey Officiere, holten unſern Ober-Aufſeher, und ſtellten ihn Seiner Majeſtät vor. Der Monarch ſaß mit kreuzweis gelegten Beinen auf koſtbaren Decken, und zwar ſo, daß man ihn nicht wohl ſehen konnte. Die Staats-Räthe, die Fürſten, und andere vornehme Herren des Reiches, machten in einem großen Vorzimmer eine doppelte Reihe, und die Zugänge waren noch überdieß mit einem Haufen Hof-Cavalie-

ren beſetzet. So bald als unſer Ober-Aufſeher, oder wenn Sie wollen, der Geſandte hinein gegangen war, ſchrien die Officiere, die ihn geholet hatten, mit lauter Stimme: Hollanda Capitain. Auf dieſe Worte fiel er zur Erde, und kroch auf den Händen und Knien zwiſchen den Tafeln, wo die Geſchenke lagen, bis an den Thron. Er richtete ſich alsdenn kniend auf, bückte ſich wieder, und berührte mit der Stirne den Fußboden. Wie dieß geſchehen war, begab er ſich, ohne ein Wort zu reden, weg, und zwar rücklings, damit er dem Monarchen nicht den Rücken zukehrte. Und dieſes ſind, Madame, die einzigen Ceremonien, welche bey der Audienz beobachtet werden, die dieſer Fürſt dem Holländiſchen Geſandten giebt. Sie ſind in nichts verſchieden von dem, was bey den Reichs-Vaſallen beobachtet wird, wenn dieſe alle Jahre kommen, und ſich zu den Füßen des Thrones werfen.

Nachdem wir auf dieſe Art dem Kaiſer unſere Aufwartung gemachet hatten, ohne daß er uns die Ehre gethan hätte, ein einziges Wort mit uns zu reden, gieng jedermann mit dem tiefſten Stillſchweigen weg. Man gab uns hierauf ein Mittagsmahl. Jeder hatte einen

einen kleinen Tiſch vor ſich, auf Japaniſche Art beſetzet, worauf kleine helfenbeinerne Stäbe lagen, wie bey den Chineſern, die ſtatt der Gabeln gebrauchet werden. Zuerſt wurde Fiſch mit einer ziemlich guten Brühe aufgetragen; hernach gebratene Auſtern in Schalen, mit Eſſig; alsdenn Schnitte von gebratener Gans; gebackener Fiſch, und Eyer. Man brachte uns auch allerhand Gebackenes und Zuckerwerk: das Getränke aber, das man uns gab, war unvergleichlich. Nach dem Gaſtgebote, das wie Sie ſehen, Madame, mit der Pracht eines ſo mächtigen Monarchen nicht übereinkam, giengen wir in eben der Ordnung, wie früh, von der kaiſerlichen Tafel ſehr unzufrieden, wieder nach Hauſe. Wie wir mit dem Geſandten darüber ſcherzeten, antwortete er: „Ich überſehe des Kaiſers ſchlechte Eſſen, in Betrachtung, daß er uns ſo gut aufgenommen hat." Aber, ſagte ich, dieſer Fürſt hat uns keines Wortes gewürdiget, wie kann man glauben, daß er uns wohl aufgenommen habe? „Weil er uns, antwortete der Geſandte, die ſehr demüthigende Ceremonie erlaſſen hat, welche viele meiner Vorgänger ſich haben müſſen gefallen laſſen. Ich kann, fuhr er fort, die Art von Comedie

medie nicht vergeſſen, die ich ſelbſt vor dieſem mit abgewartet habe, und wobey ich, ſo gut wie die andern, eine ſehr unangenehme Rolle ſpielte. Ich war damals noch jung, ich war aber ſehr übel zufrieden, daß Perſonen, die mit dem Character eines Geſandten bekleidet waren, ſich zu ſolchen niederträchtigen Gefälligkeiten herablaſſen konnten. Ich habe niemals beſſer einſehen gelernet, was die Begierde nach Reichthümern für Macht über die Menſchen hat, als ſeitdem ich die knechtiſche Demüthigung unſerer Holländer bey dieſer Gelegenheit mit angeſehen habe. Sie wiſſen, daß ich in meinem zwanzigſten Jahre von der Oſtindiſchen Compagnie zu Batavia als Cavalier bey der Geſandtſchaft gebrauchet wurde, die ſie an den damaligen Kaiſer, als des itzt regirenden Vater, abſendete. Ich kann Ihnen aber alle das Unangenehme, das wir von dieſem Fürſten, und von ſeinen Hofleuten, bey den Audienzen auszuſtehen hatten, nicht genug beſchreiben. Ich habe die Umſtände davon aufbehalten, und will ſie Ihnen leſen, unterdeſſen daß unſer Abend-Eſſen fertig werden wird, welches, wie ich hoffe, uns wegen der ſchlechten Mittagsmahlzeit, die uns Ihre Japaniſche kaiſerliche Majeſtät zu geben beliebet

det hat, entſchädigen ſoll. Ich übergehe die ganze Ceremonie der Audienz, die eben ſo war, als wie wir ſie itzt geſehen haben; das übrige aber war gegenwärtiger von dem damaligen Wund-Arzte der Geſandtſchaft verfertigten Nachricht, vollkommen gemäß.

„Der Kaiſer, ſagte er, begab ſich in ſein Gemach, wohin wir mit dem Geſandten gerufen wurden. Wir giengen durch verſchiedene Zimmer, um in eine Galerie zu kommen, wo wir eine viertel Stunde warten mußten. Hierauf kamen wir, durch verſchiedene andere Säle, in ein großes Zimmer, wo man uns bat, uns niederzuſetzen. Leute, mit raſirten Barte, welche des Kaiſers Aerzte waren, Küchen-Bediente, und Geiſtliche kamen, und erkundigten ſich nach unſern Namen, und Alter: man zog aber gar bald Schirme vor, die uns von dieſen unverſchämten Leuten befreyeten. An dieſem Orte blieben wir eine halbe Stunde; von da mußten wir über Gänge gehen, die auf beyden Seiten mit einer Reihe Leib-Garden beſetzet waren. An dieſe, näher bey dem Gemache des Monarchen, ſchloſſen ſich viele der vornehmſten Kronbedienten, welche mit dem Geſichte nach dem Saale, wo man uns erwartete, zugekehret waren. Sie hatten ihre

ihre Staatskleider an, ſaßen auf den Ferſen, und hielten den Kopf gebeuget. Man empfieng uns in einem Saale, von verſchiedenen Abtheilungen, derer einige offen, andere durch Schirme zu gezogen waren, in dem Mittel deſſelben aber ließ man uns niederſetzen. Der Kaiſer und die Kaiſerinn waren zu unſerer Rechten, hinter Jalouſien, oder hinter einer Art ſehr feinen Tapeten, mit händebreiten Oefnungen, wodurch ſie alles ſehen konnten. Zum Zierrathe, oder vielmehr, daß man beſſer verborgen blieb, waren allerhand Figuren darauf gemalet; unerachtet es auch ohne dieſe Gemälde, vornehmlich an einem dunkeln Orte, ſchwer ſeyn würde, jemanden von weiten darhinter zu erkennen. Der Fürſt ſelbſt war ſo ſehr im Dunkeln, daß wir Mühe gehabt haben würden, ihn zu ſehen, wenn ihn ſeine Stimme nicht entdecket hätte. Doch redete er ſo ſachte, als wenn er nicht hätte wollen erkannt ſeyn. Die Prinzeſſinnen und Hof-Damen waren uns gegen über, hinter andern Jalouſien. Einer von den Miniſtern, des Fürſten Liebling, ſaß auf einer erhabenen Decke allein, uns zur Rechten, das iſt, auf der Seite des Kaiſers, an einem offenen Orte. Zur Linken, in einer andern Abtheilung, waren die Staats-

Räthe,

Räthe, vom erſten und andern Range. Hinter uns war eine Galerie mit den vornehmſten Hofbedienten, nebſt den Cammer-Herren. In noch einer andern Galerie, die nach der Abtheilung des Monarchen zugieng, befanden ſich die Kinder der Fürſten, die kaiſerlichen Pagen, und etliche Prieſter, die ſich verſteckt hatten, um uns zu beobachten. Dieſes war die Einrichtung der Schaubühne, worauf wir unſere Rollen ſpielen ſollten.

Unſer Dollmetſcher ſetzte ſich ein wenig über uns, um die Fragen und Antworten leichter zu verſtehen; wir aber, nachdem wir hervor gekrochen waren, und uns gegen die Seite der kaiſerlichen Jalouſie zur Erde niedergeworfen hatten, nahmen unſere Plätze, alle in einer Reihe, zu ſeiner Linken. Der Miniſter ſagte uns hierauf im Namen des Fürſten, daß er uns gern ſähe. Der Dollmetſcher, der uns das Compliment wiederholte, meldete ihm auch die Antwort unſers Geſandten. Sie beſtund in einer unterthänigen Dankſagung für die Gnade, die Seine Majeſtät gehabt hätte, uns die Freyheit der Handlung zu verſtatten. Der Dollmetſcher fiel bey jeder Erklärung zur Erden, und redete laut genug, daß er von dem ganzen Hofe konnte verſtanden werden.

Das

Das aber was der Monarch ſagete, gieng durch den Mund des Miniſters, gleichſam als ob ſeine Worte zu ſchätzbar und heilig wären, ſich unmittelbar an niedrigere Diener zu wenden. Nach dieſen erſten Complimenten, wurde aus dem darauf folgenden Auftritte ein wahres Poſſenſpiel.

Erſtlich wollte man unſer Alter, Namen, Bedienungen, Fähigkeiten, ꝛc. wiſſen; und jedem von uns wurde anbefohlen, dieſes alles auf ein Blatt Papier vermittelſt eines Europäiſchen Schreibe-Zeuges zu ſchreiben. Das Papier und Schreibezeug mußten wir dem Miniſter einhändigen, der es dem Kaiſer durch das Loch in der Jalouſie gab. Hierauf fragte man den Geſandten, wie weit es von Holland nach Batavia, und von Batavia nach Japan wäre? Und wer die meiſte Gewalt hätte, ob es der General-Director der Holländiſchen Compagnie, oder der Fürſt von Holland wäre?

Mein Amt als Chirurgus, oder Medicus, denn hier verwechſelt man beyde Profeſſionen, machte die Anweſenden beſonders aufmerkſam; und man überhäufte mich mit Fragen, die meine Kunſt betrafen. Man fragte mich zum Exempel, von was für einer Gemüthsart die Europäiſchen Aerzte wären? Was man in der

der Welt von ihnen hielte? Was vernünftige Leute von ihnen glaubten? Ich antwortete hierauf, wir hätten zweyerley Arten von Aerzten: einige, die ſich mit fremden und zu ihrem Stande nicht gehörigen Vortheilen zu ſchmücken ſuchten, und mehr begierig wären, zu gefallen, als zu heilen. Als angenehme Erzähler und Luſtigmacher, wären ſie zuerſt von den täglichen Neuigkeiten und Verleumdungen unterrichtet; ihre ganze Kunſt aber beſtünde in einem ſehr eingeſchränkten Begriffe gemeiner Heilungs-Mittel; übrigens in veralteten Sprüchwörtern, darüber niemand mehr lachte. Ihr Geſicht zeigte gleich die allervollkommenſte Gleichgültigkeit für die Kranken an, die ſie beſuchten; hingegen die äußerſte Begierde nach Reichthum, als ihrem einzigen Götzen. Dieß ſind die Doctors, die wir zu lieben pflegen: nicht, als ob wir nicht eifrig wünſchten, geheilet zu werden; allein der Arzt, der nichts weiter als Arzt iſt, der nur die behörigen Mittel anwendet, das Fieber zu vertreiben, der ſich mit Muthe allem demjenigen widerſetzet, was die Wirkung der Mittel vernichten, oder der Ermunterung der Natur hinderlich ſeyn könnte, der nichts als die Wahrheit redet, der ſeinen Stand zu verunehren glaubte, wenn

wenn er durch niederträchtige Gefälligkeit das Uebel mehr einreißen ließ, dieſer wird als ein harter Mann angeſehen, der ſich nur mit Kleinigkeiten aufhält, der keine Lebensart, nichts angenehmes, keine Aufmerkſamkeit hat. Man treibt die Schwäche oftmals ſo weit, daß man ihn fürchtet, und zuweilen iſt man ſo unbillig, daß man ihn haſſet. Bey nahe iſt man dem ſo genannten liebenswürdigen Arzte mehr verbunden, wenn er tödet, als dem andern, der geſund machet.

Der Kaiſer, der ſich bisher ziemlich entfernet gehalten hatte, näherte ſich uns mehr zur Rechten, und ſetzte ſich hinter die Jalouſien, ſo nahe als er konnte. Er ließ uns einem nach dem andern befehlen, unſere Mäntel abzunehmen, gerade zu ſtehen, zu gehen, inne zu halten, einer den andern zu complimentiren, zu ſpringen, Betrunkene vorzuſtellen, die Japaniſche Sprache übel nach zureden, Holländiſch zu leſen, zu ſingen, zu tanzen, unſere Mäntel umzuthun, und abzunehmen. Wir befolgten alle dieſe Befehle; und hatten ſolcherſtalt, und durch eine Menge anderer Poſſen, Geduld genug, den Fürſten und ſeinen ganzen Hof zu beluſtigen.

Ueberlegen Sie ſelbſt, ſagte uns der Geſandte, was ich bey mir dachte, da ich mich

auf

auf einmal in einen Luſtigmacher verwandelt ſah, und dem Eigenſinne eines Menſchen Genüge leiſten mußte, der uns ſolchen Thieren gleich hielt, die die Marktſchreyer auf der Meſſe ſehen, oder auf den Gaſſen in Amſterdam tanzen laſſen. Als man uns lange genug ermüdet, und mehr als drey Stunden im Athem erhalten hatte, ließ man uns ein Mittagsmahl geben, das nicht beſſer war, als das heutige: alsdenn erhielten wir unſere Mäntel, und kriegten Befehl, wegzugehen. Sie werden vielleicht glauben, daß wir nach unſerer Wohnung zurückkehrten; allein ſo glücklich waren wir nicht: wir hätten noch nicht genug getanzet, und wir mußten das Poſſenſpiel vom Neuen anfangen. Wir giengen, und ſtatteten unſern Beſuch bey den vornehmſten Herren ab, und bey jedem mußten wir tanzen, ſingen, und die Rolle von Comödianten ſpielen, dazu uns der Kaiſer ſo öffentlich gemachet hatte. Dieſes unangenehme und lächerliche Spiel dauerte etliche Tage, wobey wir den Weibern und Kindern in den Vorzimmern der vornehmen Japaner zum Gelächter wurden. Der einzige Geſandte, aus einer Art von Hochachtung, die man für ſeine Würde bezeigen wollte, wurde von dieſen Poſſen befreyet: hiernächſt zeigte

er in ſeinem Anſehen und Betragen ſo viel Ernſthaftigkeit, daß er zu verſtehen gab, wie ſehr ihm dieſe Rollen misfielen. Unterdeſſen machte er ſich um ſo weniger Bedenken, es denen von ſeinem Gefolge zu verſtatten, da er wußte, daß dergleichen Poſſenſpiele ſehr nach dem Geſchmacke der Großen in Japan ſind, und ſie ſich nicht verunehret zu ſeyn glauben, wenn ſie ſelbſt Schauſpieler abgeben.“

Wir waren eben in dieſer Unterhaltung begriffen, Madame, als man uns die Geſchenke des Kaiſers brachte. Sie beſtunden in dreyßig koſtbaren Röcken, denen ein hier zu Lande ſo genennter Glücks-Brief beygefüget war, welcher nichts anders als eine Verſicherung des kaiſerlichen Schutzes iſt. Die Annehmung dieſer Geſchenke geſchah mit allen nach dem Ceremonielle gebräuchlichen Formalitäten. Der Geſandte mußte ſich viermal zur Erde beugen, und um ſeine Ehrfurcht zu bezeigen, legte er den Zipfel einer dieſer Röcke auf ſeinen Kopf. Des andern Tages ſchickten auch verſchiedene der Vornehmen vom Hofe eben dergleichen Geſchenke. Sie wurden von Bedienten in Kiſten überbracht, nebſt Bretern, worauf die Röcke ſollten ausgeleget

Digitized by Google

geleget werden. Der Vorgeſetzte der Commiſſion wurde in des Geſandten Zimmer geführet, und als er ſich auf eine gewiſſe Weite dem Geſandten gegen über geſetzet hatte, machte er ihm folgendes Compliment: „Der und der N. N. mein Herr, läßt Ihnen Glück wünſchen, daß ſie Audienz, und gutes Wetter gehabt haben; welches ſehr gut iſt. Ihre Geſchenke ſind ihm angenehm geweſen, und er wünſchet, daß Sie im Gegentheile dieſe wenigen Kleider annehmen mögen.“ Beym Schluſſe gab er dem Dollmetſcher einen großen Bogen Papier, worauf mit ſtarken Buchſtaben die Zahl und die Farbe der Röcke geſchrieben waren. Der Geſandte, dem man den Bogen überreichte, hielt ihn einige Zeit über den Kopf, um ſeine Verehrung dadurch anzuzeigen; alle Zuſchauer aber, einige ſitzend, andere kniend, beobachteten das genaueſte Stillſchweigen. Man hatte dem Holländiſchen Herrn Director das Compliment, das er als eine Antwort ſagen ſollte, zu lernen gegeben, welches er mit einer tiefen Verneigung in folgenden Worten wiederholete: „Ich danke gehorſamſt dem und dem N. N. Ihrem Herrn, daß er beſorget geweſen iſt, uns eine geſchwinde und geneigte Audienz zu verſchaffen: ich bitte,

er wolle den Holländern fernerhin ſeine Dienſt⸗gefälligkeit angedeihen laſſen. Ich bin ihm auch ſehr verbunden, für ſeine vortrefflichen Geſchenke; und werde nicht ermangeln, ſolches meinen Herren in Batavia zu melden.“ Nach dieſem Complimenten wurde Rauch⸗Taback, Thee, und abgezogene Waſſer gegeben.

Seit dieſem Tage, Madame, giebt man nicht mehr ſo genau auf uns Achtung; und wir haben die Freyheit hin zu gehen, wo wir wollen. Die Japaner bitten uns zu ihren Gaſtgeboten, Spielen, und Feſten: wir ſind auch nicht genöthiget, wie zu Nangaſaqui, in einem abgeſonderten Quartiere zu wohnen, oder uns, wie Gefangene, alle Abende in unſere Häuſer einzuſchließen. „Es wäre lächerlich, ſagte mir letzthin ein Japaner, wenn man in der Hauptſtadt eines großen Reiches eben die Bedenklichkeiten haben, und eben ſo viel Vorſicht brauchen wollte, als in einer Gränzſtadt; daher Sie uns auch, fuhr er fort, hier weniger mistrauiſch finden werden. Ich will wohl glauben, daß Fremde, die nicht bis in das Herz des Königreiches gedrungen ſind, uns als ein hochmüthiges Volk anſehen, das alle andere Menſchen gleichſam als Sclaven hält; das ein Land bewohnet, wo die

Gaſt⸗

Gaſtfreyheit völlig unbekannt iſt; wo jedweder den Spion ſeines Nachbars abgiebt, und wo die Freundſchaft keinen Schutz findet. Allein, wenn Sie nur ein wenig in dieſer Hauptſtadt verweilen werden, ſetzte er hinzu, ſo hoffe ich, Sie werden von dieſem Vorurtheile zurück kommen. Die ungemeine Vorſicht, worüber ſich die Fremden an gewiſſen Oertern unſerer Provinzen beklagen, rühret nicht ſo wohl von unſerm Argwohne, als von der ſchärfſten Polizey her, die in allen unſern Städten beobachtet wird. Dieſe, ob ſie ſchon eines Theiles die oberſte Gewalt in Sicherheit erhält, ſo verſetzet ſie andererſeits die Unterthanen in eine Art von Sclaverey; denn ſelbſt an den Oertern, wo man ſehr wohl weis, daß niemand als Japaner wohnen, verſperret man die Gaſſen bey dem geringſten Lärmen, er mag gegründet ſeyn oder nicht; und jeder ſieht ſich in ſeinem Hauſe gefangen. Dieß aber geſchieht nicht nur bey Empörungen und Unruhen, ſondern auch, wenn man einen Uebelthäter verfolget, oder die Regierung eine andere Unterſuchung anſtellet. So lange dieſe dauert, darf kein Menſch aus ſeinem Quartiere gehen, er habe denn einen kleinen Stock in ſeiner Hand, mit dem Stempel des

Beamten, der über die Unterſuchung geſetzet iſt, bezeichnet.

Als eine Folge dieſer groſſen Wachſamkeit iſt auch anzuſehen, daß man ſo viele Umſtände machet, wenn wir ausziehen, und uns in eine andere Gegend der Stadt begeben wollen. Erſtlich muß man dem Commiſſaire der Gaſſe, wo man hinzieht, ein Bittſchreiben, mit einem kleinen Geſchenke, überreichen. Alsdenn erkundiget er ſich nach der Aufführung und Lebensart des Supplicanten; und wenn die Nachrichten günſtig ausfallen, ſo ſchickt er zu den Einwohnern der Gaſſe, um zu hören, ob ſie ihn aufnehmen wollen. Eine gegründete Urſache, wie ein grobes Laſter, oder ein anderer bedenklicher Fehler macht, daß man ihm ſein Begehren abſchlägt. Wird es hingegen bewilliget, ſo nimmt der Commiſſair den neuen Miethmann in ſeinen Schutz, und bringt ihn in das Verzeichniß der übrigen Einwohner ſeines Quartiers. Der neuangekommene bezahlt alsdenn ſeine Aufnahme durch ein Gaſtmahl, das er den ehrbarſten der Gaſſe giebt.

Man kann hier ohne die Einwilligung der ſämtlichen Bewohner einer Gaſſe kein Haus kaufen. Dieſe Schwierigkeiten werden gröſſer, wenn wider den Käufer etwa gericht-

liche

liche Klagen anhängig ſind, oder auch, wenn die übrigen Eigenthümer ihn nicht kennen. Da alle Einwohner eines Quartieres für die Unordnungen, die darinnen vorgehen, perſönlich ſtehen müſſen, ſo liegt ihnen viel daran, daß niemand, als Leute von unverwerflicher Aufführung, in ihrer Nachbarſchaft wohnen. Sind nun die Schwierigkeiten gehoben, ſo muß der Käufer der Gaſſe eine Abgabe von achten für hundert zahlen: fünf Theile davon bekommen die Einwohner, und die übrigen drey werden dem Commiſſaire zu einem öffentlichen Gaſtmahle eingehändiget. Der neu aufgenommene Bürger macht und empfängt hernach die gewöhnlichen Beſuche; ſeine Nachbarn bieten ihm ihre Dienſte an, verſichern ihn ihrer Freundſchaft, und verſprechen ihm benöthigten Falles allen möglichen Beyſtand.

Wenn wir verreiſen wollen, es geſchehe zum Vergnügen, oder in beſonderen Angelegenheiten, ſo müſſen wir zuförderſt einen Schein haben, der von den vornehmſten Bürgern der Gaſſe unterzeichnet iſt. Es werden darinnen die Urſachen der Reiſe, die Zeit der Rückkunft, und daß ſie für letztere gut ſagen, angeführet. Dieſer Schein wird dem Commiſſaire gegeben, der ihn an den Stadt-Rath ſchicket, und

dieſer fertiget einen beſiegelten Paß aus. Alle dieſe Umſtände geſchehen ohne Entgeld, außer daß für das Papier an den Gerichts-Boten etwas bezahlet wird, welches einen Theil ſeiner Beſoldung ausmachet.

Wenn jemand eines Verbrechens wegen angeklaget wird, kommt die Sache zuerſt vor den Gaſſen-Rath, welcher aus dem Commiſſaire und den ehrbarſten Einwohnern beſteht. Iſt die Sache allzu ſehr verwickelt, ſo wird ſie der Stadt-Obrigkeit übergeben. Findet dieſes zweyte Tribunal die nämlichen Schwierigkeiten, ſo überläßt man den Ausſpruch dem Statthalter, der ſie vielmal an den Staats-Rath nach Jedo ſchickt, wo alle wichtige Sachen in letzter Inſtanz, und ohne Widerruf, geſprochen werden.

Wenn ein Streit in einer Gaſſe entſteht, es ſey unter den daſelbſt wohnenden Bürgern, oder unter Leuten, die nur durch gehen, ſo müſſen die nächſten Nachbarn darauf ſehen, daß es zu keinen Thätlichkeiten komme: geſchieht Gewalt, ſo müſſen ſie dafür ſtehen. Wenn ein Menſch getödet wird, ſo wird der Thäter zum Tode verurtheilet, wenn er auch nicht der Urheber geweſen iſt, oder daß er ſich zu Rettung ſeines eigenen Lebens hat wehren müſ-

müſſen. Die Schärfe unſerer Geſetze begnüget ſich aber nicht mit dieſer Strafe allein; die Eigenthümer der drey nächſten Häuſer werden auch verurtheilet, viele Monate nicht auszugehen. Thüren und Fenſter werden verriegelt, und kaum läßt man ihnen Zeit, die benöthigten Vorräthe anzuſchaffen, daß ſie während ihres Gefängniſſes leben können. Die übrigen Einwohner der Gaſſe haben auch ihren Theil an der Strafe: ſie werden viele Tage, und oft viele Monate, mit harter Arbeit beleget, entweder auf öffentlichen Plätzen, oder in dem Hauſe des Statthalters. Die Aufſeher der Quartiere werden nach Befinden ihrer Nachläßigkeit noch ſchärfer beſtrafet. Eine gleiche Strenge wird ebenfalls in den andern peinlichen Fällen beobachtet. Der Wirth des Verbrechers, ſeine Verwandte, ſein Herr, und alle ſeine Oberen theilen mit ihm die Strafe.“

Was halten Sie, Madame, von einer Polizey, die das gemeine Wohl befördern ſoll, die aber zu gleicher Zeit die Freyheit, als ihre Stütze, vernichtet? Was ſagen Sie inſonderheit zu einer Regierungs-Verfaſſung, die ſo grauſam eingerichtet iſt, daß kein Menſch, wäre es auch der rechtſchaffenſte und tugendhafteſte Bürger, vor einer ſchändlichen Beſtra-

ſung ſicher iſt, weil er alle Tage erwarten muß, daß er wegen anderer Leute Verbrechen gezüchtiget wird? Ein Menſch, der wider den andern den Degen zieht, wird zum Tode verdammet, wenn er auch ſeinen Gegner weder verwundet, noch berühret hat. Wenn ein Verbrecher durch die Flucht der Juſtiz entkommt, iſt der Auſſeher der Gaſſe verbunden, ihn zu verfolgen, bey Strafe, für ſeine Entweichung perſönlich zu ſtehen.

Der Japaner, von dem ich alle dieſe Umſtände habe, nahm mich letzthin mit zu einer **Hochzeit**, die in ſeiner Familie angeſtellet wurde. Ganz früh kam man, und holete die Verlobten, jedes in einem Wagen, mit vier Ochſen beſpannet, und führte ſie mit Muſik heraus vor die Stadt, nach einem Hügel, wo die Ceremonie vor ſich gehen ſollte: beyde wurden durch verſchiedene Wege dahin gebracht. Dem Wagen des Bräutigams folgten verſchiedene andere, die mit den Kleidern, Hausrathe, und Geräthe der Braut beladen waren. So bald die Braut unten an dem Hügel angekommen war, ſtieg ſie aus dem Wagen; der Bräutigam machte es eben ſo, und ſie giengen, jedes auf ſeiner Seite, den Berg hinauf; die Verwandten aber, die Muſik,

und

und übrigen Zuſchauer, folgten ihnen auf einem andern Wege. Als man oben auf dem Hügel angelanget war, ſtellten ſich die Verwandten hinter die Braut, und die Muſikanten hinter den Bräutigam. Der erſteren waren zwey und zwey unter einem Sonnenſchirme, den die Bedienten hielten; die Muſikanten aber, nahmen auf der andern Seite, ohne Ordnung Platz, und einige ſetzten ſich, und ſpielten auf allerhand Inſtrumenten; andere ſtunden, und ſchlugen mit Stöcken auf meſſingene Kugeln, die an zwey Stücken Holz mit Ketten hiengen; etliche aber tanzten nach dieſer wunderlichen Muſik.

Die Trauung geſchah in einem Zelte, das oben auf dem Hügel aufgeſchlagen war, wo Braut und Bräutigam, jedes auf einer andern Seite, wie Gevollmächtigte bey einem Friedens-Congreſſe, hinein giengen. In der Mitten ſtund ein angeputzter Altar, mit einem ungeheueren Götzen, der den Gott der Ehe vorſtellen ſollte. Er hatte einen Hundeskopf, anzuzeigen, daß Treue, und Wachſamkeit, im Eheſtande gleich nothwendig ſind. Der Strick, den er in der Hand hielt, dienete als ein zweytes Zeichen, wie erforderlich die Feſtigkeit der Liebes-Bande ſey. Vor dem Altare ſtund ein

ein Prieſter, an deſſen Seite die Verlobten waren, die Braut zur Rechten, der Bräutigam zur Linken, und jedes hielt, wie ſonſt die Römer und Griechen, eine Hochzeit-Fackel in der Hand. Unterdeſſen daß der Prieſter etliche Gebethe her murmelte, zündete die Braut ihre Fackel an einer Lampe, der Bräutigam aber die ſeinige, an jener an. Alle Anweſende machten hierauf ein großes Freuden-Geſchrey, wünſchten den neuen Eheleuten vieles Wohlergehen; und der Prieſter fügte ſeinen Segen bey.

Unterdeſſen daß dieſes alles oben auf dem Berge vorgieng, beſchäfftigten ſich ein Theil der Hochzeit-Gäſte, die unten geblieben waren, mit allerhand durch die Gewohnheit beſtätigten Ceremonien. Einige warfen Puppen, und andere Kleinigkeiten, die der Braut ehedem zum Zeitvertreib gedienet hatten, in das Feuer; andere nahmen ein Spinn-Rad, und einen Rocken, als nützlichere, nach den Kinder-Jahren eingeführte Werkzeuge, und hielten und drehten ſie auf tauſenderley Art in der Hand. Nach dieſen Ceremonien führte man die junge Frau wieder zurück, und brachte ſie unter dem Zurufe des Volkes in des Mannes Wohnung. Junge Leute, mit Blumen-

kränzen

kränzen gezieret, pflanzten Fahnen auf den Gipfel des Hauſes, und ſtreueten Blumen in allen Zimmern. Die Gewohnheit in Japan iſt, daß man von der Frau kein **Heuraths-Gut** verlanget, aus Furcht, daß ſie nicht Gelegenheit nehmen möchte, ſtolzer und herrſchſüchtiger zu werden. Es iſt ſo gar eingeführet, daß man den Schwieger-Aeltern eine Summe Geldes bezahlet, welche die Tochter, als eine Erkenntlichkeit für die Mühe ihrer Erziehung, ſelbſt überbringt. Je mehr alſo ein Vater Töchter hat, deſto reicher ſchätzet er ſich, zumal wenn ſie hübſch ſind. Die Japaner **verheurathen** ſich ohne Bedenken mit ihren nächſten **Verwandtinnen**, ausgenommen im erſten Grade. Wenn der älteſte einer Familie heran gewachſen iſt, pflegt der Vater ihm ſeine Güter zu überlaſſen, und zieht ſich nur etwas weniges zu ſeinem, und ſeiner übrigen Kinder Unterhalte aus; dieſe aber werden dadurch auf ein ſehr mäßiges **Erbtheil** geſetzet, an welchem die Töchter keinen Theil haben. Es wird auf dieſe Art das Vermögen der Familie nicht in fremde Häuſer gebracht. Iſt dieſe Gewohnheit nicht noch beſſer, als die ſonſt kluge Verfaſſung in der Normandie?

Ich

Ich weis nicht, Madame, ob ich Ihnen geſaget habe, daß in Japan, ſo wie in China, der Gebrauch eingeführet iſt, die **Kinder** zu **erſäufen**, oder zu erſticken, wenn man kein Vermögen, oder keine Luſt hat, ſie zu ernähren. Auch das wollüſtige Temperament des Japaniſchen weiblichen Geſchlechtes bringt es mit ſich, daß man die **Mägdgen** im zwölften oder dreyzehnten Jahre, und vielmal eher, **verheurathen** muß. Bey der Wahl eines Mannes wird ihre Neigung nicht leicht zu Rathe gezogen: man nimmt einander, ohne vorher bekannt geweſen zu ſeyn, und nur die Aeltern ſtifften dieſe Bündniſſe, wie ſie ihnen am zuträglichſten ſcheinen. Wahr iſt es, dieſer blinde Contract iſt mit keinem Zwange verknüpfet, weil beyde Eheleute die Freyheit haben, ſich um ganz leichter Urſache willen zu trennen. Ein Japaner ſagte mir bey dieſer ſer Gelegenheit: „Ich weis, daß man unter ihren Chriſten Leute, die einander überdrüßig ſind, oder gemeiniglich ſich nicht zuſammen ſchicken, auf immer und ewig beyſammen läßt. Wäre es aber nicht eben ſo gut, lebendige Perſonen an tode Körper zu binden, als Leute wider ihren Willen, und ohne Uebereinſtimmung der Gemüther auf ſolche Art zu vereinigen?

einigen? Sie ſehen bey ihren Heurathen, nur auf eine immerwährende Dauer, und ſo zu ſagen, auf die Ewigkeit, nicht auf die Unannehmlichkeiten. Hier iſt eine Frau nicht länger verbunden im Zwange zu leben, als ſo lange ſie bey ihrem Manne iſt: alsdenn aber koſtet allerdings auch die geringſte Ausſchweifung das Leben: der **Ehebruch** wird allezeit mit dem Tode beſtrafet.“ Dieſe ſcharfen Geſetze der Keuſchheit gehen ebenfalls diejenigen Perſonen an, die zum Dienſte der Fürſtinnen beſtimmet ſind: ihre Beſtrafung ſchränket ſich nicht etwa auf eine Wegſchickung, auf ein Kloſter, oder auf ein Zucht-Haus, ein. Aus dieſer ſo großen Strenge entſteht die Gewohnheit, ſchamhaftig zu ſeyn, wodurch ſich die Japaniſchen Weiber beſonders unterſcheiden.

Nach dem Landes-Gebrauche iſt die **Vielweiberey** verſtattet; aber nur eine von den Weibern hat den Rang als Ehegattinn, und das Recht mit dem Manne zu eſſen. Die andern ſind eigentlich nur Kebsweiber, oder gar Sclavinnen, welche die rechtmäßige Frau bedienen müſſen. Ihre Kinder haben auch einen ſehr geringen Antheil an der väterlichen Erbſchaft. Die **Weiber** der **Fürſten**, und vornehmen Herren, ſind in einer Art von

Serail

Serail eingeſchloſſen, wo die meiſten derer die ſie bedienen, in einem traurigen und betrübten Jungfer-Stande alt werden. Sie können nicht heurathen, ſo lange ſie bey ihrer Frau ſind; und iſt dieſe einmal an ſie gewohnet, ſo läßt ſie ſie faſt niemals weg. Die Japaniſchen **Damen** leben ſehr eingezogen; ſelten nehmen ſie Beſuche von Mannsperſonen an; und geſchieht es auch, ſo tragen ſie allezeit einen Schleier, der das Geſicht, und zuweilen den ganzen Leib bedecket. Sie gehen wenig aus, in ſolchem Falle aber laſſen ſie ſich, nebſt ihrem bey ſich habenden Frauenzimmer, tragen. Wenn ſie zu Fuße gehen, welches ſehr ſelten vorfällt, werden ſie von einer großen Menge Sclavinnen begleitet. Die eine trägt die Pantoffeln; die andere die Schnupftücher; etliche Zuckerwerk, wieder andere den Sonnenſchirm, Fecher, ꝛc.

Man gewöhnet den Japaniſchen **Weibern** bey Zeiten an, ſich in keine **Angelegenheiten** zu mengen, und niemals gegen ihre Männer davon zu ſprechen. Die Männer glauben, Verſtand und Einſicht genug allein zu haben, ſo daß wenn ſie bey ihren Weibern ſind, ſie an nichts zu denken nöthig finden, als an Vergnügen und Ergötzung.

Zwey

Zwey Dinge ſind es hauptſächlich, welche die Weiber hier zu Lande lobenswürdig machen: die gute Erziehung, die ſie ihren Kindern geben, und die Treue gegen ihre Männer. Ein Japaner, der ſeine Frau mit einem Liebhaber eingeſchloſſen findt, iſt berechtiget, beyde zu tödten: in ſeiner Abweſenheit aber hat ſein Vater, Bruder, oder Bediente, eben das Recht. Nachfolgende Geſchichte iſt mir mehr als einmal, ſeitdem ich in Japan bin, erzählet worden. Ein Kaufmann, der da glaubte Urſache zu haben, die Treue ſeiner Frau in Zweifel zu ziehen, ſtellte ſich, als ob er wollte über Land reiſen, und traf ſie über der That an. Er tödete die Mannsperſon, die Frau aber band er an eine Leiter, und ließ ſie die ganze Nacht in dieſer Stellung. Den andern Tag bat er alle Verwandte zu Gaſte: weil nun die Frau nicht zum Vorſchein kam, unter dem Vorwande, daß ſie in der Küche beſchäfftiget wäre, erſuchten ſie den Mann, er möchte ſie hereinkommen laſſen. Der Mann gieng in das Zimmer, wo ſie gebunden lag, machte ſie los, legte ihr ein Sterbekleid an, gab ihr eine lackirte, mit Blumen bedeckte Schachtel in die Hand, verbot ihr aber, ſolche

zu öfnen, und ſagte: „Geh, zeige dieſe Schachtel unſern Verwandten, und ſieh, ob ich dir auf ihr Bitten das Leben ſchenken ſoll.“ Sie gieng in dieſer Geſtalt in das Zimmer zu den Gäſten, fiel auf die Kniee, und überreichte dem Vornehmſten in der Geſellſchaft die Schachtel. Man hatte ſolche ſo geſchwind nicht aufgemacht, als ſie das Werkzeug ihres Verbrechens, welches man von dem Körper ihres Geliebten genommen hatte, erblickte, und in eine Ohnmacht fiel. Der Mann lief ſo gleich herzu, ohne ihr Zeit zu laſſen, wieder zu ſich zu kommen, und ſchnitt ihr den Kopf ab. Dieſer erſchreckliche Auftritt zerſtreuete die ganze Geſellſchaft, welche über den grauſamen Anblick erſtaunete.

Dergleichen Vorfälle ſind in Japan ſelten; vielmehr findet man häufige Beyſpiele von **Keuſchheit, Beſcheidenheit,** und ehelicher **Treue.** Bald ſtürzt ſich hier eine Frau von einem Thurme herunter, um ihre Ehre wider einen Fürſten zu retten, der ſie mit Gewalt hat misbrauchen wollen; bald verhungert eine andere aus Kummer, daß ſie ihrem Manne nicht hat in das Grab folgen ſollen. Aber ich muß Ihnen noch etwas merkwürdigeres erzählen, das mir viele Japaner als gewiß

verſi-

verſichert haben. Es betrifft nicht die eheliche Treue, ſondern eine unglaublich übertriebene Schamhaftigkeit und Beſcheidenheit. Eine Kammer-Jungfer, die an einem Tiſche knieete, um ihren Herrn in dem Zimmer der Weiber zu bedienen, wollte ein Fläſchgen langen, daß ein wenig entfernet lag. Die Bemühung, ſolches zu erreichen, gab Gelegenheit, daß ihr ein gewiſſes Geräuſch entfuhr, das ſich wider ihren Willen hatte hören laſſen. Sie war darüber ſo beſchämet, daß ſie ihren Kopf in ihr Kleid wickelte, und das Geſicht niemals wieder wollte ſehen laſſen, ſondern mit raſender Heftigkeit ihren Mund an die Bruſt hielt, hinein biß, und ſie mit ſolcher Wuth zerriß, daß ſie auf der Stelle ſturb.

Die Japaner nehmen ſich in ihren Reden ſo ſehr in Acht, daß ſie vor unverheuratheten Perſonen den Eheſtand nicht einmal erwähnen. Wenn auch jemand in der Geſellſchaft, ohne daran zu denken, davon redet, ſo ſtehen die jungen Leute auf, und gehen weg.

Nichts wird hier verabſäumet, um den Kindern Herz und Verſtand zu bilden; und dieſe **Erziehung** iſt beyden Geſchlechtern

 gemein.

gemein. Man begegnet ihnen mit vieler Sanftmuth, und obgleich die Aeltern über ihrer Kinder Leben und Tod Gewalt haben, gebrauchen ſie ſich nicht leicht gewaltthätiger Mittel. Niemals ſchlägt man ſie; und ſelten wird auf ſie geſchmälet. Wenn dieſes Bezeigen einerſeits den an ſich harten Sinn der Japaner vermehret, ſo trägt es andererſeits viel bey, zu der Lebhaftigkeit des Geiſtes, und zu der guten Beurtheilung, die ſie ſchon in ihrer Kindheit blicken laſſen. Die Erziehung der Jugend iſt den Geiſtlichen aufgetragen. Die Mägdgen werden in den Ordens-Geſellſchaften ihres Geſchlechtes, die Knaben aber bis in das vierzehnte Jahr in den Klöſtern der Bonzen auferzogen. Liebe, Ehrfurcht, Erkenntlichkeit, und Unterthänigkeit für die Urheber ihres Lebens, ſind die erſten Empfindungen, die man ihnen beyzubringen ſucht. Man hat mir über dieſe Materie einen vortrefflichen Zug erzählet, der unter allen Nationen bekannt, und in allen Büchern angeführet zu werden, verdienet. Ich habe ihn von einem Japaner, deſſen Worte ich hier wiederholen will. „Eine Frau, mit drey Söhnen, war Witwe geworden, und hatte nichts zu leben, als was dieſe mit ihrer Arbeit

heit verdieneten. Weil ſie nicht genug erwerben konnten, die ganze Familie zu erhalten, nahmen ſie einen wunderbaren Entſchluß, blos in der Abſicht, ihre Mutter in beſſere Umſtände zu verſetzen. Es war ſeit einiger Zeit öffentlich anbefohlen worden, daß wer einen Dieb der Obrigkeit ausliefern würde, eine anſehnliche Summe Geldes erhalten ſollte. Dieſe Brüder wurden unter ſich einig, daß einer von ihnen ſollte als ein Dieb angegeben werden, und die beyden andern wollten ihn dem Richter überantworten. Sie ließen es auf das Loos ankommen, und es fiel auf den jüngſten. Seine Brüder binden ihn, und begleiten ihn als einen Miſſethäter. Die Obrigkeit vernimmt ihn, und er bekennet, daß er geſtohlen habe: man bringt ihn in das Gefängniß, und die, welche ihn überliefert haben, bekommen das verſprochene Geld. Gerühret wegen der Gefahr, eines ihnen ſo werthen Schlachtopfers, finden ſie Gelegenheit in das Gefängniß zu kommen, und in der Meynung von niemanden geſehen zu werden, überlaſſen ſie ſich aller möglichen Zärtlichkeit. Ein Officier, der zufälliger Weiſe ihr Umarmen und ihre Thränen mit anſieht, verwundert ſich über dieſen Anblick,

läßt den beyden Anklägern nachgehen, und befiehlt, dieſes ſo ſonderbare Bezeigen herauszubringen. Er erfähret, die zwo jungen Leute wären in ein Haus gegangen, und man hätte ſie hören ihr Unternehmen einer Frau erzählen, die ihre Mutter wäre: dieſe hätte auf die Nachricht ein klägliches Geſchrey angefangen, und ihren Kindern befohlen, die empfangene Summe zurück zu geben, weil ſie lieber ſterben, als ihr Leben durch die Einbuße ihres Sohnes verlängern wollte. Die Obrigkeit wird davon unterrichtet, von Mitleiden und Bewunderung gerühret, und läßt den Gefangenen vorfordern; man vernimmt ihn aufs neue, und da er beharret ſich als Schuldigen anzugeben, ſagt ihm der Richter, daß er von allem wüßte. Nachdem er ihm alles dargethan hat, umarmet er ihn, und eilet, dem Kaiſer ſeinen Bericht davon zu erſtatten. Der Monarch, von dieſer ſo großmüthigen That höchſt zufrieden, verlanget die drey Brüder zu ſehen; überhäufet ſie mit Lobeserhebungen, läßt dem jüngſten ein jährliches Gnaden-Geld von funfzehn hundert Thalern, einem jeden der zwey andern aber fünfhundert, anweiſen."

Von der zarteſten Jugend an, bringt man den Kindern Triebe zur Ehre bey, die zuweilen in ältern Jahren nicht weniger zu ſonderbaren Handlungen Anlaß geben. Eben dieſelbe Perſon, von der ich die vorhergehende Begebenheit gehöret habe, erzählte mir auch folgende. Ein paar Edelleute begegneten einander auf der Treppe des kaiſerlichen Palaſtes, und ſtießen mit ihren Degen zuſammen. Derjenige, der im herunter gehen begriffen war, fand ſich darüber beleidiget, der andere aber entſchuldigte ſich, und verſicherte, daß es ohne ſeinem Willen geſchehen ſey. Er fügte hinzu, daß das Unglück am Ende nicht ſo gar groß ſey, weil es nur zwey Degen beträfe, die ſich berühret hätten, davon der eine eben ſo gut wäre, wie der andere. „Ich will euch den Unterſchied zeigen,“ verſetzte der erſte. Sie glauben vielleicht, Madame, daß ſie ſich geſchlagen haben, ſo wie es ein paar Franzoſen gethan hätten? Keinesweges, in Japan ſchlägt man ſich nicht; man hat ein anderes Mittel ſeine Herzhaftigkeit zu zeigen, welches derjenige, der beleidiget zu ſeyn glaubte, auch anwendete. Er zog in dem Augenblicke ſeinen Dolch, und ſchnitt ſich den Leib auf. Der andere, ohne

etwas zu ſagen, geht geſchwind die Treppe hinauf, tragt die Schüſſel, die er in der Hand hatte, auf die kaiſerliche Tafel, kommt wieder, und ſagt zu ſeinem Gegner, der eben ſterben wollte, er würde ihm zuvor gekommen ſeyn, wenn er nicht in des Kaiſers Dienſte beſchäfftiget geweſen wäre; er wollte ihm aber ſo gleich folgen, und ihm zeigen, daß ſein Degen ſo gut wäre, als der ihm zugehörige. Er ſchnitt ſich ſogleich den Leib auf, und fiel todt zur Erden. Hätten Sie lieber gewollt, Madame, daß ſie ſich nach europäiſcher Art mit dem Degen umgebracht hätten.

Wenn man den Kindern den erſten Unterricht von Ehre und Gehorſam beygebracht hat, unterrichtet man ſie in ihrer **Sprache**, das iſt, ſie lernen regelmäßig reden, recht leſen, und deutlich ſchreiben. Es macht dieſes bey ihnen eine ernſthafte Beſchäfftigung aus, auf welche die **Erlernung** der Geſchichte ihres Landes, ihrer Religion, und der Anfangs-Gründe der Sittenlehre folget. Man geht hernach weiter, und lehret ihnen die Beredſamkeit, Dichtkunſt, und Malerey; denn der Nation fehlt es nicht an natürlicher Fähigkeit zu den **ſchönen Künſten**. Die

Japa-

Digitized by Google

Japaner haben eine vortreffliche Einbildungs-kraft, eine tiefe Einſicht in die Kenntniß des menſchlichen Herzens, und eine ſeltene Geſchicklichkeit, die Triebfedern deſſelben in Bewegung zu ſetzen. Das weibliche Geſchlecht legt ſich auf die Wiſſenſchaften mit eben ſo vielem Eifer, wie die Mannsperſonen, und weil es ſehr eingezogen lebt, hat es Zeit genug eine Menge Kenntniſſe zu erlangen.

Es ſcheint nicht, als ob die Japaner die ſpeculativiſchen Wiſſenſchaften bisher ſehr befolget hätten; ſie haben nur eine leichte Kenntniß von der Mathematik, Metaphyſik, und den andern Theilen der Philoſophie; daher auch ihre Achtung für dieſe Wiſſenſchaft mäßig iſt. Sie ſehen ſie als einen Zeitvertreib für müßige Leute an, und verweiſen ſie in die Klöſter, wo man Zeit genug hat, ſich damit zu beſchäfftigen.

Die Zeichen, um die Zahlen in der Rechenkunſt auszudrücken, fehlen ihnen. Zum Rechnen bedienen ſie ſich einer hölzernen Maſchine, mit etlichen gleich laufenden Stäbgen belegt, woran kleine helfenbeinerne Kugeln angereihet ſind. In Anſehung der Art, die Zeit zu meſſen, theilen dieſe Völker den Tag in zwey Theile, wie wir: der eine

begreift die Zeit, zwiſchen der Sonnen Auf- und Untergang; und dieſe wird wieder in ſechs gleiche Theile getheilet; und die Nacht enthält ebenfalls ſechs dergleichen Theile; daher geſchieht es, daß, nach Beſchaffenheit der Jahreszeit, die Stunden länger oder kürzer ſind. Die Monate haben acht und zwanzig Tage, und werden nach dem Monde gerechnet; weil aber dieſe Rechnung nicht genau ſeyn würde, berichtigen ſie ſolche durch eingeſchaltete Monde, die ſie in ihren Calender ſetzen; und von drey zu dreyen, zuweilen auch von zwey zu zweyen Jahren, haben ſie ein Jahr von dreyzehn Monden. Den Geiſtlichen an dem Hofe des Dairi iſt die Verfertigung der **Calender** aufgetragen, und in **Jedo** werden alle Calender im ganzen Königreiche gedrucket.

Unerachtet die Japaner in der **Sternkunde** unwiſſender ſind, als die Chineſer, ſo haben ſie doch nicht ſo pöbelhafte Vorurtheile, wodurch ſie die Leute bereden wollen, daß wenn ſich eine Veränderung an dem Himmel ereignet, ſolche auch auf der Erde erfolgen müſſe. In China werden alle ungewöhnliche Luft- und Himmelserſcheinungen übel ausgeleget; wenn man eine Neben-Sonne

Digitized by Google

ne ſieht, glaubt man, es würden zwey Kaiſer ſeyn; alles Neue, was man an dem Geſtirne entdecket, wird als ein Zeichen des göttlichen Zornes wider den Fürſten und ſeine Miniſter angeſehen. Alsdenn, wenn die Chineſer nur ein wenig unzufrieden ſind, ſieht man nichts als ſatyriſche Schriften, und höret nichts als aufwiegleriſche Reden. Es kann wahr ſeyn, daß man Zeichen am Himmel geſehen hat, aber man macht ſie größer; jeder beſchreibt ſie nach ſeiner Art, und endlich glaubt das Volk, die regirende Linie der Kaiſer würde ein Ende haben. Der Prophezeyungs-Geiſt, der allezeit anſteckend iſt, greift weiter um ſich; der Aufſtand erhebt ſich; und wenn ihm nicht Einhalt geſchieht, wird er ein Strom, der alles mit ſich fort reißt. Dieſer Urſache wegen iſt ohnfehlbar der kaiſerliche Calender von ſo großer Wichtigkeit. Wenn die Chineſiſchen Sternkundiger nicht Ausſchlußweiſe die Erlaubniß hätten, künftige Dinge vorher zu ſagen, ſo würde das Reich mit aſtrologiſchen Schmäh-Schriften, wider die Regirung, gar bald überſchwemmet werden. Dem ſey aber wie ihm wolle, die Unwiſſenheit der Japaner in der Sternkunde, geht nicht ſo weit, daß ſie

poli-

politiſche Veränderungen argwohnen ſollten, wenn ſie Erſcheinungen an dem Himmel wahrzunehmen glauben.

Was die Theologie anbelanget, ſo muß man bekennen, daß dieſe Völker eine nur ganz geringe Kenntniß davon haben. Es ſind ohngefähr hundert Jahre, daß das Licht des Evangelii an dieſem Ende des Orients in ſeinem größten Glanze ſchien; aber leider! verlöſchte es bald wieder in dem Blute einer unglaublichen Menge Märtyrer. Ich habe Ihnen ſchon überhaupt erzählet, was die Urſache dieſer Vertilgung geweſen iſt: der Unverſtand eines Caſtilianiſchen Steuermannes trug zu dieſem unerſetzlichen Uebel nicht wenig bey. Dieſer einfältige Menſch ließ ſich einfallen, mit der Macht ſeines Monarchen zu prahlen, und die Größe ſeiner Länder auf einer Landcharte zu zeigen. Die darüber verwunderten Zuſchauer fragten, was ſein König für Mittel gebraucht hätte, eine ſo weitläuftige Monarchie zu ſtiften? Dieſer aber antwortete ganz treuherzig: „Unſere Könige, wenn ſie wollen ein Land erobern, fangen an, Ordens-Geiſtliche abzuſenden, die das Volk bereden müſſen, unſere Religion anzunehmen; wenn ſie nun einen glück-

glücklichen Fortgang haben, ſchicket man Truppen, die ſich zu den neuen Chriſten ſchlagen, und alsdenn koſtet es wenige Mühe, das übrige auszuführen.“ Sie können ſich leicht vorſtellen, Madame, was eine dergleichen Rede für einen Eindruck bey einem mistrauiſchen Volke gemacht habe. Nur allzu traurige Wirkungen ſolcher ruchloſen und gefährlichen Meynungen hat man erfahren; und Japan würde vielleicht ſelbſt nicht dafür geſichert geblieben ſeyn, wenn dieſe Eiländer nicht andere Menſchen geweſen wären, als die Indianer und Americaner.

Uebrigens darf man ſich nicht einbilden, als ob die Japaner, wenn ſie ſchon das Evangelium verworfen haben, ganz und gar Atheiſten wären. Es giebt verſchiedene im Reiche eingeführte Religionen, wie ich ihnen gezeiget habe; und ſie haben für ihre Götter die tiefſte Ehrfurcht, und eine unendliche Hochachtung. Ich getraue mir überdieſes zu behaupten, daß, was die Ausübung der Tugend, und die äußerliche Frömmigkeit anbelanget, ſie die Chriſten übertreffen: ſorgfältig für das Heil ihrer Seelen; übertrieben gewiſſenhaft, die geringſten Fehler zu büßen; voller Glauben und Hoffnung, eines

nes zukünftigen Lebens ꝛc. Aber ich kehre wieder zu ihren **Wiſſenſchaften.**

Dieſe Eiländer haben faſt gar keine Kenntniß von der **Anatomie**; die Vorurtheile ihrer Religion erlauben ihnen nicht, weder Thiere zu töden, noch tode Körper anzugreifen. Hingegen legen ſie ſich ſehr auf die **Botanick**: dieſer Theil der Arzeney-Kunſt iſt bey ihnen ſo beliebt, daß auch die Fürſten und Vornehmſten im Reiche beſondern Fleiß darauf wenden. Viele haben eigene Gärten blos zum Anbau der Kräuter beſtimmt. Die Japaner haben ein Kräuterbuch, oder eine botaniſche Abhandlung, die ziemlich weitläuftig iſt: man findet darinnen die Abbildung von mehr als fünf hundert Pflanzen, die im Reiche wachſen, wobey die Eigenſchaft und Tugend jedes Krautes erkläret ſteht.

Bey uns ſind das Aderlaſſen und das Purgieren die zwey allgemeinen Mittel, die verdorbene Geſundheit wieder herzuſtellen. Die Japaner, die dieſe Mittel nicht kennen, oder nicht wiſſen wollen, gebrauchen an deren ſtatt zwey andere, nämlich die **Nadel**, und das **Feuer**: das eine wider Verſtopfungen, und angeſetzte Feuchtigkeiten, den zweyen Quellen, ihrer Meynung nach, von allen

Krank-

Krankheiten; das andere, wider die Blähungen, als welche die heftigſten Schmerzen verurſachen. Sie bedienen ſich hauptſächlich der Nadel, als eines untrüglichen Mittels wider eine **Colik**, die den Japanern eigen iſt, und welche durch den unmäßigen Gebrauch des **Sacki**, einer Art von Wein aus Reiß gemachet, verurſachet wird; inſonderheit wenn man dieſes Getränke kalt trinkt. Außer den gefährlichen Zufällen, die ſich bey dieſer Colik einfinden, wird ſie auch eine Urſache, daß das Haar an den heimlichen Theilen ausfällt.

Die **Nadeln** müſſen von Golde oder Silber ſeyn, und erfordern eine gewiſſe Form, die ihnen nicht jeder Arbeiter geben kann. Damit durch ihre übele Verfertigung kein Unglück entſtehe, ſo muß der Arbeiter, außer der erforderlichen Geſchicklichkeit, noch eine kaiſerliche Erlaubniß, mit vorgedrucktem Siegel, erhalten. Ihre Form iſt willkührlich; aber mehrentheils gleichet ſie denen Griffeln, womit die Indianer ſchreiben. Die Art und Weiſe ſich ihrer zu bedienen, beſteht darinnen, daß man mit einem kleinen Hammer darauf klopfet, aber ſachte und zu verſchiedenen malen, damit ſie nach und nach

in den kranken Theil hinein gehe. Wenn man ſie wieder heraus gezogen hat, drücket man den Ort mit dem Finger, als wollte man den verhaltenen Wind heraus ſchaffen. Die Geſchicklichkeit dabey beſteht nicht ſowohl, die Nadel gut hinein zu ſtoßen, als den Ort des Schmerzes genau zu kennen, und wie weit das Inſtrument hinein kommen muß. Man ſchreibt dieſem Mittel eine eben ſo geſchwinde als bewunderniswürdige Wirkung zu; und die Holländer, die den Nutzen davon eingeſehen haben, haben es eingeführet, und brauchen es in ihren benachbarten Colonien.

Das andere Mittel ſcheint erträglicher zu ſeyn; aber der Unterſchied des Clima hindert, daß man in Europa keinen Gebrauch davon machet: es iſt ſolches um ſo vielmehr zu bedauren, da es die Kraft hat, das Podagra und Flüſſe zu heilen. Stellen Sie ſich, Madame, eine Art von Baumwolle oder Flachs vor, davon man kleine längliche Knäule macht, die man auf den kranken Theil legt, und anbrennet. Dieſer weiche Knaul giebt nur eine mäßige Hitze, die man eine geraume Zeit, ohne empfindliche Schmerzen, vertragen kann. Man urtheilet aus der Beſchaffenheit der Narbe, was das Mit-

tel

tel für eine Wirkung thun wird. Zuweilen wiederholet man es, wenn es nöthig iſt, zum zweyten male, ja nach Beſchaffenheit der Krankheit, zum dritten male. Dieſer Schmerz kommt demjenigen nicht bey, welche die andern beißenden Mittel verurſachen. Es wird nicht allezeit auf den ſchmerzhaften Ort, ja nicht einmal in der Nähe, aufgeleget. Man muß dabey unterſchiedliche Vorſichten brauchen; und hierinnen beſteht eigentlich die Kunſt des Arztes. Bey Magen-Schmerzen giebt es Wund-Aerzte, die das Brenn-Mittel auf den Schultern anbringen; und bey Seitenſtechen brennen ſie die Wirbel-Beine des Rückgrats ꝛc. Der Kranke ſitzt mit kreuzweis gelegten Beinen auf der Erde, und ſtemmt das Geſicht auf die Hände. Dieſe Operation iſt in Japan ſo gebräuchlich, daß faſt alle Leute beyderley Geſchlechtes Narben auf den Rücken, ſo wie wir Zeichen vom Aderlaſſen an unſern Armen haben. Wir haben Leute, die ſich dieſes letztern Mittels bedienen, ohne krank zu ſeyn; eben ſo habe ich Japaner geſehen, die ſich ſehr wohl befanden, und das Brenn-Mittel brauchten. Ueberhaupt ſieht man es hier als ein treffliches Verwahrungs-Mittel wider alle Arten von Krankhei-

ten an. Kinder, alte Leute, zärtliche Weiber, Reiche und Arme, mit einem Worte, wer für ſeine Geſundheit Sorge trägt, läßt dieſe Operation aller ſechs Monate mit ſich vornehmen, ſo wie manche Leute unter uns im Jahre ein oder zweymal aus Vorſicht ſich die Ader ſchlagen laſſen. Kurz die ganze Japaniſche Nation iſt von der Wirkſamkeit dieſes Mittels ſo überzeuget, daß man ſogar denjenigen, die zu einem ewigen Gefängniſſe verurtheilet ſind, die Erlaubniß giebt, unter hinlänglicher Wache auszugehen, und ſich auf den Rücken mit dem **Moxa** brennen zu laſſen: es iſt dieſes der Name dieſes cauſtiſchen Mittels. Man ſetzet ſeinen Urſprung in das höchſte Alterthum. Auch bey den Chineſern, und bey allen nach Japan handelnden Völkern, iſt es in gleichem Werthe. Die Buchhändler verkaufen, und auf den Gaſſen ſchreyt man aus, die Art und Weiſe, wie man dieſes berühmte Brenn-Mittel brauchen ſoll.

Die Japaniſchen Aerzte unterſcheiden dreyerley Arten von **Blattern**: die trockenen, die zuſammenfließenden, und die Maſern. Es richtet dieſe Krankheit hier großes Unheil an. Das gewöhnliche Heilungsmittel iſt, den Kranken in ein rothes Tuch zu wickeln. Wenn ein

ein Prinz aus der königlichen Familie damit behaftet iſt, werden nicht allein ſein Zimmer und Bette, ſondern auch alle, die ſich ihm nähern, in dieſe Farbe gekleidet. Die veneriſche Seuche iſt auf dieſen Inſeln nicht unbekannt: man nennet ſie die Portugieſiſche Krankheit, von dem Namen derer, die ſie zu gleicher Zeit mit der chriſtlichen Religion nach Japan gebracht haben.

Die Chirurgie, und die Apothekerkunſt, ſind hier keine beſonderen Profeſſionen, wie in Europa: die Aerzte behandeln alle Theile der Kunſt, die das Leben und die Geſundheit des Menſchen angeht. Sie laſſen einen Bedienten mit einen Käſtgen voller Arzeneyen hinter ſich hergehen, woraus ſie nehmen, was jedwedem Kranken nöthig iſt, ihn entweder zu heilen, oder ſogleich zu befördern, ohne Hülfe des Wund-Arztes und Apothekers.

Unſere Eiländer haben keine große Kenntniß der Rechte; und es wäre vielleicht zu wünſchen, daß wir Europäer in dieſer Materie eben ſo unwiſſend wären. Sie bedienen ſich, wie alle Orientaliſche Völker, eines kurzen Weges, Recht zu ſprechen. Die Sache wird ohne Aufſchub vor das Tribunal gebracht,

bracht, das es entſcheiden ſoll; die Partheyen werden vernommen, die Zeugen verhöret, die Umſtände erwogen, und der Richter ſpricht ſogleich das Urthel. Ob nun zwar nicht zu läugnen iſt, daß dieſe geſchwinde Juſtiz allerhand Bedenklichkeiten ausgeſetzet bleibt, ſo iſt doch gewiß, daß ſie den Partheyen weniger nachtheilig wird, als die ewige Länge unſerer Proceſſe. Ich habe während meinen Reiſen in das Land oftmals die Kürze und gedrungene Schreibart der Befehle bewundert, die man auf den öffentlichen Landſtraßen anſchlägt. Der Wille des Fürſten iſt darinnen mit ſo wenigen Worten ausgedrücket, als möglich: man führet keine Urſachen an, warum dieſe und jene Verordnung gemacht worden iſt; und der Kaiſer giebt von ſeinem Verfahren keine Rechenſchaft, wie unſere Könige in ihren Erklärungen, Befehlen, und Raths-Schlüſſen: man glaubt, ein kurzgefaßter Styl ſey der Majeſtät eines großen Monarchen anſtändiger. Es iſt genug, daß er ſelbſt die Bewegungsgründe ſeiner Befehle weis, und es wäre ein Staats-Verbrechen, die Richtigkeit ſeiner Beurtheilung in Zweifel zu ziehen. Ich bin ꝛc.

Jedo, den 30ſten October, 1745.

Digitized by Google

Der 72. Brief.
Fortſetzung von Japan.

Hier iſt der letzte Brief, Madame, den ſie von Jedo, und wahrſcheinlicher Weiſe aus Japan erhalten werden. Zu unſerer Rückreiſe nach Nangaſaqui nehmen wir den vorigen Weg, ich müßte alſo eben dieſelbigen Dinge wiederholen. Ich überſchicke Ihnen daher andere Beſchreibungen, als Früchte meines Umganges mit den Japanern, und der verſchiedenen Reiſen, die man uns in die umliegenden Gegenden dieſer Hauptſtadt zu machen erlaubet hat.

Eine genauere Aufmerkſamkeit auf die natürlichen **Landes-Erzeugungen** hat mir bey dieſen kleinen Reiſen verſchiedene **Pflanzen** kennen gelernet, welche ich anderwärts nicht bemerket hatte. Dergleichen iſt erſtlich der **Papier-Baum.** Dieſer iſt eine Gattung von Maulbeerbäumen, deſſen Rinde große Eigenſchaften hat. Man macht Stricke, Lunte, Stoffe, und hauptſächlich Papier daraus. Seine Wurzel iſt dick, äſtig, und holzig; der Stamm gerade und glatt;

ſeine Zweige ſtark und buſchig. Er trägt rauhe Purperfarbige, und unſchmackhafte Früchte. Dieſer Baum ſchießt in die Höhe, und wächſt mit einer erſtaunenden Geſchwindigkeit; und wenn man die Schößlinge in die Erde ſteckt, ſchlagen ſie gar bald Wurzeln. Die Art und Weiſe, wie die Japaner das Papier verfertigen, iſt folgende. Man ſchneidt junge, wenigſtens drey Fuß lange Zweige ab, bindet ſie in Bündel, läßt ſie vier und zwanzig Stunden im kalten Waſſer weichen, und kocht ſie hernach in einer Lauge von Aſche. Wenn man ſie von dem Feuer genommen hat, und ſie kalt geworden ſind, ſo ſpaltet man ſie der Länge nach, um die Rinde abzuziehen, welche die einzige Materie iſt, woraus das Papier gemachet wird. Dieſe Rinde machet man ſorgfältig rein, ſchabt die erſte Haut ab, ſondert alle knotige und grobe Theile davon ab, thut ſolche auf die Seite, und braucht ſie zur Verfertigung des groben Papieres. Wenn die Rinde rein genug iſt, brühet man ſie in einer klaren Lauge, rühret beſtändig um, und gießt von Zeit zu Zeit mehrere dazu. Wenn die Materie bis zur Dicke eines weichen Muſes eingekochet iſt, läßt man ſie kalt werden; thut ſie in ein Gefäß

fäß oder Sieb, und knetet ſie beſtändig mit den Händen. Dieſer Teig, nachdem er genug gewaſchen worden iſt, wird auf eine hölzerne, glatte Tafel ausgebreitet, wo ihn zwey bis drey Perſonen mit Stöcken ſchlagen: hernach thut man ihn in ein Faß, und gießt eine kleberiche Brühe, von Reiße und einer gewiſſen Wurzel gemacht, dazu. Das Ganze wird mit einem Rohre umgerührt, bis eine flüßige Materie daraus wird, wovon man das Papier machet. Es iſt ſehr ſtark, überaus weiß, und viel geſchmeidiger als das unſerige. Man verkaufet in Japan gemaltes Papier, in großen Bogen, das man für ſeidenen Stoff hielte.

Der hieſige **Lack- oder Firniß-Baum** iſt von dem Chineſiſchen, der in ganz Indien ſo bekannt iſt, unterſchieden, und wird nirgends als in Japan gefunden. Vermittelſt eines gemachten Einſchnittes läuft ein weißlicher Gummi heraus, den man in einem ſehr dünnen Blatte auffängt, welches mit der Hand gedrücket wird, damit durch die ſehr feinen Dunſt-Löcher die reineſte Materie ablaufe. In dieſes Flüßige thut man etliche Tropfen eines beſondern Oeles, und gießt das Ganze in hölzerne Gefäße, wo ſich die-

ſer Lack ſehr wohl erhält. Wenn man will, kann man ihn roth färben, indem man Chineſiſchen Zinober, oder eine Art rother Erde, die auch daher kommt, darunter menget. Die Japaner brauchen ihn ohne Unterſcheid zu allen Arten von Hausrathe, ja ſogar zu ihrem Tafel-Geſchirre. Der Kaiſer ißt auf nichts, als auf Tellern und Schüſſeln von lackirtem Holze: ſie vertragen die wärmſten Speiſen und Getränke; und man wäſcht ſie alle Tage, ohne daß der Lack dabey leidet.

Die Tanne, und die Cypreſſe, ſind die gemeinſten Bäume in den Wäldern dieſes Landes. Man bauet Häuſer und Schiffe davon; man machet Schränke, Kuffer, Schachteln, Gefäße, und alle Arten von Hausrathe daraus. Die Aeſte dienen zur Feuerung. Niemanden iſt erlaubt, ohne Genehmhaltung der Obrigkeit einen Baum zu fällen; und diejenigen, welchen dieſe Gunſt verwilliget wird, müſſen allezeit einen jungen Baum an des alten Stelle pflanzen. Das immerwährende Grün der Tanne zieht ihr eine Hochachtung zu, die ſich ſo weit erſtrecket, daß man ihr einen Einfluß in das Glück des menſchlichen Lebens zueignet. Man ſchmücket die Tempel und Pagoden an Feſt- und Freuden-Tagen

gen

gen damit aus; und die Redner machen häufige Anſpielungen auf die Eigenſchaften dieſes Baumes.

Japan, das unter einem nicht allzu milden Himmelsſtriche liegt, würde vielleicht das elendeſte Land von Aſien ſeyn, wenn der bewundernswürdige Fleiß ſeiner Einwohner, die Dürftigkeit des Bodens nicht erſetzete. Die beſtändig vorwaltende Nothdurft hat bey ihnen zu tauſend, andern Völkern unbekannten, Erfindungen Anlaß gegeben. Sie wiſſen auch die wildeſten Erzeugungen, auf den Felſen, in dem Sande, und mitten im Waſſer zu nutzen. Sie wiſſen ſogar verſchiedene giftige Pflanzen zu brauchen, denen ſie ihre übele Eigenſchaft benehmen. Alle ſolche Dinge, welche die meiſten Menſchen wegwerfen, und woran das Vieh ſich kaum gewöhnen kann, werden von unſern Eiländern geſammelt, und dienen zu ihrem täglichen Unterhalte. Von allen weichen Pflanzen, die auf dem Grunde des Meeres wachſen, iſt faſt keine einzige, die ſie nicht zu ihrer Nahrung brauchen. Die Fiſcher-Weiber bereiten ſie zu, und verkaufen ſie. Ihre Geſchicklichkeit, ſie unter den Wellen hervor zu ſuchen, iſt außerordentlich, und ſie tauchen unter, bis

dreyßig und vierzig Faden tief. Die Japaner wiſſen dieſe ſchlechten Speiſen durch die Zurichtung zu verbeſſern, und den kraftloſeſten Sachen einen Geſchmack zu geben. Sollten ſie wohl glauben, Madame, daß ſie Mittel gefunden haben, unvergleichliche Kuchen aus dem Mooſe zu machen, den man in der Gegend von Jedo auf den Muſcheln findet? Wenn er rein gewaſchen iſt, wird er getrocknet, und klein geſchnitten; man wäſcht ihn hernach aufs neue, knetet ihn mit der Hand, und machet einen dicken Teig daraus, den man an der Sonne trocknen läßt.

Nicht allein alle Felder, die den Pflug nur annehmen wollen, werden hier geackert, ſondern man ſchleppet ihn auch bis auf den Gipfel der ſteileſten Felſen; und kann man kein Zugvieh dahin bringen, müſſen die Menſchen arbeiten, und alle Mühe des Ackerwerckes allein verrichten. Der geringe Handel, den die Japaner mit den Fremden treiben, ſetzt ſie in die Nothwendigkeit, das Benöthigte durch eigenen Fleiß zu erlangen. Die Getreide-Arten, welche ſie vornehmlich zu bauen ſich angelegen ſeyn laſſen, ſind Reiß, Gerſte, Weitzen, und zweyerley Sorten von Bohnen. Der Reiß iſt an Güte und

Schön-

Schönheit unendlich beſſer, als in Indien. Man kocht ihn, und macht einen Teig daraus, der an ſtatt des Brodes gegeſſen wird. Die Gerſte iſt das hauptſächlichſte Futter für das Rind-Vieh, und die Pferde: es werden aber auch Kuchen davon gemacht, die den Menſchen ſehr wohl ſchmecken. Der Weitzen wird am wenigſten geachtet; die Bohnen hingegen ſind, nach dem Reiße, die gewöhnlichſte Speiſe der Nation. Die Rüben kommen hier zu Lande gut fort, und ſind von außerordentlicher Größe. Unter allen Erdgewächſen ſind ſie diejenigen, die zu der Erhaltung der Einwohner am meiſten beytragen: weil aber die Japaner ihre Felder meiſtens mit Menſchen-Miſte düngen, nehmen ſie einen ſo ſtarken Geruch an, daß ſie die Europäer nicht wohl leiden können. Man ißt ſie roh, gekochet, oder in Eſſig eingeleget.

Außer unſern gewöhnlichen **Hülſen-Früchten**, die in Japan ſehr gut fortkommen, giebt es unzählig andere, die dem Lande eigen ſind, und ohne Wartung von ſich ſelbſt wachſen. Dieſe Völker, um ihr Erdreich fruchtbar zu machen, haben allezeit große Haufen Miſt, und andern Unrath liegen; wozu ſie noch alte verbrennte Lappen, ja bis auf

auf die Auſter-Schalen, ſammeln. Dieſes Gemenge giebt einen vortrefflichen Dünger.

Die Obrigkeit, die ſich angelegen ſeyn läßt, den Fleiß des Ackermannes aufzumuntern, eignet eine zwey oder dreyjährige Ernde demjenigen zu, der ſich die Mühe gegeben hat, ein Land, daß ihm nicht zugehöret, urbar zu machen. Wenn hingegen ein Eigenthümer ſein Feld ein Jahr ungebauet liegen läßt, hat er ſein Recht daran verloren: der Staat verwilliget es dem erſten ſich anbietenden Beſitznehmer. Es fehlet dieſer Nation nichts, nachdem ſie die Nothwendigkeit des Ackerbaues hinlänglich eingeſehen hat, als daß ſie ihn für noch edeler hielte: allein man hat hier, wie in allen polizirten Ländern, weniger darauf gedacht, den Adel in die Ausübung nützlicher Künſte zu ſetzen, als in das, was unſere Leidenſchaften ſchmeichelt.

Alle **Felder** werden jährlich zweymal **gemeſſen**: das erſtemal, ehe ſie beſäet werden; das zweytemal, wenn die Ernde herannahet. Beſondere, durch den Landes-Herrn ernennte Feld-Meſſer müſſen dieſes verrichten. Wenn die Ernden-Zeit herankommt, laſſen ſie ein Stück Getreide abhauen, und zählen, wie viel Garben daraus geworden ſind;

ſind; und hieraus beurtheilen ſie den Ertrag des ganzen Feldes. Dieſe Vorſicht iſt um ſo viel nöthiger, weil die **Pachter** den Eigenthumsherrn in nichts als in Körnern, und nach Verhältniß deſſen was ſie eingeerndet haben, bezahlen. Gewöhnlicherweiſe bekommt der Guthsbeſitzer ſechszehn Theile von den Einkünften, und der Ackersmann viere. Alle Kaiſerliche **Domainen-Güther** ſind auf dieſen Fuß **verpachtet**. Die Aufſicht darüber iſt einem Beamten aufgetragen, der einen jährlichen Zinß an ſechzig vom hundert einhebt; und das übrige gehöret dem Pachter.

Japan erzeuget **Maulbeerbäume**, welche eine große Menge Seidenwürmer ernähren; die **Seide** aber iſt nicht fein, und man verfertiget nur gemeine Stoffe. Man hat auch unterſchiedene Gattungen von **Feigenbäumen**, welche unſern Europäiſchen ziemlich gleichen: ſie tragen ſo häufige Früchte, daß auch die Aermſten ſich überflüßig davon nähren können. Die **Caſtanien** ſind größer und beſſer, als die unſerigen. Die **Apfelbäume** kennet man hier nicht; auch wächſt nur eine einzige Art von **Birnen**, von außerordentlicher Größe, die man gekocht ißt.

In

In den Mitternächtlichen Provinzen findet man viele Nußbäume; weil ſie aber, wenn ſie jung ſind, viel herbes haben, und nicht eher gut ſind, als wenn ſie trocken werden, weis man nichts von dem Genuſſe der jungen, weichen Nüſſe, (cerneaux;) man macht ein vortreffliches Oel aus den Nüſſen, das faſt ſo angenehm iſt, als unſer ſüßes Mandel-Oel. Der Weinbau wird hier zu Lande wenig getrieben, weil die Trauben ſchwerlich reif werden: aber es giebt viele Pomeranzen, und Citronen. Alle Kirſchen und rothe Früchte, ſo wie überhaupt das Kern-Obſt, iſt hier von keinem ſonderlichen Geſchmacke. Die Felder, Hügel, Thäler und Wälder, geben im Früh-Jahre den anmuthigſten und mannichfaltigſten Anblick wegen der erſtaunenden Menge Blumen. Sie übertreffen die unſerigen in der Annehmlichkeit und Lebhaftigkeit der Farben: gemeiniglich aber fehlet ihnen der Würzgeruch. Eben ſo verhält es ſich mit dem Obſte: es fällt ſchön in die Augen, aber es hat weder Geſchmack, noch Saft, noch Kraft.

Japan iſt ſo volkreich, und ſo wohl angebauet, daß die wilden Thiere ſehr wenige wüſte Oerter finden, wo ſie ſich aufhalten

halten und vermehren können. Man ſieht weder Tiger, Leoparden, noch andere Raubthiere. Damhirſche, wilde Schweine, Bäre, und Füchſe, ſind faſt die einzigen Bewohner der Wälder. In Anſehung der zahmen Thiere iſt kein Wunder, daß, da die Japaner ſich ihres Fleiſches, ja ſo gar ihrer Milch enthalten, man ſehr wenige, und keine andern aufzieht, als Ochſen und Pferde, die zum Feldbaue, und zum Zuge gebraucht werden.

Aus eben den Gründen der Seelenwanderung, unterhält man ſehr wenige zahme **Vögel**, zur Luſt. Die einzigen, die man ſieht, ſind Hüner, Enten, und Hähne. Für letztere hat man eine große Hochachtung; denn die Japaner ſind überzeuget, daß dieſe Thiere die Zeit abmeſſen, und die Veränderung des Wetters prophezeyen. Die Ente iſt in hieſigen Landen einer der ſchönſten Vögel: ihre Federn ſind mit den lebhafteſten Farben ſchattiret. Ihr Hals und Bruſt ſind roth; der Kopf iſt oben mit etlichen prächtigen Federn geſchmücket; der Schwanz aber ſteht in die Höhe, und kräuſelt ſich am Ende. Alle Arten von Tauben ſind wild; man hält keine in den Häuſern, weil man aus der Erfahrung

fahrung weis, daß ihr Miſt ſich entzündet, und Feuersbrünſte veranlaſſet.

Unter dem **Gewürme** auf dieſen Inſeln giebt es einen Wurm von ganz beſonderer Schönheit, den man unter den koſtbarſten Kleinoden aufzuheben ſich ein Vergnügen machet. Es iſt eine Art von **Fliege**, deren Flügel mit kleinen blau und goldenen Flecken gezieret ſind, und den Japaniſchen Dichtern Gelegenheit zu einer hübſchen Fabel gegeben haben. Sie erzählen, die Schmetterlinge wären in dieſe Fliege verliebet geworden, ſie aber, um ſich von ihrer Plage loß zu machen, und unter dem Vorwande ihre Beſtändigkeit zu probiren, hätte ihnen ſchalthafter Weiſe anbefohlen, ſie ſollten bey Nachtzeit Feuer holen. Die Liebhaber, aus blinder Neigung, wären gehorſam geweſen, und als ſie an die erſte Lampe, die ſie angetroffen hätten, geflogen wären, hätten ſie ſich verbrennet.

Das **Meer**, womit Japan umgeben iſt, liefert den Einwohnern überflüßige Nahrung, wegen der Menge **Fiſche**, die darinnen ſind, und wegen der unzähligen **Muſcheln**, die es an das Ufer wirft. Man fängt auch **Wallfiſche** darinnen von allerhand Größe; und es iſt an dieſem Thiere kein Stück, das man

man nicht nutzen könnte. Die Haut, das Fleiſch, und die Eingeweide werden gegeſſen, oder man legt es in Salz ein. Der Thran giebt Oel, aus den Knochen wird eine knorpeliche Subſtanz gezogen, die vielen Leuten zur Nahrung dienet; die Knochen ſelbſt aber werden an der Sonne getrocknet, und zur Feuerung gebraucht. Aus den Nerven und Sehnen werden für die Baumwollen-Fabriken, und für die muſikaliſchen Inſtrumente, Seyten gemachet: die Floßfedern, und der Bart werden zu vielen andern Dingen angewendet. Ich würde nicht fertig werden, Madame, wenn ich alle die See-Thiere herrechnen wollte, die in dem Japaniſchen Meere gefangen werden. Eines unter andern wird als der Todfeind des Wallfiſches angeſehen. Es findet Mittel ihn zu tödden, indem es in ſeinen Rachen hineinſchlupfet, und ſeine Zunge frißt. Die Zähne von dieſem Thiere werden ſehr geſuchet, und man ſieht ihrer viele oben auf den Tempeln, und Paläſten, als Zierrathe aufgehangen. Es giebt noch einen andern Fiſch, den dieſe Eiländer ſehr gern eſſen, ob ſie ſchon behaupten, ſein Fleiſch ſey giftig und tödlich, wenn man es nicht mit groſſer Sorgfalt reiniget. Die-

jenigen unter den Japanern, die des Lebens müde ſind, wählen dieſes Fleiſch lieber, als den Strick oder Dolch. Anfänglich verurſachet es Ohnmachten, hernach Verzuckungen, und Raſerey, die ſich mit einem heftigen Blutſpeyen endigen, worauf man ſtirbt. Die Landes-Geſetze verbieten den Kriegsleuten davon zu eſſen, weil man glaubet, ihr Leben ſey unter allen Unterthanen im Reiche am nöthigſten zu erhalten.

Ohne die Reiſenden nachzuahmen, die nur ein ermüdendes Verzeichniß von dem guten und böſen Wetter, das ſie gehabt haben, anzugeben wiſſen, ſo kann ich doch, Madame, die erſchrecklichen **Gewitter** und **Erdbeben** nicht mit Stillſchweigen übergehen, denen dieſes Land ausgeſetzet iſt. Das **Clima** in Japan iſt nichts weniger als gemäßigt: der Winter iſt ſehr hart, und im Sommer ſteht man eine unerträgliche Hitze aus. Der Regen iſt zu aller Jahres-Zeit häufig, beſonders aber im Junio, und Julio, daher auch dieſe beyden Monate, die **Waſſer-Monate**, genennet werden. Wenn man unterdeſſen dieſe Inſeln aus dem langen Leben der Einwohner beurtheilen ſoll, ſo iſt nicht zu leugnen, daß die Luft vortrefflich ſeyn muß.

Man

Man lebt hier ſehr lange; die Weiber ſind fruchtbar; und es giebt wenige Krankheiten. Man zeigte uns auf einer unſerer Landreiſen ein Dorf, das aus einer einzigen Familie beſtund: alle Bauern waren Söhne, Enkel, und Urenkel eines einzigen Mannes, der noch lebete, und ſich wohl befand.

Das Meer um Japan iſt beſtändig unruhig, und entſetzlichen Stürmen unterworfen, welche, nebſt den vielen Klippen, die Schifffahrt höchſt unſicher machen. Die Japaner haben auch ihren Charibdis und Scylla, das iſt, zwey abſcheuliche **Meer-Strudel**, derer Geräuſche man ſehr weit höret, und Furcht und Schrecken einjaget: ſie ſind für ihre Redner und Dichter eine unerſchöpfliche Quelle von Anſpielungen und Vergleichungen. Auf keinem Meere ſieht man eine ſolche Menge fürchterlicher **Wolken**, welche die Schiffer Waſſer-Hoſen, die Japaner aber **Waſſer-Drachen** nennen, und die ich bereits anderwärts hinlänglich beſchrieben habe.

Man würde eine grauſende Erzählung machen, wenn man die Verwüſtungen anführen wollte, welche die **Erdbeben** alle Tage auf den Japaniſchen Inſeln anrichten. Sie ſind ſo häufig, daß die daran gewohnten Einwoh-

ner ſich nicht mehr beunruhigen, wenn ſie auch vielmal ſo heftig wüten, daß ganze Städte dadurch zu Grunde gehen. Es ſind ohngefähr vierzig Jahre, ſo wurde die Stadt Jedo faſt gänzlich vernichtet, und mehr als zweymal hundert tauſend Menſchen kamen unter ihren Ruinen um. Das, was das Land dieſen Anfällen ſo ſehr ausſetzet, iſt der ſchwefelige Boden, die vielen unterirrdiſchen Feuer, und die Volcane, derer es voll iſt. Aus eben dieſen Bergen, welche Flammen und Rauch von ſich geben, ſieht man **Quellen** entſpringen, davon etliche kalt, etliche warm, alle aber ſo kräftig ſind, daß ſie Kranke heilen. Die Prieſter wiſſen einen noch wichtigern Vortheil von dieſen Bädern zu ziehen, indem ſie ihnen die Eigenſchaft zuſchreiben, Sünden zu tilgen. Ihrem Vorgeben nach, äußert jede dieſer Quellen ihre Wirkung nur bey einer gewiſſen Art von Verbrechen, und man zeiget dem Sünder an, wo er ſich baden ſoll. Es entſteht daraus gleichſam eine öffentliche Beichte, wodurch die Fehler, derer ein Menſch ſich ſchuldig erkennet, kund werden.

Die ſchwefelige Eigenſchaft des Erdreiches bringt alle Arten von **Metallen** und **Mineralien** hervor. Wenige Länder haben den

Schwe=

Schwefel in ſolchem Ueberfluſſe; und er iſt einer der vorzüglichſten Reichthümer dieſes Reiches. Man findet auch vieles Gold; ſowohl in den Bergwerken, als in dem Sande. Das Japaniſche Silber, wenn man den Einwohnern glauben darf, iſt reiner, und von beſſerm Gehalte, als in allen andern Ländern in der Welt. Das Kupfer iſt das gemeinſte Metall auf dieſen Inſeln; und ſein Vertrieb bereichert verſchiedene Provinzen. Das Eiſen hingegen iſt ſo ſelten, daß man zu den meiſten Werkzeugen, wo andere Völker Eiſen nehmen, ſich des Kupfers bedienet. In den Bergen bricht man verſchiedene Sorten von Agathen; ſie liefern auch Carniole, Jaſpis und andere dergleichen Steine. An der See-Küſte ſammlet man Ambra, der, wie die Japaner, und viele Naturforſcher glauben, in den Eingeweiden des Wallfiſches gebildet wird. Oftmals verfälſchen ihn dieſe Eiländer, und mengen entweder pulveriſirte Hülſen vom Reiße, oder Storax, Benzoin, und andere Spezereyen darunter. Man behauptet, daß der Ambra, mit Opium vermiſchet, ein unvergleichliches Mittel wider das Unvermögen ſey. Die Japaner machen kleine Pillen davon, die ſie Abends, bey Schla-

ſengehen einnehmen, und Wunder von dieſem vortrefflichen Stärkungs-Mittel erzählen.

Sie werden fragen, Madame, wie groß denn dieſes Reich, das ſo viele Schätze in ſich begreift, ſey? Seine Länge iſt ohngefähr von zwey hundert und ſechzig Franzöſiſchen Stunden; ſeine Breite hingegen, die ſehr veränderlich iſt, hat niemals über ſechzig oder ſiebenzig. Die Inſel Nipon hat dem übrigen Theile des Landes die Benennung gegeben. Dieſer Name, in der Japaniſchen Sprache, bedeutet Urſprung der Sonne: denn dieſe Völker, weil ſie am entfernſten nach Morgen zu in Aſien liegen, bilden ſich ein, ſelbſt an der Quelle dieſes Lichtes zu ſeyn. Daher haben die Portugieſen das Wort, Japon, gemachet, an deſſen ſtatt man ſeitdem Japan eingeführet hat. Die drey großen Inſeln, die dieſes Königreich eigentlich ausmachen, ſind mit einer unzähligen Menge kleineren umgeben, derer einige fruchtbar, ſehr bevölkert, und groß genug ſind, Statthalterſchaften, und Fürſtenthümer vorzuſtellen; andere ſind arm, unfruchtbar, und völlig verlaſſen. Man ſollte glauben, die Natur, die dieſem Lande eine Lage gegeben

hat,

hat, daß man faſt nicht hinzu kommen kann, es aber übrigens mit allen nothdürftigen, ja in menſchlichem Leben angenehmen Dingen verſehen hat, hätte es zu einer kleinen ganz abgeſonderten, und von dem übrigen Erdboden völlig unabhängigen Welt machen wollen. Japan wurde anfänglich in ſieben Landſchaften, hernach aber in ſechs und ſechzig Provinzen getheilet, die durch eben ſo viele Herren regiret wurden. Seitdem hat man müſſen neue Abtheilungen machen, und man rechnet heut zu Tage bis ſieben hundert Diſtricte. Einige darunter gehören dem Kaiser unmittelbar, und machen ſeine Domainen aus; andere ſind an Privatperſonen, entweder als Herrſchaften, oder als Erb-Fürſtenthümer, überlaſſen worden. Der Cubo begnüget ſich mit ſeinem ihm angewieſenen Eigenthume, ohne einige Beyhülfe, wenigſtens bey ruhigen Zeiten, zu verlangen.

Auſſer denen Provinzen, die eigentlich Japan ausmachen, giebt es auch noch entferntere Landſchaften, die entweder dieſem Reiche unterworfen ſind, oder unter ſeinem Schutze ſtehen.

Dergleichen ſind das Land Yeſſo, und die Halb-Inſel Kamtſchatka.* Die meiſten Reiſenden verwechſeln dieſe beyden Länder, die doch ſehr von einander unterſchieden ſind. Das erſte iſt eine benachbarte Inſel ** von Japan, der man faſt alles beygeleget hat, was Kamtſchatka zukommt. Das zweyte liegt viel weiter gegen Morgen, und ſtößt vermöge der Moſcowitiſchen Tartarey an das feſte Land. Auf der mittägigen Seite dieſer Halb-Inſel iſt die Nation der Kurilen, oder der Kurilski; gegen Norden wohnen die Koräki, welche auch die ganze weſtliche Seite einnehmen. Es ſind alſo, Madame, drey verſchiedene Völker, die dieſem Reiche entweder unterwürfig, oder Nachbarn von

* Es iſt bekannt, daß Kamtſchatka, ſchon ſeit dem Anfange dieſes Jahrhundertes, unter Rußiſcher Botmäßigkeit ſteht, vorher aber keinen Ober-Herrn gehabt hat, ſondern die Landes-Einwohner in vollkommener Freyheit gelebet haben.

** Yeſſo, oder Yedſo, iſt nicht nur eine Inſel, ſondern die Japaner geben vieren der Kurilskiſchen Inſeln, die zu nächſt an Japan liegen, dieſen Namen.

von ihm ſind; und es iſt nöthig, daß ich ſie Ihnen kennen lerne, nämlich die Einwohner von Yedſo, die Kurilen, und die Koráki: beyde letztere bewohnen das feſte Land. * Ich bin in keinem dieſer drey Länder geweſen; meine Währleute aber ſind, ein wohl unterrichteter Japaner, der auf der Inſel Yedſo gewohnt hat, und ein Rußiſcher Edelmann, der von der Czaarinn beordert geweſen war, wegen des Landes Kamtſchatka genaue Nachricht einzuziehen. **Die Bewohner von Yedſo**, nach der Schilderung meines Japaners, ſind ſtarke und geſunde Leute, aber wild, unreinlich, Liebhaber von der Fiſcherey, leben mehrentheils von Fiſchen, ſind gute Bogenſchützen, und tragen lange Haare und Bärte.

Das Land der Kurilski, das einige an Japan gränzend geglaubet haben, unerachtet es durch die Inſel Yedſo, und einen Arm vom Meere,** abgeſondert wird, iſt von verſchiede-

P 5 nen

* Kamtſchatka wird von drey verſchiedenen Völkern bewohnet, von den Kamtſchadalen, von den Koräken, und von den Kurilen.

** Durch die Kurilskiſchen Inſeln, deren mehr als zwanzig gerechnet werden.

Digitized by Google

nen Nationen bewohnet, derer einige an Rußland Tribut bezahlen. Diejenige, welche die Ruſſen **Kurilen** nennen, wird für eine Japaniſche Colonie gehalten; und der erwähnte Rußiſche Edelmann hat mir folgendes davon erzählet. * Dieſe Völker ſind ungemein zänkiſch, und faſt alle haben Schrammen und Narben, als ſo viel Hiebe von Säbeln, auf dem Kopfe; welches mit ihrem zänkiſchen und mürriſchen Sinne gut übereinkommt. Ihr Haar am Leibe, und ihre langen Haare auf dem Kopfe, geben ihnen ein wildes und barbariſches Anſehen; und nach dem äuſſerlichen zu ſchließen, hielte man ſie für Banditen, oder Wilde. Gleichwohl iſt kein Volk freundſchaftlicher gegen Fremde, und vorſich-

* Eine ganz verſchiedene, und viel richtigere Beſchreibung von Kamtſchatka, und der daſigen Einwohner Sitten, Kleidung, und Gebräuchen, findt man unter andern, in **Steph. Kraſcheninnikow**, Prof. der Acad. der Wiſſenſch. zu Petersburg, **Beſchreibung des Landes Kamtſchatka**, nach der Engl. Ueberſetzung in das Deutſche überſetzet, von dem Götting. Prof. Herrn **Joh. Tob. Köhler**. Lemgo 1766. in 4to.

vorſichtiger in ſeinem Bezeigen. So bald man nur frey und ungezwungen mit ihnen umgehet; ſo werden ſie gar bald glimpflich, und zeigen ein freundliches und aufrichtiges Geſicht. Männer und Weiber machen ſich Löcher in die Ohren; und die reichſten hängen goldene und ſilberne Ringe hinein. Die Kleidung beyder Geſchlechter beſteht in langen ſeidenen, leinenen, oder baumwollenen Röcken, die durchnähet, und mit eben dergleichen Büſchelgen oder Roſen beſetzet ſind. Jeder Mann hat zwey Eheweiber, welche ſich mit Verfertigung von Matten beſchäfftigen, oder ihren Männern die Kleider machen, das Eſſen zubereiten, das in den Wäldern gehackte Holz in kleine Barken tragen, und dieſe Barken mit Rudern herbeyfahren. Diejenigen, die in Wochen liegen, ſind von ihren Männern abgeſondert, und wohnen in einem andern Hauſe, dahin die Männer in zwey oder drey Wochen nicht kommen. Ihre Kinder, wenn ſie auf die Welt kommen, ſind ſehr weiß: wenn die Mütter ſelbige ſäugen, vor Leuten die ſie nicht kennen, verbergen ſie ihre Bruſt ſorgfältig.

Digitized by Google

Die kleinen Mägdgen, wenn es ſchönes Wetter iſt, laufen zuweilen ganz nackend; wenn ihnen aber Fremde begegnen, halten ſie das Geſicht nieder, und die Beine übereinander, um ihre Schamhaftigkeit anzuzeigen, daß ſie in ſolcher Geſtalt erſcheinen. Die Weiber tragen ihre Kinder auf den Rücken in einem Gurte, den ſie um die Stirne befeſtigen. Ihre Kleider ſind ſehr unſauber, und ſie wechſeln ſie faſt niemals: aber im Eſſen ſind ſie reinlich, ſowohl als in ihren Stuben, wo der Fußboden allezeit mit Matten bedecket iſt, auf welchen die ganze Familie ſchläft. Ihre ordentliche Nahrung iſt das Fett und Oel vom Wallfiſche, allerhand Kräuter, Wurzeln, und wildes Obſt.

Die Kurilen ſind gegen die Fremden eiferſüchtig: wenn ſie merken, daß dieſe ihre Weiber oder Töchter verführen wollen; ſind ſie im Stande, die äuſſerſte Gewalt zu brauchen. Einer des Ehebruchs überführten Frau werden die Haare abgeſchnitten, damit man erkenne, was ſie iſt. Ihre Aeltern und der Mann ſind berechtiget, denjenigen, der ſie verführet hat, ſelbſt zu beſtrafen: die Strafe beſteht darinnen, daß man ihm ſein Gewehr abnimmt, und ihn jedesmal, wenn man ihm begegnet,

Digitized by Google

begegnet, auszieht, ohne daß er ſich wehren darf. Der Wein iſt in dieſem Lande ſehr gemein, und jedermann trinkt ihn unmäßig. Uebrigens ſind dieſe Völker ſehr faul; ſie bauen kein Land, und beſchäfftigen ſich blos mit der Fiſcherey und Jagd. Ihre Barken ſind nichts, als ausgehöhlte Baum-Stämme, an welche ſie auf beyden Seiten Breter befeſtigen, um die Wände höher zu machen. Sie ſetzen ſich auf dieſe kleinen Schiffe, und begeben ſich kühnlich auf den Wallfiſchfang, oder andere Fiſche zu holen, die ſie an die Japaner gegen Reiß, Baumwolle, Zwirn, Taback, Pfeifen, Seide, und andere ihnen fehlende Dinge, vertauſchen. Das Pelzwerk macht noch einen andern Theil ihres Handels aus: hierzu fügen ſie allerhand Vogel-Federn, welche ſie in Schachteln aufputzen, und von den Japanern ſehr geſuchet werden. Sie ſind in Anſehung ihres Handels klug, ja ſogar liſtig, unerachtet ſie dem unerlaubten Gewinnſte ſehr feind ſind. Ueberall wo ſie hingehen, tragen ſie ihren Säbel und Pfeile bey ſich, um Bäre, Hirſche, und andere Thiere, die ihnen begegnen, zu erlegen. Ihre Pfeile ſind lang, und wohl gearbeitet, mit einem kleinen Wiederhacken an der Spitze

von

von Rohre, welche ſie, wenn ſie in Krieg gehen, die übele Gewohnheit haben, zu vergiften. Wenn ſie einen Gefangenen vom Leben bringen wollen, ſtrecken ſie ihn der Länge lang auf die Erde; zwey halten ihm die Arme, zwey andere die Beine, und der, welcher ihn hinrichten ſoll, hält in beyden Händen eine Keule mit Eiſen beſchlagen, tanzet um dieſen Elenden herum, und giebt ihm etliche Schläge auf den Kopf, und die Bruſt. Sie behandeln auf dieſe Weiſe zuweilen diejenigen, welche ſie bey ihren Weibern oder Töchtern antreffen.

Von der Gottheit haben dieſe Völker nur ſehr dunkele Begriffe: die Sonne und den Mond halten ſie für die Urheber alles Guten, und erweiſen ihnen große Ehre. Nichtsdeſtoweniger verehren ſie einen unſichtbaren König, dem, ihrer Meynung nach, die Berge, die Wälder, das Meer, die Flüſſe, zugehören; aber einen ordentlichen Gottesdienſt haben ſie nicht; man ſieht weder Prieſter, noch einige andere äußerliche Religions-Uebung. Man bemerket nur, daß wenn ſie bey dem Feuer trinken, ſie an unterſchiedliche Oerter auf dem Heerde, etliche Tropfen Waſſer, zum Zeichen eines Opfers gießen. Sie

ſtecken

ſtecken in die Erde auch Stäbe, woran ſie kleine Fahnen binden; ſo wie man dergleichen ebenfalls in ihren Häuſern aufgehangen findet.

Dieſe Häuſer haben keine andern Stützen, als Baum-Stämme, in die Erde gepflanzet. Die Wände ſind mit Bretern verſchlagen, und das Dach iſt mit Baum-Rinde bedeckt. Ihre ganze Höhe beſteht in der doppelten Länge eines Mannes; die Thüren aber ſind ſo niedrig, daß man ſich bücken muß, wenn man hineingehen will. In der Decke iſt eine Oeffnung, damit der Rauch vom Heerde, der allezeit in dem Mittel der Hütte ſteht, hinausziehen kann.

Bey den Kurilen findet man keine Art von Policey, oder Regierungsforme, noch weniger einige Unterwürfigkeit. Den Gebrauch der Buchſtaben kennen ſie nicht: die Geſchichte des Landes wird von Alter zu Alter mündlich fortgeführet, und man findet wenigen Unterricht darinnen.

Die **Koräken**, die in dem mitternächtlichen Theile des Landes Kamtſchatka wohnen, ſind viel unreinlicher, ekelhafter, und gröber, als die Kurilen. Ich will Ihnen einige Züge davon geben, die Ihnen unglaub-

lich vorkommen werden, mir aber von meinem Rußiſchen Edelmanne verſichert worden ſind. Sie bedienen ſich zur Verrichtung ihrer Nothdurft eines Faſſes; und wenn dieſes voll iſt, leeren ſie es aus, ſpülen es aus, und thun für die Bedürfniſſe der Haushaltung Waſſer hinein. Eine ganze Familie ſchläft bloß und nackend, unter einer großen Decke, beyſammen. Die Ruſſen, die mit ihnen handeln, bringen ihnen eine Art von Erdſchwämmen, dafür ſie Eichhörner, Füchſe, Hermeline, Zobel, und anderes Pelzwerk, eintauſchen. Die reichſten Einwohner ſammeln einen großen Vorrath dieſer Schwämme für den Winter. Wenn ſie einander herrlich bewirthen wollen, thun ſie ſolche in ein Gefäß, laſſen ſie in Waſſer weichen, kochen ſie hernach, und machen einen Trank daraus, der ſie berauſchet. Die Armen, die nicht im Stande ſind, ſich dergleichen zu verſchaffen, ſtellen ſich an die Hütten der Reichen, und warten, bis dieſe kommen, und ihr Waſſer abſchlagen; da ſie denn ihren Urin in einer hölzernen Schaale auffangen, und geſchwind trinken, weil er noch den Geſchmack der Erdſchwämme hat. Dieſes ſonderbare Getränke macht ſie beynahe

eben

eben ſo geſchwind trunken, als das wirkliche. Im Frühlinge, und Sommer, nehmen ſie große Haufen Fiſche, heben ſie in Gruben, die ſie in die Erde machen, auf, und decken ſie mit Birken-Rinde zu. Wenn ſie nun vermuthen, daß die Fiſche verdorben ſind, nehmen ſie ſolche zu ihrem täglichen Gebrauche, kochen ſie in Waſſer, und finden dieſes Gericht unvergleichlich. Es riecht ſo übel, daß die Ruſſen, die mit ihnen handeln, und doch eben nicht ſo gar ekel ſind, den Geruch nicht ausſtehen können.

Die **Koräken** ſind aufrichtig, und ohne Verſtellung. Sie haben Zauberer aber keine Götzen. Wenn ſie auf die Jagd gehen, bitten ſie das höchſte Weſen, ihre Verrichtung zu ſegnen. Ihre Hütten ſind nicht auf die Erde gebauet; ſie ſtehen auf vier Stützen in der Höhe, um für der Feuchtigkeit, den Ueberſchwemmungen, und wilden Thieren ſicher zu ſeyn. Sie ſteigen vermittelſt einer Leiter auf den Gipfel, und durch eine Oeffnung ſteigen ſie hernach in dieſe wunderlichen Wohnungen herab.

Mein Rußiſcher Edelmann hat mir verſichert, daß Kamtſchatka mit Amerika, vermittelſt einer bergichen und faſt unüberſteig-

lichen Erdenge, zuſammenhänge: ja er glaubet, daß die erſten Menſchen dadurch in die neue Welt gekommen ſind. Andere behaupten, daß zwiſchen Amerika und Kamtſchatka ein Arm vom Meere ſey, und daß dieſer den Weg, zwiſchen dem Nord-Meere, und dem großen Indianiſchen Ocean, den man ſeit ſo langer Zeit geſuchet hat, ausmache.

Ich komme aber zurück auf die **Japaner**, von denen ich Ihnen noch allerhand Merkwürdigkeiten zu erzählen habe. Es findt ſich in dieſem Reiche ein Unterſchied an Stande und Würden, der in keinem andern Lande des Orientes ſo merklich iſt. Der **Adel** hat den erſten Rang; und man kann ihn in drey Claſſen theilen; in Fürſten, Magiſtratsperſonen, und bloße Edelleute. Erſtere machen einen ſehr großen Staat; und beſitzen den größten Theil der Güther. Unter den zweyten wählet man die Staats-Miniſter, die Statthalter der Provinzen, und die Oberaufſeher der kaiſerlichen Domainen ꝛc. Die übrigen halten ſich zu den Fürſten, und Statthaltern, oder ſuchen bey Hofe anzukommen, oder dienen in der Armee. Wenn die Adelichen ausgehen, werden ſie von einem zahlreichen Gefolge Bedienter begleitet, derer einer den

Sonnen-

Sonnenſchirm, der andere den Hut, dieſer den Fecher, jener die Pantoffeln, oder andere Dinge zum Gebrauche ſeines Herrn, trägt. Diejenigen, welche hohe Aemter bekleiden, laſſen einen Haus-Officier mit aufgerichteter Pike vor ſich hergehen; und dieſes Unterſcheidungs-Zeichen iſt beſonders mit der obrigkeitlichen Würde verknüpfet. Die Fürſten, und vornehmen Herren haben andere Vorzüge; ihr Gefolge iſt allemal ſehr zahlreich, vornehmlich wenn ſie reiſen: es begleiten ſie zuweilen bis funfzehn tauſend Menſchen.

Die **Geiſtlichkeit** machet einen beſondern Orden aus, der von ſich ſehr eingenommen iſt, und glaubt, von einem höhern Range zu ſeyn: weil er aber arm iſt, und keinen Einfluß in die Landes-Regirung hat, lebt er im Verborgenen, und in der Niedrigkeit. Eine andere Claſſe von Einwohnern machen die **Kauf-** die **Handwerks-** und die **Acker-Leute.** Letztere ſind ſehr arm, und können als der Edelleute Sclaven angeſehen werden. Zu eben dieſer Claſſe muß man die **Soldaten** rechnen, die mehrentheils Leibeigene ſind, und ihrem Herrn in den Krieg folgen. In Japan giebt es ſehr reiche **Handelsleute;** ihr Stand aber iſt verachtet, und aus dieſem

Vorurtheile kommt es, daß die Holländer, und überhaupt alle Fremde, die der Handlung wegen in dieſes Land reiſen, wenig angeſehen ſind. Vergeblich ſuchen ſie ſich durch ihren Reichthum, und durch ein gewiſſes prahleriſches Weſen, das dem Ueberfluſſe eigen iſt, hervorzuthun: die Adelichen des Landes können nicht begreifen, wie ſchlechte Kaufleute ſich unterſtehen können, mit ihnen gemein zu thun.

Jede Privatperſon ändert den **Namen** in ihrem Leben verſchiedenemal. Sie bekommt einen in der Kindheit; wenn ſie aus den Jünglings-Jahren iſt, giebt man ihr einen andern; und im Alter, einen dritten. Erhält jemand eine Würde in dem Staate, oder wird in einen andern Stand verſetzet, wird ihm auch ein neuer Name beygeleget. Dieſe Veränderungen, die allezeit mit großen Ceremonien geſchehen, veranlaſſen in der Geſchichte dieſes Volkes öftere Unordnung, und ſind auch in dem täglichen Umgange beſchwerlich. Unter den verſchiedenen Arten der Einwohner, giebt es auch in Japan, wie anderwärts, Leute, welche ſich auf **Wiſſenſchaften** legen, und darinnen zunehmen. Dieſe Eiländer thun ſich inſonderheit in der

Bered-

Beredſamkeit, und in der Dichtkunſt hervor. Ihre Redner haben eine beſondere Gabe, das Herz zu rühren, zumal wenn ſie predigen; und nicht ſelten geſchieht es, daß die Zuhörer Thränen vergießen. Ihre Verſe ſind voller Anmuth; und was ich Ihnen von ihren dramatiſchen Stücken geſaget habe, beweiſet, daß ſie in dieſer Art von Litteratur nicht ohne Fähigkeit ſind. In ihren Bibliotheken findet man viele Bücher von der Hiſtorie, Moral, Religion, Arzeneykunſt, dem Ackerbaue, und über gewiſſe Theile der Naturgeſchichte. Die Mönche und Prieſter, ſind diejenigen, die ſich, wie in Frankreich, in den erſten Zeiten unſerer Monarchie, am meiſten auf die Wiſſenſchaften legen. Sie haben in allen Provinzen Academien, und Collegia, wo die jungen Leute hingeſchicket werden.

Die Muſik iſt in Japan ſo unvollkommen, wie in China: man kennet beym Singen, oder Spielen, nicht mehr als eine Stimme. Man ſingt aus der Gurgel, und aus einem ſo unangenehmen Tone, daß die Europäiſchen Ohren ſich nicht daran gewöhnen können. Es hat dieſes Volk allerhand Arten von Inſtrumenten: Flöten, Queerpfeifen, Trommeln, Orgeln, Harfen, Trompeten,

Cymbeln, Glocken, Becken ꝛc. In Anſe-hung der Malerey können ſich die Japaner auch keines ſonderlichen Fortganges rühmen. Sie haben eine höchſt unvollkommene Kennt-niß von der Zeichnung, und Perſpective; und wenn Sie, Madame, von ihren Schildereyen nach dem gemalten Papiere, das wir aus die-ſem Lande bekommen, urtheilen werden, kön-nen Sie keinen großen Begriff von dem ma-leriſchen Geiſte dieſer Eiländer bekommen. Doch glückt es ihnen noch ſo ziemlich in der Farbenmiſchung; auch malen ſie noch ganz gut, Blumen und Thiere. In den mecha-niſchen Künſten zeigen ſie mehr Geſchicklich-keit: ſie arbeiten mit großer Feinheit in Golde, Silber, Kupfer, Eiſen, Helfenbein, und Holze. Ihre Stoffe, und lackirte Arbeiten übertreffen die Chineſiſchen; aber man muß auch ſagen, daß ſie die von den Europäern überkommenen Kenntniſſe überhaupt nicht ſo genutzet haben, wie jene. Der wilde und blutgierige Charakter der Japaniſchen Nation hat den Chriſtlichen Apoſteln nicht mehr Zeit übrig gelaſſen, als Chriſtum zu predi-gen, und unter Martern zu ſterben, wie er. Die friedfertigen Sitten hingegen der Chine-ſer haben den Mißionarien verſtattet, bey ih-

rem

rem Eifer ihre Geſchicklichkeit in den Künſten und Wiſſenſchaften auszubreiten.

Ich habe Ihnen geſaget, Madame, daß die Chineſer vorgeben, als ob in Japan kein Porcelain gemachet würde: ich will Ihnen aber doch hier mittheilen, was ich diesfalls von einem ſehr wohl unterrichteten Japaner gehöret habe. „Es iſt wahr, ſagte er, daß nicht alles Porcelain, das wir brauchen, in unſern Fabriquen gemachet wird; wir kaufen vieles von den Chineſern; allein wir machen vieles auch ſelbſt in der Provinz Figen. Die Materie, die unſere Arbeiter dazu nehmen, iſt ein weißlicher Thon, der häufig in unſeren Bergen gefunden wird. Obgleich dieſer Thon natürlicher weiſe rein iſt, ſo muß er doch, um durchſichtig zu ſcheinen, geknetet, und gewaſchen werden: dieſe Arbeit iſt ſo mühſam, daß das Sprüchwort entſtanden iſt, daß Menſchen-Knochen zu den Porcelain genommen würden. Sie wiſſen, ſetzte der Japaner hinzu, daß unſer altes Porcelain viel höher gehalten wird, als das Chineſiſche, und daß es dieſen Vorzug allerdings verdienet; da hingegen unſer itziges bey weitem nicht ſo gut iſt. Es beweiſet ſolches, daß das Geheimniß der Zubereitung

verloren gegangen iſt. Wir haben aber noch andere weit koſtbarere Gefäße, als die von der ehemaligen alten Fabrike: dieß ſind unſere **Maatſubos**, welche die Eigenſchaft haben, den The nicht allein gut zu erhalten, ſondern auch zu verbeſſern. Der Kaiſer hat eine große Menge davon in ſeinem Schatze; und alle vornehme Herren ſuchen dergleichen mit vielen Koſten zu erlangen. Die Geſtalt dieſer Gefäße ſieht wie ein kleines Faß, ausgenommen daß der Hals ſehr enge iſt: dieß macht ſie ſo bequem den The zu verwahren, als ob ſie dazu beſonders gemachet wären. Man behauptet, ſie wären vor dieſem auf einer Inſel verfertiget worden, mit Namen **Mauri**, die zu Japan gehöret, und in der Gegend der Inſel Formoſa liegt. Man ſetzt hinzu, dieſe wegen ihres Reichthumes, hauptſächlich aber wegen ihres Porcelaines ſo, berühmte Inſel wäre von dem Meere verſchlungen worden. So viel iſt gewiß, daß man dergleichen Gefäße noch heut zu Tage in der Gegend von Formoſa, in einem ſehr ſeichten Meerbuſen findet, wo die Fiſcher untertauchen, und ſie heraus holen. Dieſe Bay iſt voller Klippen, welche man ſehen kann, wenn das Meer ſich zurück gezogen hat. Es iſt

alſo

alſo möglich, fuhr der Japaner fort, daß etliche mit Chineſiſchem Porcelaine beladene Schiffe daſelbſt geſtrandet haben. Wenn dieſe Gefäße aus dem Meere kommen, ſind ſie mit Muſcheln, Corallen, und andern daran hängenden See-Gewächſen überzogen, und ſelten geſchieht es, daß man vollkommen ganz erhaltene bekommt; allein geſchickte Arbeiter wiſſen die Fehler mit ſo vieler Kunſt zu beſſern, daß man Mühe hat, das ſchadhafte zu ſehen. Uebrigens läßt man etliche dieſer bewachſenen Flecke mit Fleiße daran ſtehen, um zu beweiſen, daß die Gefäße nicht nachgemachet ſind. Es giebt ihrer, die ſo theuer wie Gold verkaufet werden.

In Japan bedienet man ſich zum Schreiben eben der **Buchſtaben**, wie in China, und die Art zu drucken iſt in beyden Reichen einander ziemlich gleich. In Anſehung der **Sprache**, ſcheint die Japaniſche eine urſprüngliche und Stammſprache zu ſeyn, und außer einigen Wörtern, die ſie von ihren Nachbarn erborget hat, nichts ähnliches mit den andern Orientaliſchen zu haben. Ihre Ausſprache iſt rein, deutlich, ſanft, und wohlklingend. Sie ſchreiben mit einem Pinſel von der rechten, nach der linken Hand; aber

bey dem, daß ſie die Chineſiſchen Buchſtaben und Schreibart angenommen haben, haben ſie mehrere Accente, nebſt anderen Zeichen hinzugethan, welche die Worte beſſer verbinden, oder unterſcheiden.

In der Schiffskunſt haben dieſe Eiländer keinen beſſern Fortgang gehabt, als in anderen Wiſſenſchaften, wo es auf geometriſche und aſtronomiſche Kenntniſſe ankommt. Nichts iſt elender als ihr Seeweſen. Ihre größten Schiffe ſind Kauffarthey-Schiffe, die ſich faſt nicht getrauen, von den Küſten wegzukommen. Ihre Bauart iſt ſo zerbrechlich, daß die Klugheit beym geringſten Winde erfordert, in dem nächſten Haven Sicherheit zu ſuchen; und da dieſer Häven auf allen Japaniſchen Inſeln eine große Menge ſind, ereignet es ſich ſelten, daß ſie nicht dahin flüchten könnten. Die Urſache dieſes unvollkommenen Seeweſens kommt daher, daß die Kaiſer ihren Unterthanen auch die geringſte Luſt benehmen wollen, lange Reiſen anzuſtellen; und ſie wollen ſie dadurch abhalten, ihr Vaterland zu verlaſſen. Weil alſo dieſe Völker glauben, ſie könnten aller Gemeinſchaft mit den Fremden entbähren, ſchränken ſie ihre Handlung bloß auf ihr eigen Land ein. Es

iſt

iſt faſt nicht zu glauben, wie arbeitſam und ämſig ihre Kaufleute, und wie viel reiche Handelsſtädte in dieſem Königreiche ſind. Die Portugieſen, als die erſten Europäer, die auf dieſe Inſeln gekommen ſind, machten anfänglich einen unermeßlichen Gewinn. Sie brachten Kleinigkeiten mit, welche die Japaner, die den Werth davon nicht kannten, begierig kauften, und ſo theuer bezahlten, als man wollte. Binnen den erſten vierzig Jahren, daß ſie nach Japan handelten, gewannen ſie unſchätzbare Reichthümer; der Verfall aber ihrer Handlung fieng mit dem vom Chriſtenthume an, und als die Holländer dahin kamen, gieng ihre Handlung gänzlich ein. Die vorzüglichſten Waaren, welche letztere nach Japan bringen, ſind: Seide von China, Tunkin, Bengalen, und Perſien; Stoffe von Seide, Wolle, und Baumwolle von den Küſten von Coromandel, und von andern Oertern in Indien; Tücher, Scharſche, und andere Europäiſche Zeuge; Farbehölzer, Leder, Häute von Büffeln, und Hirſchen; Pfeffer, Zucker, Würznelken, Muſkaten, und andere Gewürze; Campher, Queckſilber, Zinnober, Safran, Alaune, Bley, Salpeter; Spiegel, Brillen, Uhren, und tauſend

ſend andere Europäiſche Waaren. Dafür nehmen die Holländer Gold, Silber, Kupfer, lackirte Schränke, Schachteln, Sonnenſchirme, Caminſchirme, Fiſchhäute, Edelſteine, gemaltes Papier, Röhre, Reiß, eingemachte Früchte, und verſchiedene Sorten von The.

Die holländiſche Compagnie bezahlt der Stadt Nangaſaqui eine Abgabe von funfzehn vom Hunderte, welche unter die Bürgerſchaft vertheilet wird, um die Unluſt und Beſchwerlichkeit zu vergüten, die ihr der fremde Handel verurſachet. Und allerdings fällt er den Einwohnern ſchwer, da ſie harte Fröhnen und perſönliche Arbeit dabey thun müſſen. Unter denen Waaren, welche die Holländer aus Japan führen, wird alles für contreband gehalten, was nur die Figur eines Götzen hat, ingleichen alle gedruckte Bücher, Papiere, oder Metalle, worauf Japaniſche Buchſtaben ſtehen, alles gemünzte Silber, die im Lande gearbeiteten Stoffe, beſonders aber Gewehr, oder was dem nur ähnlich iſt; und die Ueberführung eines dergleichen Betrugs wird am Leben geſtrafet.

Ich weiß nicht, Madame, ob ich Ihnen geſaget habe, daß die Einwohner von Lieoukieou, ſo wie die Chineſer, die einzigen

gen **Fremden** ſind, die den Vortheil, in dieſes Reich zu handeln, mit den **Holländern** theilen.

Die Engelländer haben auch eine Niederlage gehabt, man hat ſie aber nicht dulden wollen, blos aus der Urſache, weil ſie in Verhältniß mit den Portugieſen ſtunden. Der Herr Colbert hatte im Vorſchlage, eine Factorey daſelbſt anzulegen, ſie iſt aber nicht zu Stande gekommen. Das Geſetz, vermöge welches kein fremdes Schiff hier einlaufen darf, iſt meiner Meynung nach ein Beweis, entweder von der Schwäche des Staates, oder von der wenigen Einſicht derer, die ihn beherrſchen. Wenn die Häven gut vertheidiget wären, wie in Europa, was hätte wohl eine ſo volkreiche, und eine ſo beherzte Nation, wie die Japaner, zu befürchten? Uebrigens müſſen ſich die Chineſer eben den beſchwerlichen Verordnungen unterwerfen, und haben eben ſo wenige Freyheit, wie die Holländer. Ihr **Handel** ſchränket ſich auf eine gewiſſe Anzahl Waaren ein; und ſo lange, als ſie in Nangaſaqui bleiben, ſind ſie, wie ich Ihnen ſchon geſaget habe, ſehr eng eingeſchloſſen. Sie haben ihre Wohnung, welche ſie doch ſehr theuer bezahlen, nicht länger inne, als

die

die Zeit über, da ſie verkaufen, welches des Jahres dreymal geſchieht, im Früh-Jahre, im Sommer, und im Herbſte. Sie haben keinen Agenten, oder Aufſeher, wie die Holländer, der in Japan wohnet. Wenn ihr Verkauf geſchehen iſt, ſchiffen ſie ſich wieder ein, und die Factorey bleibet leer ſtehen. Ihre vornehmſte Ladung beſteht in Seide, Baumwolle, Zucker, und in allen Arten von Würz-Specerey- und Kräuter-Waaren. Sie haben auch einen großen Verkehr mit philoſophiſchen und moraliſchen Büchern; ehe ſie ſolche aber verkaufen können, werden ſie durch öffentliche Cenſoren mit der größten Genauigkeit unterſucht, und dieſer Leute erſte Pflicht iſt, nachzuſehen, daß unter den fremden Büchern keines ſich einſchleiche, das vom Chriſtenthume handelt. Anſtatt der Anlage von funfzehn vom Hunderte, die die Holländer zu Nangaſaqui bezahlen, fordert man von den Chineſern ſechzig; und ſie ſind verbunden, den ganzen Gewinnſt ihres Verkaufes entweder in Kupfer, oder in andere Landes-Waaren zu vertauſchen, weil ihnen nicht erlaubet wird, gemünztes Geld aus dem Lande mitzunehmen.

Das

Das, was man Japaniſche Stangen nennet, iſt eine Art ſilberner Münze, die ſehr unförmlich ausſieht, und ſowohl in ſeiner Figur, als Gewichte, und Gepräge veränderlich iſt. Die größte iſt von ſieben Unzen, und die Geringſte von anderthalb Quentlein. Die Kupfermünze wird, wie in China, in verſchiedener Anzahl bis auf ſechs hundert Stücken angereihet; dieſe aber machen ohngefähr vier oder fünf unſerer Livres aus. Alles Geld, das in Japan ausgemünzet wird, iſt von einerley Gehalte, und etwas feiner als unſere Louisd'or. Die größten Stücken wiegen eine Unze, ſechs Quentlein, die kleinſten, den dritten Theil; alle aber haben ein anderes Gepräge.

Es bleibt mir nichts übrig, Madame, als daß ich noch die Japaniſche **Kleidung** erwähne, welche von der Chineſiſchen wenig unterſchieden iſt. Sie beſteht in einem fliegenden Rocke, mehr oder weniger lang, nach Beſchaffenheit des Standes der Perſon, die ihn trägt. Die vornehmen Herren tragen ſchöne ſeidene Stoffe, mit goldenen und ſilbernen Blumen, die zu ihrem Gebrauche beſonders verfertiget werden. Unter das Oberkleid zieht man eine oder mehrere Weſten; über

über das Ganze aber geht ein breiter Gurt, der auf der Bruſt zugemacht wird. Die Röcke ſind ſehr weit, haben große Ermel, und einen langen Schweif. Die Weſten gehen auch bis auf die Erde, ſind aber etwas kürzer als der Rock. Die übrige Kleidung beſteht in Beinkleidern, die über die Knie, hinunter fallen, in kurzen Halbſtiefeln, und in lackirten Pantoffeln. Jedermann trägt einen Fecher, der in den Gürtel geſteckt wird; die größte Zierde aber, darauf man am meiſten hält, iſt der Säbel, und der Dolch, auch an den Gurt befeſtiget, davon der Griff, und vielmal die Scheide, mit Edelſteinen beſetzet ſind.

Das gemeine Volk trägt den Rock nur bis auf die halben Beine, und die Ermel gehen nicht weiter als bis an den Ellbogen. Im Winter haben ſie Halbſtiefeln, und Socken von Leder, Rohre, oder Holze. Zu anderer Zeit gehen ſie in bloßen Füßen. Ihr Kleid befeſtigen ſie mit einem Gürtel, der über den Hüften zugebunden wird. Wenn die Japaner nicht auf der Reiſe, oder im Kriege ſind, tragen ſie keine Hüte. Die Adelichen raſiren ſich das Obere der Stirne, und laſſen die übrigen Haare wachſen. Der Bürger hingegen

gegen, der Handwerksmann, und das gemeine Volk behalten die Haare an der Stirne, und raſiren den Hintertheil des Kopfes, laſſen aber einen Büſchel Haare, wie die Chineſer. Den Bart, ſo wie er hervorkommt, rüpfen ſie mit Zängelgen aus.

Das **Frauenzimmer** iſt ohngefähr eben ſo **gekleidet**, wie die Mannsperſonen. Sie haben einen fliegenden Rock, mit einem ſehr langen Schweiſe, und unter dem Rocke, eine Menge Weſten. Aus der Anzahl dieſer Weſten urtheilet man von dem Stande der Perſon: man behauptet, daß die Weiber vom erſten Range zuweilen bis dreyßig anhaben; wahr iſt es, dieſe Weſten ſind von ſo dünnen und feinem Stoffe, daß viele dazu gehören, um den Anzug dick zu machen. Ihr Gürtel iſt breit, und mit künſtlich gearbeiteten Blumen beſtreuet. Die Mägdgen binden ihn hinten zuſammen, die Weiber vorne. Beyderſeits ſind in Haaren aufgeſetzet, aber verſchiedentlich, nach ihrem Stande und Herkommen. Die vom gemeinen Stande, binden die Haare oben auf dem Kopfe, und befeſtigen ſie mit einer Nadel. Die Damen binden ſie hinten, und laſſen ſie in Locken fallen. Auf der linken Seite, ein wenig über

dem Ohre, haben ſie eine Haar=Nadel, die in das Geſicht geht, und an deren Spitze ein Diamant oder eine Perl hängt; dabey haben ſie noch Perlen in den Ohren.

Nach allem dem, Madame, was ich Ihnen von der Japaniſchen Nation geſaget habe, müſſen Sie einen ſonderbaren Begriff von ihr bekommen. Und in der That, erwegen Sie nur die verſchiedenen Züge, die ihren Charakter ausmachen. Stellen Sie Sich dieſe Leute in einer Ecke unſerer Erdkugel verſteckt vor, wie ſie ihr Land allen andern Völkern in der Welt verſchließen; alle Reiſende, die ſich bey ihnen ſehen laſſen, mit Gewalt zurückweiſen; ja auch die, welche durch Sturm an ihre Küſten verſchlagen werden, zu einem ewigen Gefängniſſe verurtheilen; ihren Einwohnern den Zwang auferlegen, niemals aus dem Lande zu gehen; mit einem Worte, aller Art von Gemeinſchaft mit allen andern Ländern entſagen; und das Band der Geſelligkeit, das alle Menſchen vereinigen ſoll, gewiſſermaßen zerreißen. Es iſt dieſe Nation um ſo mehr entfernet, mit den Fremden Gemeinſchaft zu unterhalten, da ſie glaubet, ſelbſt arbeitſam und reich genug zu ſeyn, um ihrer Nachbarn entbehren zu können,

und

und beherzt genug zu ſeyn, um keinen feindlichen Ueberfall zu befürchten. Japan iſt außerordentlich volkreich: man ſollte ſich kaum vorſtellen, daß in ſo einem kleinen Umfange eine ſo große Menge Einwohner Platz hätten, und ihren Unterhalt fänden. Die Landſtraßen ſind mit Flecken und Dörfern beſetzt, die an einander ſtoßen; man iſt kaum aus einem Dorfe heraus, daß man ſchon wieder in ein anderes kommt; und man reiſet viele Stunden, ohne einen leeren Platz zu finden. Außer dieſer Menge Menſchen, die das Innere des Königreiches bewohnen, ſind auch die Seeküſten ſo beſetzet, daß man dächte, die ganze Nation hätte ſich da niedergelaſſen, und das Innere des Reiches wäre öde. Japan hat hiernächſt viele Städte, davon die zwey vornehmſten, Meaco und Jedo, den größten Städten in der Welt den Rang ſtreitig machen können. Die Japaner ſind kriegeriſche Völker, die den Muth bis zur Verwegenheit treiben; ſie verachten alle Gefahr, und ſo gar den Tod, den ſie ſich um leichter Urſachen willen oftmals ſelbſt geben. Leute von ſolcher Gemüthsart würden ſich ſchwerlich bezwingen laſſen. Ueberdieß ſind ihre Inſeln der Lage wegen ſo gut befeſtiget, daß

ſie von den benachbarten Völkern nichts zu befürchten haben.

Die Natur, wie ich Ihnen ſchon geſaget habe, hat ſie mit einem ſtürmiſchen Meere, und mit Klippen umgeben, daß man ſich ihnen nicht nähern kann. Die Ufer ſind ſteil, und nur in dem einzigen Haven, zu Nangaſaqui, können große Laſt-Schiffe mit Sicherheit Anker werfen, und die Einfahrt iſt doch ſchwer genug. Die Tatarn, die China erobert, und ſo viele andere Länder, in Aſien und Europa, bezwungen haben, ſind verſchiedenemal vergeblich gekommen, ſich dieſer Inſeln zu bemächtigen: es hat aber nicht das Anſehen, als ob die Japaner jemals der Macht einer andern Nation weichen würden. Die Chineſer, die einzigen, welche ſie fürchten könnten, ſind für ein ſo wichtiges Unternehmen zu weibiſch; und der itzt regirende Kaiſer hat mit der Regirung ſeines Reiches ſchon genug zu thun, ſo daß er ſich nicht leicht wird laſſen einfallen, ſeine Gränzen über das Meer zu erweitern. Die lange Ruhe, deren die Japaner genießen, kann bey ihnen auch nicht den Fehler der Unthätigkeit wirken, welcher mit der Zeit in Weichlichkeit ausartet: ihre natürliche kriegeriſche Neigung, und

und ein gewiſſer Edelmuth, der ſich auf ihre Nachkommen fortpflanzet, ſcheint ſie auf immer zu verwahren. Von Jugend auf werden die Kinder an den Klang militariſcher Inſtrumente gewöhnet, und man ſingt ihnen nichts als Kriegeslieder vor. Die erſten Bücher, die man ihnen in die Hände giebt, enthalten die Geſchichte ihrer Helden, beſonders derjenigen, die ſich ſelbſt das Leben genommen haben: eine dergleichen That hält man hier für den wichtigſten Beweis der Großmuth. Hierzu kommt noch, Madame, daß dieſe Eiländer vortreffliches Gewehr haben, und ſich deſſen ſehr geſchickt zu bedienen wiſſen. Sie ſind ſo ſorgfältig, es zu behalten, daß bey Lebensſtrafe verboten iſt, es an Fremde zu verkaufen, oder aus dem Lande zu führen. Endlich ſind dieſe Völker arbeitſam, abgehärtet, und leben mit wenigem. Ich wiederhole es nochmals, unendlich viele Sachen, die bey andern Völkern weggeſchmiſſen werden, machen bey ihnen die herrlichſten Gerichte aus. Etliche gemeine Pflanzen, ſchlechte Seekräuter, einige Muſcheln ſind ihnen hinlänglich. Waſſer iſt ihr ordentliches Getränke; ſie gehen barfuß, und in bloßem Kopfe; ſchlafen auf der Erde, oder auf Matten, und

haben kein anderes Kopfküſſen als einen hölzernen Kaſten.

Um Meutereyen zu verhüten, die der Müßiggang oder die Armuth anſpinnen könnten, iſt der Landesherr beſorget, einen großen Theil ſeiner Unterthanen bey öffentlichen Arbeiten anzuſtellen. Hundert tauſend Arbeiter, die man abzuwechſeln pfleget, werden täglich zu Erbauung der Tempel, Paläſte, Wege, und anderer öffentlichen Gebäude im Reiche gebrauchet. Die Natur hat dieſem Volke einen ſtarken und tüchtigen Körper zur Arbeit gegeben, und einen Geiſt, der fähig iſt außerordentliche Dinge zu erfinden. Hiernächſt haben die Japaner eine Menge nützlicher und angenehmer Erzeugungen in ihrem Lande. Sie wiſſen, Madame, was für verſchiedene Sorten von Metallen und Mineralien man hier hat; Schwefel, Thon zum Ziegeln, und zu Gefäßen, Cryſtalle, Edelſteine, Bauholz, große Vorräthe von Getreide, Hülſenfrüchte, medicinische Kräuter und Pflanzen. In Anſehung der mechaniſchen Künſte, liefert Japan ebenfalls alles benöthigte, ſowohl was die Materialien, als die Arbeit betrifft.

Unter den Geſetzen iſt dasjenige eines der merkwürdigſten, welches den Fremden

das

das Königreich verbietet. Ob es nun zwar an und für ſich ſelbſt ein hartes Geſetz zu ſeyn ſcheinet, ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß es in Anſehung der Einwohner, und der Regierungsforme, welche die Kaiſer ſeit Verjagung der Chriſten eingeführet haben, billig iſt. Sie glaubten, daß wenn die Japaner andere Völker beſuchten, oder dieſe zu ihnen kämen, die Ruhe des Staates geſtöret, und neue Gewohnheiten eingeführet werden möchten, die mit den Sitten und der Denkungsart der Nation nicht übereinkämen. So bald das Reich nun einmal für die Fremden verſchloſſen war, konnte dem Willen und der Abſicht der Souveraine nichts widerſtehen. Die Ehrſucht der bezwungenen Großen, durften ſie nicht mehr fürchten, ſo wenig als die Wuth des Volkes, welches ſie unter dem Joche des Gehorſames zu erhalten wiſſen, noch den Rath und Hülfe der Fremden, die ſie von ihren Küſten entfernen. Von dieſer Zeit an gaben ſie in den Städten und auf den Dörfern ſcharfe und genaue Verordnungen. Sie änderten die alten Gebräuche, führten neue ein, flößeten den Unterthanen den Eifer zur Arbeit und Emſigkeit ein, hatten ein wachſames Auge auf des Volkes Betragen,

hielten es vermittelſt einer groſsen Menge Auffseher und ſtrengen Richter in den Schranken des Gehorſames, zwangen ſie zu einer genauen Beobachtung der Tugend, und, um es kurz zu faſſen, machten aus dem ganzen Reiche eine Schule der Weiſsheit, und guter Sitten.

Ich bin ꝛc.

Jedo, den 4. November, 1745.

Der 73. Brief.

Korea.

Bey meinem Vorhaben, Madame, die Tatarey zu beſehen, führte mich mein Weg, als ich mich zu Nangaſaqui einſchiffete, durch das Königreich Korea, welches, wie Sie wiſſen, faſt an Japan ſtöſst. Wir hatten Mühe daſelbſt anzulanden; ſo ſehr machen die Klippen und Sandbänke die Anfuhrt gefährlich. Bey unſerer Landung hatten wir uns eines vortheilhaften Umſtandes zu erfreuen. Es wurde ein vornehmer Tatar von dem Chineſiſchen Kaiſer nach Korea geſchicket,

ſchicket, um einige Zwiſtigkeiten wegen der Grenzen beyder Staaten beyzulegen. Dieſen hatte ich in Peking kennen gelernet, und er erlaubte mir, mich nebſt einem Mandarin von der zweyten Claſſe, und einem Mißionair-Capuciner, der ihm von den Jeſuiten war empfohlen worden, in ſein Gefolge zu begeben. Wir langten zuſammen in der Hauptſtadt King-ki-tau an, und ich ſah zu meiner Verwunderung, daß wenn der Kaiſer von China einen Geſandten nach Korea ſchicket, der König in eigener Perſon, nebſt einem zahlreichen Gefolge von ſeiner Leib-Wache, und den Hofbedienten, ihm bis vor die Stadt entgegen geht. Den Geſandten von Korea hingegen erweiſet man in China nur mäßige Vorzüge. Sie müſſen den Mandarins von der erſten, und ſo gar von der zweyten Claſſe, den Rang laſſen; ſie wohnen in einem Privathauſe, wo ſie in einer Art von Gefangenſchaft leben, und gehen nicht anders, als in Begleitung einer Wache aus, die von ihren Handlungen Nachricht geben muß. Wahr iſt es, die Chineſiſchen Geſandten haben hier faſt eben ſo wenig Freyheit, ob man ihnen ſchon unendlich mehr Ehre erzeiget. Der ganze Platz zwiſchen ih-

rer Wohnung, und dem königlichen Palaſte, iſt mit Soldaten beſetzet, die nichts thun, als daß ſie ſich von Hand zu Hand die Billets geben, die man dem Fürſten bringt, der alle Augenblicke wiſſen will, womit ſich die Geſandten beſchäfftigen. Zu allen Stunden wirft man dieſe Zettel durch das Fenſter aus des Geſandten Hauſe; und es werden alle ihre Handlungen und Worte auf das genaueſte darinnen beſchrieben. Dieſer Schein von Aufmerkſamkeit und Ehren-Bezeigung, hat keinen andern Zweck, als zu verhindern, daß der Geſandte, nicht etwa unvermerkt, Kenntniſſe von der Regirung bekommen möge.

Da ich mich zu dem Gefolge des Geſandten hielt, mußte ich mich anfänglich dieſem Zwange auch unterwerfen; man ließ aber nach und nach von dieſer großen Schärfe ab, und erlaubte uns zuletzt eben ſo viel Freyheit, als den andern Einwohnern.

Der Officier, der uns die erſten Tage begleitete, und der die Strenge der Begegnung beyder Völker misbilligte, war um ſo mehr wegen dieſes Mißtrauens verwundert, da die Chineſer und Koreer in vorigen Zeiten, ſo zu ſagen, nur eine Nation ausgemacht haben. Er ſagte zu mir: „diejenigen, die in unſerer

Geſchichte

Geſchichte bewandert ſind, behaupten, daß der erſte Beherrſcher dieſes Königreiches der Vetter eines Chineſiſchen Kaiſers geweſen ſey, und ſie ſetzen dieſe Begebenheit über drey tauſend Jahre hinaus. Dieſer Fürſt machte Korea geſittet, und führte die Geſetze ſeines Landes ein. Nach ihm haben ſeine Nachkommen das Land faſt neun hundert Jahre beherrſchet; bis endlich die Chineſer das Land erobert, zinnsbar gemachet, und unſern Königen nur den Titel als Statthalter gelaſſen haben. Unſere Monarchie hat ſich ſeitdem wieder aufgeholfen, doch allezeit mit der Verbindlichkeit, dem Kaiſer von China Tribut zu bezahlen. Das Land hat auch noch mehrere Veränderungen erlitten; indem es bald in die Sclaverey von China gerathen, bald unabhängig, mehrentheils aber mit den Chineſern in Krieg verwickelt geweſen iſt. Die Japaner und Tatarn haben ebenfalls einen Theil unſeres Landes bezwungen; und erſtere beſitzen noch heutiges Tages einen kleinen Strich davon, der an der Seeküſte zunächſt an ihren Inſeln liegt. Was aber für unſere Nation am meiſten erniedrigend iſt, ſind die Huldigungen, die unſere Souveraine dem Chineſiſchen Kaiſer jährlich leiſten

ſten müſſen; ja bey des Kaiſers Gelangung auf den Thron, müſſen ſie ſich von ihm beſtätigen laſſen, und er ſchicket zwey Mandarinen, die ihnen den königlichen Titel, überbringen. Dieſe Art von Einſetzung empfangen ſie kniend, und bezahlen eine gewiſſe Summe dafür. Zu noch mehrerer Demüthigung kann der neue König ſeiner Gemahlinn nicht den Titel als Königinn beylegen, wenn er nicht vorher die Erlaubniß von dem Hofe zu Peking erhalten hat. Als einen Beweis dieſer äuſserſten Abhängigkeit will ich Ihnen die Abſchrift einer Supplik zeigen, welche ehedem dem Kaiſer Kang-Hi von einem unſerer Souveraine überreichet worden iſt."

Bey dieſen Worten zog der Koreiſche Officier verſchiedene Papiere aus ſeiner Brieftaſche, worunter ſich ein Schreiben folgenden Innhalts befand: „Ich, Ihr Unterthan, (es ſagt dieſes der König von Korea zu dem Kaiſer,) Ich, Ihr Unterthan, bin einer der unglücklichſten Menſchen. Ich bin lange Zeit ohne Erben geblieben, bis ich endlich einen Sohn mit einem Kebsweibe gezeuget habe, deren Glück ich bey dieſer Gelegenheit zu machen für meine Schuldigkeit hielt. Aus dieſer unrechten Handlung iſt alles mein Unglück erwach-

erwachſen. Ich habe meine Gemahlinn gezwungen, ſich weg zu begeben, und ich habe meine Concubine an ihre Stelle geſetzet; wie ich denn auch nicht ermangelt habe, Ihnen ſolches zu melden. Allein, wenn ich bedenke, daß meine Gemahlinn von Eurer Majeſtät iſt zur Königinn gemachet worden; daß ſie lange Zeit meiner Famille vorgeſtanden, mir bey den Opfern geholfen, gegen die Königinn, meine Mutter, ihre Schuldigkeit beobachtet, mich auch viele Jahre beweinet hat, ſo erkenne ich, daß ich anſtändiger mit ihr hätte umgehen ſollen. Ich wünſchte daher, ſie wieder in ihrer vorigen Würde zu ſehen, mein Kebsweib aber in ihren erſten Stand zu verſetzen. Auf dieſe Weiſe wird gute Ordnung in meiner Familie herrſchen, und beſſere Sitten in meinem Königreiche wieder eingeführet werden. Unerachtet nun ich, Ihr Unterthan, durch meine Unwiſſenheit und Unbedachtſamkeit die Ehre meiner Vorfahren beſchimpfet habe, habe ich doch auch Eurer Majeſtät zwanzig Jahre gedienet, und alles was ich bin, muß ich Ihrer Güte verdanken, die mein Schild und Schutz iſt. Da ich keine Angelegenheit weis, die ich vor Ihnen verborgen halte, habe ich mir auch bereits

zwey

zwey oder dreymal die Freyheit genommen, dieſer Sache wegen bey Ihnen zu bitten. In der That ſchäme ich mich, die Gränzen meiner Pflicht überſchritten zu haben; aber da es das Wohl meiner Familie, und das Verlangen meines Volkes betrifft, glaube ich, ich könne, ohne den Reſpect zu verletzen, dieſe Bittſchrift Eurer Majeſtät überreichen.“

Dieſe Supplik wurde dem **Tribunale der Gebräuche** übergeben, welche die Bitte billig fand: zu Folge deren ſchickte man Commiſſarien nach Korea, ſetzte die Königinn wieder in ihre Würde ein, die Concubine aber erhielt ihren Abſchied. Bey eben dieſem Tribunale werden alle Schreiben unterſuchet, die der König von Korea an den Chineſiſchen Kaiſer abſchicket; und ſollten einige Ausdrücke nicht ehrerbietig genug ſeyn, muß der zinsbare Fürſt eine den Fehlern angemeſſene Strafe erlegen. Doch unbeſchadet dieſer weitgetriebenen Unterthänigkeit hat er nichts deſto weniger die höchſte Gewalt in ſeinen Staaten: keiner ſeiner Unterthanen, auch die vornehmſten Herren nicht, beſitzen eigenthümliche Güther. Der König giebt ſie, wem er will, und auf ſo lange Zeit, als er ſie zu entbähren für gut findet; auch nach dem Tode

des,

des, der den Nießgebrauch davon gehabt hat, fallen ſie den königlichen Domainen wieder anheim.

Der königliche geheime Rath iſt mit den vornehmſten Land- und See-Officieren beſetzet, und ſie verſammeln ſich alle Tage in dem Palaſte: keiner aber darf ungefraget ſeine Meynung ſagen, noch weniger ſich in die geringſten Angelegenheiten mengen, ohne daß man ſeinen Rath verlanget. So lange ihre Aufführung unverwerflich iſt, ſind ſie ſicher, ihre Stellen zu behalten, wofern ſie aber ihre Pflicht vergeſſen, verlieren ſie ihre Güther und Würde: übrigens kommen dieſe nicht auf ihre Kinder, ihr Betragen ſey auch wie es wolle. Mit den andern Hofbedienungen hat es gleiche Bewandniß, und man verläßt ſie nicht, als bis man höher ſteigt. Was die Statthalter und Magiſtratsperſonen in den Städten und Provinzen anbelanget, ſo bekleiden ſie ihr Amt nicht länger als drey Jahre; viele aber kommen nicht bis dahin, und werden des geringſten Verſehens wegen abgeſetzet. Der Tod, oder die Landesverweiſung, ſind die ordentlichen Strafen ihrer Untreue; und der Fürſt iſt von allem, wegen der großen Menge Spionen, die

er

er in allen Städten unterhält, ſattſam unterrichtet.

Die **Einkünfte** des Königes beſtehen in der Nutzung ſeiner Domainen, und in den Anlagen auf liegende Gründe. Er bekommt den Zehnden von allen Landeserzeugungen; dieſe Abgabe aber wird in Natur, nicht in Gelde geliefert. Die General-Pachter, Leute von keinem Herkommen, wie in Frankreich, ſammeln ſie zur Erndezeit auf dem Felde ſelbſt ein, noch ehe etwas von den Früchten abgefahren iſt, und bringen ſie in die königlichen, in allen Provinzen erbauten Vorraths-Häuſer. Die Staatsbedienten ziehen ihre **Beſoldungen** von den Producten der Oerter, wo ſie ſich aufhalten. Außer dem Zehnden, davon niemand befreyet iſt, muß jeder Privatmann, der nicht bey der Miliz eingeſchrieben iſt, dem Fürſten jährlich drey Tage Hand-Arbeit thun; und dieſe Frohnen werden von den Statthältern ausgeſchrieben. Weiter kennet man in Korea keine Auflagen, noch Taxen.

Das **peinliche Recht** iſt ſehr ſtreng. Rebellen, und Verräther werden mit ihrer ganzen Familie ausgerottet; und das Haus des Verbrechers wird geſchleifet, ohne daß es jemals wieder aufgebauet werden darf. Wenn

Wenn eine Frau ihren Mann tödet, wird ſie auf einer Landſtraße, bis an die Achſeln, lebendig eingegraben, und neben ihr eine Axt geleget; ein ieder aber der vorbey geht, den Adelſtand ausgenommen, muß ihr einen Hieb in den Kopf geben; da denn die Mitleidigſten, um ihre Marter nicht zu verlängern, ſie gleich todſchlagen. An dem Orte, wo ein Verbrechen begangen worden iſt, müſſen die Magiſtratsperſonen ihr Amt eine Zeitlang niederlegen; die Städte aber verlieren ihren Statthalter, und kommen unter die Gerichtsbarkeit einer andern Stadt. Mit eben dieſer Strafe werden diejenigen Städte beleget, die ſich wider ihren Commendanten auflehnen, oder ungegründete Klagen wider ihn anbringen.

Ein Mann, der ſeine Frau **Ehebruchs**, oder eines andern wichtigen Verbrechens überführen kann, hat das Recht ſie zu töden. Ueberliefert er ſie der Obrigkeit, ſo wird ſie zum Tode verurtheilet; jedoch ſteht ihr die Wahl der Todesſtrafe frey. Gemeiniglich wählet ſie, daß man ihr die Kehle abſchneide. Der Ehebruch wird auch bey den Männern, und ſonderlich bey vornehmen Leuten, am Leben geſtrafet. Der Vater des Schuldigen,

 oder

oder wenn er nicht mehr lebet, der nächſte Verwandte, muß das Amt des Nachrichters verrichten. Der Verbrecher kann ſich ebenfalls die Art des Todes ausleſen: mehrentheils läßt er ſich den Rücken mit einem Degen durchſtoßen. Ein unverheuratheter Menſch, den man mit einer verehlichten Frau im Bette antrifft, wird auf eine ſonderbare Art beſtrafet. Man zieht ihm alle ſeine Kleider aus, und läßt ihm nichts als die Leinwandnen Beinkleider. Jedes Ohr wird mit einem Pfeile durchſtochen; das Geſicht mit Kalche beſchmieret; auf die Achſeln bindet man ihm ein kupfernes Becken, und in dieſer Geſtalt muß ihn der Nachrichter durch alle Gaßen führen, und von Zeit zu Zeit auf das Becken ſchlagen: hierauf zieht man ihm die Beinkleider herunter, und giebt ihm vierzig oder funfzig Stockhiebe auf den Hintern.

Ein Herr, der ſeinen Sclaven, auch einer leichten Urſache wegen, tödtet, darf keine Strafe leiden; wenn er aber den Sclaven eines andern umbringt, muß er ſeinen Werth dreyfach erſetzen. Der Todſchlag an einem freygebohrnen Menſchen wird auf folgende Art beſtrafet. Wenn der Todſchläger lange genug mit Füßen iſt getreten worden,

den, ſo wird der Eßig, womit des Verſtorbenen Körper iſt abgewaſchen worden, ihm mit einem Trichter eingegoſſen. Wenn er davon recht angefüllet iſt, ſchlägt man ihn mit einem Stocke auf den Leib, bis er ſtirbt. Die Strafe des **Diebſtahles** beſteht darinnen, daß man den Dieb ſo lange mit Füßen tritt, bis er ſtirbt. Dem ungeachtet ſind die Koreer dieſem Laſter ſehr ergeben. **Schuldner**, die ihre Gläubiger nicht bezahlen wollen, kriegen die Baſtonnade auf die Schienbeine; und die Strafe wird aller vierzehn Tage wiederholet, ſo lange bis ſie bezahlet haben. Sterben ſie, ohne ihre Schuld abgetragen zu haben, müſſen die Verwandten bezahlen, oder eben dieſe Strafe ausſtehen. Auf ſolche Art verlieret niemand ſein geliehenes Geld; und in Korea wird nicht verſtattet, wie in Frankreich, daß die Kaufleute ruiniret, oder die den Gläubigern gethanene Verſprechen vereitelt würden.

Die **Baſtonnade** iſt hier eben ſo gewöhnlich, und nicht ſchimpflicher, als in China. Ein zu unrechter Zeit geſagtes Wort iſt vielmal hinlänglich, ſolche zu verdienen. Man giebt ſie bald auf die Schienbeine, bald

auf die Fußſolen, am ôfterſten aber auf den Hinterſten.

Letztere Art iſt beſonders für Kinder, Môn- che, und Weiber beſtimmet. Den Wei- bern werden Beinkleider angezogen: auch be- kommen ſie dieſe Züchtigung auf die Waden. Wenn einer die Baſtonnade kriegen ſoll, wird ihm ein Rock über den Kopf geworfen, der bis auf die Ferſen heruntergeht, damit man ihn leichter züchtigen kônne. Hundert Schlä- ge werden der Todesſtrafe gleich geachtet; es geſchieht aber zuweilen, daß der Leidende vor dem ſechzigſten ſtirbt. Wenn das Ver- brechen den Tod nicht verdienet, werden nur dreyßig Streiche auf einmal gegeben; zwey oder drey Stunden hernach aber wird die Strafe wiederholet, bis zu der durch das Ur- theil geſetzten Zahl. Der Stock, der dazu gebrauchet wird, iſt ein Stab von eichenem Holze, eines Armes lang, auf einer Seite abgerundet, auf der andern aber flach, zwey Finger breit, und von der Dicke eines Tha- lers. Bey der Execution ſchreyt der Verbre- cher erbärmlich. In den Städten kônnen die Unterſtatthalter, oder die anderen Unter- richter, keine Lebensſtrafe auferlegen, das Urtheil müßte denn durch den Oberſtatt-

halter

halter der Provinz beſtätiget worden ſeyn. Die Staatsverbrecher werden in dem königlichen Rathe verurtheilet; der aber ſelbſt, ohne den Bericht an den Fürſten gemachet zu haben, ihr Schickſal nicht entſcheiden kann.

Die Militair-Verfaſſung iſt eben ſo ordentlich eingerichtet, als das civil-Weſen. Jede Provinz hat einen General, dem vier oder fünf Officiere, derer jeder ein Regiment commandiret, untergeordnet ſind. Dieſe Oberſten haben Hauptleute unter ſich, welche zugleich Statthalter einer Stadt, oder einer Feſtung ſind. Es giebt kein Dorf, darinnen der Staat zu Erhaltung der Policey nicht einen Commendanten hielte, wäre es auch nur ein Feldwebel oder Corporal. Die Unterofficiere müſſen ein Verzeichniß von den Soldaten verfertigen, die ſich in jedem Truppe befinden, und es, nebſt einer Liſte des Volkes, das ſich in ihrem Bezirke aufhält, alle Jahre ihrem Hauptmanne einhändigen. Auf dieſe Art hat man allezeit eine richtige Rolle der Mannſchaft, die in des Fürſten Dienſte ſteht. Die Fußgänger tragen eine Muskete, einen Säbel, eine Pike, ein geharniſchtes Bruſtſtück, und eine Sturmhaube. Alle Soldaten müſſen ſich auf ihre

Koſten, mit funfzig ſcharfen Patronen verſe=hen. Die Reiter haben auch eine Sturm=haube, und einen Küraß; aber anſtatt der Muskete führen ſie einen Bogen und Pfeile, einen Säbel, und eine Art von Peitſche, oder Geiſſel, mit Spitzen verſehen. Alle Jahre wird jedem, ſo wie den Fußgängern, drey Stücken Leinwand zu ſeiner Kleidung ausge=theilet.

Es giebt in dieſem Lande eine Art von **mi=litariſchen Mönchen**, welche, wie bey uns die Invaliden, zur Beſatzung der Schlöſ=ſer und feſten Plätze gebrauchet werden. Je=de Stadt liefert, nach der Reihe, einen Hau=fen ſolcher geiſtlicher Soldaten, die ſie aus ihrem Bezirke nimmt. Sie ſtehen unter Of=ficieren von ihrem Stande, müſſen ſich aber nach eben den Regeln richten, wie die ordent=liche Miliz. Man ſagt, ſie wären ſehr be=herzt, und ſie werden als die beſten Truppen in Korea angeſehen. Der Fürſt unterhält in ſeiner Reſidenz allezeit eine große Anzahl Soldaten; ihr Dienſt aber beſteht in der Wache, die ſie um ſeinen Palaſt halten, und daß ſie ihn auf ſeinen Reiſen begleiten. Al=ler ſieben Jahre ſchicken die Provinzen wech=ſelsweiſe ihre freygebohrnen Einwohner, die

zwey

zwey Monate lang den Palaſt bewachen. Wenn der Fürſt öffentlich erſcheinet, geſchieht es mit aller möglichen Pracht, die ſeine königliche unumſchränkte Hoheit erfordert. Er wird von dem ganzen Adel begleitet. Jeder von ihnen führet die Zeichen ſeines Ranges; dieſe aber beſtehen in einem hinten und vorne geſtickten Gewande, in einem ſchwarz ſeidenen Rocke, und in einer ſehr breiten Binde. Die Officiere, zu Pferde und zu Fuße, gehen vor dem Monarchen her; einige mit Fahnen, und Panieren, andere ſpielen auf militariſchen Inſtrumenten. Die Leib-Wache, die darauf folget, beſteht aus den vornehmſten Bürgern der Hauptſtadt, und Ihre Majeſtät, in der Mitten, wird unter einem ſehr koſtbaren Himmel getragen. Jedermann beobachtet das tiefſte Stillſchweigen; und damit niemand in den Verdacht komme, geredet zu haben, nehmen die meiſten ein kleines Stück Holz, wie einen Knebel, in den Mund: kaum iſt erlaubet, zu huſten. Wer dem Könige begegnet, muß ſich umdrehen, ohne den geringſten Blick auf ihn zu richten. Vor dem Fürſten geht einer der vornehmſten Officiere her, der ein Käſtgen trägt, worinnen alle Bittſchriften und Aufſätze geſammelt

werden, die das Volk auf der Spitze eines Stabes einreichet. Zuweilen werden dieſe Bittſchriften långſt den Mauern angehånget, damit man nicht ſehe, wer ſie übergiebt: ſie werden alsdenn von dazu beſtellten Leuten abgenommen. Nach des Monarchen Rückkehr werden ſie ihm eingehåndiget; ſein Entſchluß aber wird in dem Augenblicke vollzogen. In den Gaßen, wo der König durchkommt, müſſen alle Thüren und Fenſter der Håuſer zugemachet ſeyn.

Weil **Korea** eine **Halbinſel** iſt, die mit dem feſten Lande nur durch ein unüberſteigliches Gebirge zuſammenhångt, richtet die Regirung ihre meiſte Sorge auf die Vertheidigung ihrer Håven, und unterhålt dieſerwegen eine anſehnliche **Flotte**. Jede Stadt muß ein Schiff ausrüſten, das nicht leicht mit weniger als drey hundert Mann beſetzet iſt. Man bewaffnet dieſe Schiffe mit etlichen Canonen, und mit einer großen Anzahl Granaten. Jede Provinz hat einen beſondern **Admiral**, der alle Jahre die von ihr gelieferten Schiffe beſehen und unterſuchen, an den **Groß-Admiral** aber einen Bericht abſtatten muß. Nimmt einer dieſer Officiere ſeine Schuldigkeit nicht in Acht, wird er entweder

weder verbannet, oder er kriegt die Baſtonnade, oder er wird am Leben geſtrafet.

Die Religion des Foe, die unter dem Volke in China in ſo großem Anſehen iſt, hat auch in Korea, ſo gar unter den Großen, viele Anhänger. Das ganze Land iſt voller Tempel, die dieſer Indianiſchen Gottheit gewidmet ſind: ſie ſtehen aber alle außerhalb den Städten; denn innerhalb derſelben leidet man keine Pagoden: wie denn überhaupt die Koreer ſich mit dem Dienſte der Götter nicht viel zu thun machen. Man ſieht daher hier nicht, wie in Japan, alle die Wallfahrten, oder Andachts-Reiſen, wozu die Frömmigkeit den Namen hergeben muß, ein lüderliches Leben aber der Bewegungsgrund iſt; Reiſen, welche Anlaß geben, daß ganze Familien von Stadt zu Stadt, und aus einer Provinz in die andere herumziehen, und der Müßiggang auf Koſten der Leichtgläubigkeit und des blinden Aberglaubens unterhalten wird. Die Koreer machen vor ihren Göttern etliche Verzuckungen zum Scheine, ſie verehren ſie aber wenig. An gewiſſen Feſttagen verſammeln ſie ſich in den Tempeln, zünden ein Stück wohlriechendes Holz an, legen es vor dem Götzen hin, machen ihm eine tiefe Verbeu-

gung, und gehen davon. Dies iſt ohngefähr alles, was ſie bey dem Dienſte ihrer Gottheit verrichten. Uebrigens glauben ſie, daß die Tugend in jenem Leben werde belohnet, die Laſter aber beſtrafet werden. Sie haben weder Predigten, noch Religions-Geheimniſſe, folglich auch keine Religions-Streitigkeiten. Diejenigen, die den Foe nicht anbethen, folgen den Regeln des Confucius.

Die **Mönche**, davon das Land überſchwemmet iſt, laſſen ſich die Verehrung der Götter eifriger angelegen ſeyn. Ihr Dienſt erfordert, den Göttern, des Tages zweymal, Räucherwerk zu bringen; und bey großen Feſten ſteht der Superior des Kloſters dieſen Opfern ſelbſt vor. Die übrigen Ordensbrüder ſind alsdenn dabey, und machen mit kupfernen Keſſeln, Becken, und Trommeln ein ſolches Lärmen, daß der ganze Tempel erſchallet. Ihre **Klöſter** und Kirchen werden durch den Beytrag des Volkes unterhalten; alle aber ſind hauſſen vor die Städte, oder auf die Berge gebauet. Jedes Kloſter iſt der Stadt, die es geſtiftet hat, untergeben. In einigen ſind fünf oder ſechs hundert Mönche befindlich; und manche Stadt ernähret in ihrem

ihrem Gebiete bis vier tauſend Ordens-Geiſtliche. Sie ſind in verſchiedene Rotten abgetheilet, etliche von zehn Mann, andere von zwanzig, und etliche zuweilen von dreyßig. Der älteſte unter ihnen gebietet den andern; und wenn die unteren die Ordens Regel übertreten, werden ſie nach der im Lande gewöhnlichen Art gepeitſchet. Verdienet das Verbrechen eine ſchärfere Strafe, wird der Schuldige der weltlichen Obrigkeit ausgeliefert.

Dieſe Mönche ſind an kein Gelübde gebunden; es ſteht ihnen frey, ihren Stand, wenn er ihnen misfällt, zu verlaſſen. Ihre Lebensart iſt ſehr ſtreng; überdieß überhäuft man ſie mit Abgaben, und Frohnen; die Nation aber verachtet ſie, und ſieht ſie wie Sclaven an. Doch giebt es einige, die am Hofe leben, und in großem Anſehen ſtehen. Man nennet ſie des **Königes Mönche**; und ſie tragen auf ihren Kleidern ein Zeichen, das ſie von den andern Mönchen unterſcheidet.

Alle Mönche im Lande raſiren ſich die Haare und den Bart. Der Umgang mit dem Frauenzimmer iſt ihnen unterſaget; auch dürfen ſie kein Fleiſch von Thieren eſſen. Dieſe drey Puncte ſind ihnen ſo genau vorgeſchrieben, daß wer dawider handelt, grauſam gepeit-

peitſchet, und aus dem Kloſter gejaget wird. Wenn ſie die Tonſur erhalten, wird ihnen ein Zeichen auf den Arm gedrücket, das niemals vergeht. Sie erhalten ſich von ihrer Arbeit, vom Handel, von Allmoſen ſammeln, und von der Freygebigkeit der Statthalter; welches ſehr mäßige Allmoſen ausmachet. Sie legen ſich auch auf die Unterweiſung der Jugend: wenn ihre Schüler in ihren Stand treten wollen, ſo behält man ſie zum Dienſte des Kloſters, und das was ſie durch Arbeit verdienen, gehöret ihren Lehrern; nach deſſen Tode, erben ſie ſein Vermögen, und betrauren ihn, wie ihren eigenen Vater.

In Korea ſind Ordenshäuſer für **Nonnen**, wo man, um aufgenommen zu werden, ſeine Ahnen beweiſen muß, wie in den Stiftern von Deutſchland. Es giebt aber auch **Nonnen-Klöſter** für geringere Perſonen: die einen wie die andern haben die Haare abgeſchnitten, müſſen den Dienſt in dem Tempel verrichten, und leben im Eheloſen Stande, nach Art unſerer Canonißinnen, bis ſie Gelegenheit finden, ſich zu verheurathen.

Die meiſten **Klöſter** ſind an luſtige und bequeme Oerter gebauet. Hier, wie in Japan,

Digitized by Google

pan, und vielleicht auch wie in Europa, beſuchet man ſie zum Vergnügen ſowohl, als aus Andacht. Die Vortrefflichkeit der Lage zieht eine Menge Adelicher dahin, welche mit ihren Maitreſſen, und zuweilen mit öffentlichen Weibsbildern, die ſie daſelbſt finden, oder mitbringen, ſich luſtig machen. Die Ausſchweifung iſt daſelbſt ſo groß, daß dieſe Klöſter mehr lüderlichen Häuſern ähnlich ſind, als einſamen Oertern, die der Buße gewidmet ſeyn ſollten. Eine Sache, die dieſem Lande nicht Ausſchlußweiſe eigen iſt, iſt die Liebe der Mönche zum Trunke.

Die Koreer ſind, überhaupt zu reden, von vortheilhafter Geſtalt und Geſichtsbildung, von einem gelinden und geſelligen Charakter gegen Fremde, ausgenommen gegen die, welche das Unglück haben, an ihren Küſten zu ſtranden; denn dieſen begegnet man eben ſo hart, wie in Cochinchina. Sie ſind einfältig und leichtgläubig, zu gleicher Zeit aber betrügeriſch, und Lügner. Betrügerey hat ihrer Meynung nach nichts verunehrendes, ſie halten ihn vielmehr für eine Art von Ruhme. Unterdeſſen ſucht man dieſes Laſter von Zeit zu Zeit zu unterdrücken; und ſie haben ein Geſetz, welches die Erſetzung des Schadens

dens anbefiehlet, für diejenigen, die im Handel ſind betrogen worden. Von Natur ſind ſie weibiſch, der Wolluſt und dem lüderlichen Leben ergeben, und lieben das Tanzen und die Muſik ungemein. Ihre Neigung iſt nichts weniger als kriegeriſch: ſie fürchten die Verheerung, und rechnen für das gröſte Unglück, wer ſein Leben in einer Schlacht wagen muß. In einem der letzten Kriege mit den Japanern verließen ſie ihren König, der vom Feinde getödet wurde, und verſteckten ſich in ein Holz, wo mehr Leute durch Hunger als durch das Schwerd umkamen. Man hat ſie oftmals für einer Handvoll Europäer fliehen geſehen, wenn ſie etwa kamen, ein Schiff zu plündern, das an ihren Küſten Schiffbruch erlitten hatte. Sie ſcheuen ſich vor dem Blute ſo ſehr, daß wenn ſie einige Merkmale davon auf dem Wege finden, ſie davon laufen. Der Anblick eines Kranken ſchreckt ſie nicht weniger, zumal wenn er mit einer anſteckenden Krankheit behaftet iſt. Sie ſchaffen ihn alsdenn heraus vor die Stadt, legen ihn mitten auf das Feld in eine ſtroherne Hütte, wo die nächſten Anverwandten ihn verſorgen, und die Vorbeygehenden warnen müſſen, ſich entfernet zu halten. Ein Unglücklicher,

Digitized by Google

cher, der keinen Freund hat, ihm zu helfen, wird von aller Welt verlaſſen; und man läßt ihn ohne Rettung ſterben. Wenn man weis, daß eine Stadt von der Peſt angeſtecket iſt, vermachet man alle Zugänge mit dicken Hecken; und auf das Dach des angeſteckten Hauſes wird ein Zeichen gemachet, um jedermann zu warnen. Das Land bringt eine Menge Arzeney-Kräuter hervor; das Volk aber kennet ſie nicht; und niemand bedienet ſich der Aerzte, als die Vornehmen. Die Armen nehmen ihre Zuflucht zu Zauberern, und zu Blinden, die in Korea, wie anderwärts, vielleicht eben ſo viel ausrichten, wie die Aerzte.

Alle Häuſer im Lande ſehen höchſt armſelig aus, ausgenommen die Häuſer der Adelichen. Die Dächer ſind mehrentheils mit Strohe, oder mit Rohre gedecket; und wer mit Ziegeln decken will, der muß die Einwilligung dazu von der Regirung erlangen. Ueberdieſes ſind ſie niedrig und enge, ſtehen auf hölzernen Pfählen, und von einander abgeſondert. Die Mauern ſind von Leimen, oder leichten Mauerwerke; das Erdgeſchoß iſt gewölbet; und im Winter zündet man Feuer darinnen an, welches eine Hitze gibt,

wie

wie ein Ofen. Das Gewölbe iſt mit in Oel getränkten Papiere bedecket. Das Haupt-Gebäude hat wenig Umfang, und beſteht blos in einem Stockwerke, mit einem Boden, wo die Vorräthe hingeleget werden; der Hausrath iſt ſo ſchlecht als möglich, und enthält kaum das Nothdürftige.

Die **Wohnungen der Adelichen** ſind angenehmer und weitläuftiger: ihre Häuſer haben eine Vorlage, wo ihre guten Freunde wohnen, wo ſie Gaſtgebote geben, und Beſuch annehmen. Man findt daſelbſt auch einen groſsen Hof, ein Waſſer-Stück, und einen Garten mit bedeckten Gängen. Die weiblichen Zimmer liegen in dem Innerſten des Hauſes, und kein Fremder darf dahin kommen: doch haben die Weiber zuweilen die Freyheit, Leute zu ſehen, auch bey der Tafel mit zu ſpeiſen; ſie ſitzen aber abgeſondert, und allezeit im Angeſichte des Mannes, der ſie nicht aus den Augen läſst.

Die Koreer wiſſen nichts von **Wirthshäuſern**: ſie erſetzen dieſen Mangel durch ihr groſsmüthiges Bezeigen, in Ausübung der Gaſtfreyheit. Ein Reiſender darf ſich nur an die nächſte Wohnung, die er antrifft, ſetzen, ſo bringt man ihm Reiſs, und zuge-

richte-

richtetes Fleiſch in Menge. Hier kann er ſich ſo lange aufhalten, als er will; und wenn er nur nicht an einen Ort zweymal kommt, kann er ſicher ſeyn, daß er überall auf gleiche Weiſe aufgenommen wird.

Bey dieſem Volke ſind die **Ehen** bis in den vierten Grad der Verwandtſchaft verboten: zuweilen werden ſie ſchon unter Kindern von ſieben und acht Jahren geſchloſſen. An dem Hochzeit-Tage ſezt ſich der Bräutigam, in Begleitung ſeiner guten Freunde, zu Pferde, reitet in der Stadt herum, und hält vor der Thüre ſeiner Braut ſtill; ſogleich kommen die Verwandten heraus, und bringen ihm ſeine Verlobte; die Hochzeit wird gefeyert, und die Heurath ohne weitere Umſtände vollzogen.

Ein **Mann** kann außer ſeinem Hauſe mehrere **Weiber** unterhalten; denn nach den Geſetzen darf er in dem Hauſe nicht mehr als eine haben. Die Vornehmen, die ſich in allen Ländern über die Geſetze wegſetzen, nehmen ihrer zuweilen drey und viere. Ueberhaupt haben die Koreer wenig **Achtung** für ihre Weiber; ſie gehen nicht viel beſſer mit ihnen um, als mit ihren Sclavinnen. Sie jagen ſie fort, wenn es ihnen gefällt, und

zwingen ſie vielmals, die Kinder mit zu nehmen. Die Weiber hingegen dürfen ihre Männer nicht verlaſſen, und können nicht geſchieden werden, als durch richterlichen Ausſpruch. Dieſe barbariſche Gewohnheit hat wenigſtens den Nutzen, daß die Bevölkerung befördert.

Bey dem Abſterben eines Vaters, gehöret der wichtigſte Theil der Erbſchaft, als das väterliche Haus, mit dazu gehörigem Hausrathe, dem älteſten Sohne; das Uebrige wird unter die Brüder in gleiche Theile vertheilet. Die Töchter haben an der Verlaſſenſchaft gar keinen Antheil, weil eine Frau zu ihrem Manne nichts als ihre Kleider bringt. Wenn der Vater einer Familie ſehr alt iſt, begiebt er ſich ſeiner Güter freywillig, und der älteſte Sohn nimmt Beſitz von dem Hauſe; dieſer läßt alsdenn ein kleineres vor den alten Vater bauen, ſorget für ſeinen Unterhalt und Bedürfniſſe, und ob er gleich nichts weiter zu erwarten hat, erweiſet er ihm doch alle Ehrfurcht und Unterthänigkeit. Dieſe gute Denkungs-Art muß uns ſelten und merkwürdig ſcheinen.

Die Trauer um einen Vater dauert drey Jahre, und iſt eben ſo ſtreng, wie in China. Binnen dieſer Zeit iſt verboten, ein Amt zu verwal-

verwalten, ſich den Zorn übereilen zu laſſen, ſich zu ſchlagen, hauptſächlich aber ſich voll zu trinken. Eheleute müſſen abgeſondert ſchlafen; denn die zu ſolcher Zeit erzeugten Kinder würden als unächt gehalten. Das Trauer-Kleid beſteht in einem Rocke von grober Leinwand, worunter man eine Art von härenem Hemde zieht. Auf dem Hute, der von grünem, geflochtenem Schilfe gemacht iſt, trägt man einen hänfenen Strick, anſtatt eines Crepp-Flors. Man geht alsdenn auch nicht ohne ein großes Rohr, oder langen Stab, der den Unterſchied anzeiget, um wen man trauret. Das Rohr zeiget den Tod des Vaters an; und der Stab, den von der Mutter. Der Gebrauch der Bäder iſt binnen der Zeit der Trauer verboten; vielmehr ſuchet ſich jedermann durch verabſcheuungswürdige und ekelhafte Unreinlichkeit hervor zu thun.

So bald ein **Mann** geſtorben iſt, laufen die Frau, Kinder, Brüder, und alle nächſte Anverwandte in den Gaſſen herum, wie Unſinnige, reißen ſich die Haare aus, und machen ein entſetzliches Geheul. Die Toden **begräbt** man nicht eher, als im Frühjahre, oder Herbſte: unterdeſſen, bis der Tag des Leichenbegängniſſes herankommt, wird

der Leichnam, in dem Hofe oder Garten, in einer ſtrohernen, auf vier Pfählen ſtehenden Hütte, beygeſetzet. Der Verſtorbene, dem man ſeine beſten Kleider anzieht, iſt in einem Sarge verſchloſſen, deſſen Fugen ungemein feſt ſchließen, und neben ihm wird etwas von Geſchmeide gelegt, das er, wie man glaubt, in der andern Welt könnte nöthig haben. Wenn der Tag der **Beerdigung** angeſetzet iſt, welches nicht leicht geſchieht, ohne die Wahrſager befraget zu haben, ſo begeben ſich die Verwandten den Tag vorher in die Behauſung des Verſtorbenen, und bringen die Nacht mit Eſſen, Trinken, und Luſtbarkeiten zu. Früh Morgens, mit Tage, geht der Zug fort: diejenigen, welche die Leiche tragen, ſingen nach einem gewiſſen Tacte, und gehen mit gemeſſenen Schritten; die Verwandten aber, und übrigen Begleiter, erfüllen die ganze Luft mit einem unordentlichen, und traurigen Geſchreye. Für Leute aus dem Pöbel gräbt man ein Loch von fünf oder ſechs Fuß; vornehme Leute aber werden in eine ausgemauerte Gruft geſenket, die beſonders dazu erbauet iſt: über ſelbige wird die Bildſäule des Verſtorbenen geſetzet, mit einer Aufſchrift, die ſeinen Namen, Stand,

und

Digitized by Google

und Bedienung anzeiget. Drey Tage nach der Beerdigung begiebt man ſich wiederum an das Grab, um einige Opfer zu bringen. Alle Monate wird das auf dem Grabe gewachſene Gras abgeſchnitten, und die Opfer werden wiederholet. Dieſe Leichen-Ceremonien ſind hier, wie bey den Chineſern, die vorzüglichſten, und faſt einzigen Religions-Uebungen.

Die Koreer haben von eben dieſen Völkern die **Hochachtung** für die **Wiſſenſchaften** gelernet, unerachtet ſie darinnen noch nicht weit gekommen ſind. Sie haben **Gelehrte** und **Doctores**, die ſich durch zwey Federn auf der Mütze unterſcheiden; und man erhält dieſe Würde nach angeſtellten Prüfungen. Der Zulauf der Candidaten iſt allezeit ſehr groß; aber ordentlich werden die Stimmen erkaufet, welches denn die Erlangung der Würde ſehr koſtbar macht. Diejenigen, die das Doctorat erhalten, ſind mehrentheils mit einer civil, oder militar-Bedienung verſehen; und der Zweck ihrer Ehrbegierde iſt, in beyden Ständen gebrauchet zu werden.

Die **Kinder** unterrichtet man bey Zeiten in denen im Lande üblichen Wiſſenſchaften.

Digitized by Google

Ihre **Erziehung** iſt nicht ſtreng; man ſuchet ſie durch Ehre und Beyſpiele aufzumuntern; man erzählet ihnen die Tugenden und die Geſchicklichkeit ihrer Vorältern; man ſtellt ihnen vor, daß der Fleiß der einzige Weg ſey, zu Glücke und Ehrenſtellen zu gelangen; und dieſe Schilderungen erwecken bey ihnen Eifer, und Aemſigkeit. In jeder Stadt iſt ein öffentliches **Gebäude**, wo die Jugend zuſammen kommt, und wo man ihr die Geſchichte des Landes, hauptſächlich aber die Proceſſe bekannter Miſſethäter, die ihrer Verbrechen wegen am Leben ſind beſtrafet worden, lieſt.

Der Koreer Wiſſenſchaft ſchränket ſich ein auf die Kenntniß der **Moral**, ſo wie ſie in den Schriften des Confucius gelehret wird. Ihre **Sprache**, die von der Chineſiſchen unterſchieden iſt, wird auch mit eigenen Buchſtaben geſchrieben: das Volk, und die Weiber bedienen ſich dieſer; aber die Gelehrten ſchreiben mit Chineſiſchen Buchſtaben; wie denn auch dieſe Sprache eine ihrer wichtigſten Beſchäfftigung iſt. In der Hauptſtadt iſt eine zahlreiche **Bibliothek** befindlich, worüber der erſte Prinz vom Geblüte die Aufſicht hat: dieß alles aber verhindert nicht,

nicht, daß ſie nicht äußerſt unwiſſend wären, inſonderheit was die Geographie betrifft. Sie glauben, es gebe in der Welt nicht mehr als zwölf Landſchaften, die ſich nicht weiter als das Königreich Siam erſtreckten. Wenn die Europäer ihnen von andern Ländern in der Welt etwas vorſagen, fangen ſie an zu lachen, und fragen, wie es möglich ſey, daß die Sonne ſo viele Länder beſcheinen könne?

Ihren **Calender** erhalten ſie aus China, weil ſie ſelbſt nicht Einſicht genug haben, ſelbigen zu verfertigen: ſie ſchicken daher alle Jahre einen Geſandten ab, ihn zu holen.

Man giebt **Korea** hundert und achtzig Stunden in der **Länge**, von Norden nach Süden; und hundert und zwanzig in der größten **Breite**. Es iſt von China durch einen großen hölzernen Zaun abgeſondert, der beyden Reichen zur Gränze dienet. Man rechnet ohngefähr hundert und fünfzig **Städte**, eben ſo gebauet, und mit Mauern umgeben, wie die Chineſiſchen. Das Land wird von zwey anſehnlichen **Flüſſen** durchſtrömet, davon einer ſeinen Lauf nach Oſten, der andere nach Weſten nimmt, unerachtet beyde aus einem Berge entſpringen, der die Halbinſel

mit dem feſten Lande verbindet. Die Luft iſt außerordentlich kalt, inſonderheit in den mitternächtlichen Provinzen. Der Schnee fällt hier ſo häufig, daß man genöthiget wird, um von einen Hauſe zu dem andern zu kommen, Wege unter dem Schnee zu machen. Im Winter binden die Einwohner kleine Breter, wie ein Racket geſchnitten, an die Füße, um auf dem Schnee fort zu kommen. Der Reiß wächſt ſparſam, und Baumwolle erbauet man gar nicht: das Volk iſt in grobe hänfene Leinwand, und in Schaaf-Felle, gekleidet. Hingegen findt man viele Ginſen-Wurzel, (gin-ſeng) mit welcher die Koreer nach Japan und China ſtark handeln. Die mittägigen Gegenden des Landes ſind ſehr fruchtbar, und liefern alles was zum Unterhalte nöthig iſt. Die Japaner haben daſelbſt Taback zu pflanzen gelehret, deſſen Gebrauch vorher völlig unbekannt war. Heut zu Tage rauchen ihn Manns- und Weibsperſonen durchgehends; ja man gewöhnet die Kinder ſchon ſeit dem vierten und fünften Jahre dazu. Als man den Taback zum erſten male hieher brachte, bezahlten die Einwohner ſo viel Silber dafür, als er ſchwer war; und weil er ihnen anfänglich durch die

Hol-

Digitized by Google

Holländer zugeführet wurde, sehen ſie Holland, als das beſte Land in der Welt, an.

Korea hat **Bergwerke** von Bley, Eiſen, und Silber; es hat Tiger-Zobel- und Biber-**Häute**; eine Menge **Vieh** von allen Arten; und zahme und wilde **Vögel** im Ueberfluſſe. **Crocodille** ſieht man auch ſehr häufig, und ſie ſind eben ſo begierig auf Menſchen- als Fiſch-Fleiſch. Die Koreer haben, wie ich ſchon geſagt habe, ihren größten **Handel** mit den Japanern und Chineſern, und bringen ihnen Bley, Hanf, und hauptſächlich Ginſen-Wurzel, (gin-ſeng.) Dafür tauſchen ſie ein, Gewürze, Papier, wohlriechende Hölzer, und andere Waaren. Kein anderes **Geld** kennet man, als kleine Stücken von Kupfer; die großen Zahlungen geſchehen in Silber-Stangen, die nicht bezeichnet ſind.

Und dieſes iſt es, Madame, was ich von einem Lande zu ſagen weiß, woſelbſt ich nur wenige Zeit zu verweilen gedenke. Dem Geſandten, den ich in hieſige Hauptſtadt zu begleiten die Erlaubniß erhalten habe, iſt eine wichtige Commißion an die Nation der Mantcheoux aufgetragen; und ich werde dieſe

Gelegenheit nutzen, die Sitten und Gebräuche der Tatarn ſelbſt kennen zu lernen.

Ich bin ꝛc.

King-Ki-Tan, die Hauptſtadt in Korea, den 15. Februar, 1747.

Der 74. Brief.

Die Orientaliſche Tatarey.

Laſſen Sie Sich die lange Zeit nicht befremden, Madame, die ſeit gegenwärtigem, und meinem vorhergehenden Briefe vorbey geſtrichen iſt. Ich bin unterdeſſen weitläuftige Länder, die mit den Europäern keine Gemeinſchaft haben, durchwandert; wie hätte ich Ihnen meine Briefe können zukommen laſſen? Ich fürchte ſo gar, ich werde, ſo lange ich in der Tatarey bin, keine weitere Gelegenheit dazu finden; und vermuthlich erhalten Sie alle meine aus dieſem Lande an Sie geſchriebene Briefe auf einmal, und mit eben demſelben Schiffe.

Ich habe Ihnen mehr als einmal die Mantcheoux-Tatarn erwähnet, die in dem

dem vorigen Jahrhunderte China erobert haben. Die Meynungen, über den Urſprung dieſer Völker ſind verſchieden: einige laſſen ſie von einer Nation Wilder herkommen, welche den öſtlichen Theil der Tatarey bewohnt hat; andere leiten ſie von den alten Tatarn her, derer Reich ehedem faſt eben ſo groß geweſen iſt, als China. So viel iſt gewiß, daß ſie, vor ihrer Eroberung, einen ſehr unbedeutenden Staat ausgemacht, und ſich als Vaſallen von eben den Chineſern angeſehen haben, über die ſie heut zu Tage Herren ſind.

Es giebt auch noch andere Tatarn, **Mongols** genennet, die den weſtlichen Theil des Landes bewohnen, und ſich in unterſchiedene Stämme abtheilen, derer einige dem Kaiſer von China, andere gewiſſen Khans, oder beſondern Souverains, unterwürfig ſind. Solchergeſtalt, Madame, beſteht das, was man eigentlich die **große Tatarey** nennet, aus zweyen Völkern, den **Mantcheoux**, und den **Mongols**, und begreift mehr als den dritten Theil von Aſien. Ihre Länge, von Morgen gegen Abend, beträgt ohngefähr zwölf hundert Stunden, die Breite aber, von Mitternacht gegen Mittag, beynahe drey hundert. Unerachtet dieſes großen Umfanges

ges kommt die Tatarey dem nicht bey, was ſie unter dem berühmten Genghis-Kan war. Unter der Anführung dieſes Eroberers haben ſich ihre Völker unter den Namen der Mongols, und Tatarn, berühmt gemachet; Benennungen, die den vornehmſten ihrer Horden und Stämme eigen waren. In der folgenden Zeit, da dieſes große Reich zerrüttet wurde, hat jede benachbarte Macht ſich einen Theil davon angemaaſet, und mehr als die Hälfte dieſes ungeheueren Landes gehöret gegenwärtig den Chineſern, und Ruſſen.

Die Mantcheoux-Tatarn, oder die Orientaliſche Tatarey, die man als eine Provinz des Chineſiſchen Reiches anſehen kann, iſt in drey große Statthalterſchaften eingetheilet. Der Herr, den ich begleitete, hatte Befehl, ſie zu beſehen. In der erſten iſt Mugden die Hauptſtadt, welche zugleich als der Hauptort im ganzen Lande zu rechnen iſt. Die Mantcheoux haben ſie durch verſchiedene öffentliche Gebäude verſchönert, und darinnen eben ſolche oberſte Gerichtshöfe, wie zu Peking, angeleget, auch blos mit Eingebohrnen des Landes beſetzet. Dieſe Tribunale ſprechen das Recht in letzter Inſtanz über alle Tatariſche, unter Chineſiſcher Hoheit ſtehende

de Provinzen. Mugden iſt auch die Reſidenz eines Tatariſchen Generals, dem gewiſſe Officiere untergeben ſind, und der ein anſehnliches Corps Truppen von eben dieſer Nation commandiret.

In einiger Weite von den Stadt-Thoren zeigte man mir zwey prächtige Grabmale, worinnen die erſten Regenten der itzt regirenden Familie begraben liegen. Zur Unterhaltung dieſer Gebäude ſind Mandarinen beſtellt, die zu gewiſſen Zeiten dem Andenken dieſer Fürſten eben die Verehrung leiſten müſſen, als wenn ſie noch wirklich auf dem Throne wären. Der Statthalter von Mugden empfieng uns mit Höflichkeit, und gab uns bey unſerer Ankunft ein Gaſtgebot auf Tatariſch. Es beſtund in zweyen Schüſſeln übel gehackten und halb rohem Fleiſche, und in einer andern Schüſſel lag ein in Stücken zerſchnittener Schöps. Dabey wurde Reiß, ſauere Milch, und magere Fleiſchbrühe, worinnen kleine Stücken Fleiſch herumſchwommen, aufgeſetzet, dieſen aber ein großer Ueberfluß von The beygefüget. Die aus Kupfer verfertigten Schüſſeln wurden auf die Erde auf Matten geſetzet, welche letztere den Tiſch, das Tiſchtuch, und die Servietten vorſtellten.

Man

Man bot uns eine Art von Weine an, der ſo ſchlecht ausſah, daß keiner von uns wagen wollte, ihn zu koſten. Ich hatte meine Wohnung in dem Palaſte des Statthalters; und des andern Tages nach unſerer Ankunft machte ich einen Spatziergang, eine Stunde weit von der Stadt. Ich fand **Flächen**, die auf der einen Seite mit Rindvieh und Schafen bedecket, auf der andern aber mit weitläuftigen Obſt-Gärten, oder vielmehr mit Wäldern von Aepfel- und Birn-Bäumen beſetzet, und unſerer Normandie nicht unähnlich waren. Wie ich denn zugleich bemerkete, daß dieſe Gegend an Hirſe, Baumwolle und Weizen, eben ſo ergiebig iſt, als an Viehe und Obſte. Von den übrigen **Städten** dieſer Statthalterſchaft ſage ich Ihnen nichts, Madame: ſie verdienen wenig Aufmerkſamkeit; unſere kleineſten Flecken in Frankreich ſind bevölkerter, auch beſſer angebauet; und unſere Europäiſchen Amtleute wohnen weit bequemer, als die Präſidenten der höchſten Tribunale in dieſer Provinz. Von **Landhäuſern** ſieht man ſehr wenige; die reichen Leute wohnen in den Städten, und wenn ſie in der ſchönen Jahreszeit der freyen Luft genießen wollen, halten ſie ſich unter Zelten

auf,

auf, und laſſen ſich die Lebensmittel zufüh-
ren; die Jagd aber macht ihren einzigen
Zeitvertreib.

Mugden, wo wir uns einige Zeit auf-
hielten, iſt die einzige Stadt in dieſer Pro-
vinz, die dergleichen Namen verdienet. Die
Nachbarſchaft von Korea macht ihre Hand-
lung belebt. Ihre vornehmſten Manufactu-
ren, und faſt der ganze Reichthum des Lan-
des, beſteht in Fabriken von Baumwol-
lenen Papiere, das ſo weiß und fein iſt,
als das unſere. Man verführet eine große
Menge davon nach China, wo es anſtatt der
Fenſter-Scheiben gebrauchet wird.

Auf einem berühmten Berge, in der Ge-
gend dieſer Stadt, ſagt man, wäre der be-
wundernswürdige Vogel anzutreffen, den die
Chineſer in allen ihren Geſchichtsbüchern er-
wähnen, und auf allen ihren Gemälden vor-
ſtellen. Wenn man ihrer Erzählung, ihren
Büchern, und Bildern glauben ſoll, ſo hat
dieſes Thier den Leib von einem Kraniche,
den Hals von einer Schlange, und den
Schwanz von einem Drachen. Er ſingt
überaus lieblich, ſetzt ſich niemals auf die
Bäume, und nähret ſich mit keiner Frucht.

Kein

Kein Chineſer aber getrauet ſich, zu behaupten, daß er ihn geſehen habe; doch alle verſichern, daß er wirklich vorhanden ſey; und ſie halten es für ein gutes Zeichen, wer ihn zu ſehen bekommt. Sie geben vor, es hätte ſich einer bey der Geburt des Confucius ſehen laſſen. Erinnert Sie dieſer Vogel nicht, Madame, an den Phoenix der Alten, der bey jeder erfolgten merkwürdigen Zeitveränderung, aus Arabien, oder aus Indien hervorkam, ſich den Leuten zeigete, und aus ſeiner eigenen Aſche wieder erzeuget wurde? Er legte ſeine vorige Haut in der Stadt Heliopolis, in Egypten, auf den Altar der Sonne nieder. Die Zeit, wenn er ſich ſehen ließ, veränderte ſich nach Beſchaffenheit der Jahre, die man zu erwarten hatte. Die Japaner haben ein eben dergleichen eingebildetes Thier: bald iſt es vierfüßig, und geflügelt; bald iſt es eine Art von Adler, von unglaublicher Geſchwindigkeit, und von einer beſonders gutthätigen Neigung gegen alle andere Geſchöpfe. Sie ſehen ihn an, als einen Vorboten des goldenen Zeitalters, als ein glückliches Zeichen, das ſich nur unter einem gewiſſen Geſtirne ſehen läßt, und die Geburt der guten Könige, der Helden, der berühmten

ten Philoſophen, und ſeltener Männer an kündiget.

Unter anderm Vergnügen, das uns der Statthalter von Mugden machte, beluſtigte er uns auch mit einer Jagd, nach Tatariſcher Art. Die Beſchreibung davon habe ich in einem meiner Briefe, über das Gebiete des großen Mogols, gegeben. Wir fiengen in einer Zeit von drey Stunden, und in dem Mittel eines Kreiſes von drey oder vierhundert Menſchen zu Fuße, die mit Bogen und Pfeilen bewafnet waren, mehr als hundert und funfzig Haſen: nur der Geſandte, und etliche der vornehmſten Officiere waren zu Pferde, und ſchoſſen. Bey der großen Menge Haſen ſuchten einige unter unſern Beinen zu entwiſchen; andere wurden zertreten, oder mit Stößen zurück gewieſen; einige ſah man mit Pfeilen auf dem Rücken laufen; noch andere auf drey Läuften, weil ihnen der vierte zerbrochen war. Außer den Schranken ſtunden ein Haufen Knechte mit Stöcken und Hunden, welche die übrigen abhielten, zu entlaufen.

Da unſer Tatariſcher Geſandte ſich an den Orten, die er zu beſichtigen hatte, nicht lange aufhielt, nahmen wir unſern Rückweg,

nebſt friſchen Lebensmitteln, und kamen in die Statthalterſchaft von Kirin-Ula, der zweyten in dem Lande der Mantcheoux. Wir langten daſelbſt nach einer beſchwerlichen Reiſe, durch Wälder, und groſſe Wüſteneyen, an. Dieſe Stadt hat nichts merkwürdiges: ihre Mauern ſind von Erde; und die Gebäude ſehen eher Stroh-Hütten, als Häuſern ähnlich. Ninguta iſt nicht gröſſer, und nicht beſſer gebauet: man müßte denn die Vorſtädte ausnehmen, wo die Wohnungen noch ziemlich leidlich ſind. In den benachbarten Wäldern findet man die koſtbare Wurzel Gin-Seng in Menge, und ſie veranlaſſet einen anſehnlichen Handel. Um dieſe faſt ganz wüſte Landſchaft zu bevölkern, ſchickt der Kaiſer alle Chineſiſche und Tatariſche Uebelthäter, die des Landes verwieſen werden, dahin.

Auf unſerm Rückwege von Ninguta, und die etlichen Tage, die wir in der Wüſte zubrachten, fehlte es nicht an luſtigen Gegenden, und vortrefflichen Ausſichten. Nach dürren und ſteinigten Wegen entdeckten wir zuweilen auf einmal ſchöne Thäler, die von Bächen und Blumenreichen Auen durchſchnitten wurden. Ich habe ganze Flächen angetroffen,

troffen, mit gelben Lilien bedecket, die ſchö= ner waren, und beſſer rochen, als die unſe= rigen. Wir mußten über etliche Flüſſe ſe= tzen, theils durch Furte, theils in Barken. Derjenige, den man **Uſuri** nennet, iſt ſo= wohl wegen ſeines klaren Waſſers, als we= gen ſeines weiten Laufes, ohne Zweifel der ſchönſte im Lande. Zu ſeiner Rechten und Linken ſieht man längſt dem Ufer angebauete Dörfer; und er iſt ſo reich an allen Arten von Fiſchen, daß die Einwohner ſowohl ih= ren Unterhalt davon haben, als auch Oel zum Brennen daraus machen, die übrigen aber an der Sonne trocknen, und bis auf den Winter aufheben, wo ſich Menſchen und Thiere davon nähren. Die **Hunde** ſind hier ſehr nützlich zu gebrauchen: wenn man auf den Flüſſen wegen des Eiſes nicht mehr fort kann, werden ſie an Schlitten geſpannet; und die Wagen ziehen ſie über Eis und Schnee mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit. Man pflegt ihrer etliche voraus zu ſchicken, um den Weg zu bahnen; andere aber, die angeſchirret ſind, folgen ihnen, und dieſe werden durch noch andere, bis zum Ende der Reiſe, abgelöſet. Sie machen zuweilen ei= nen Weg von zehn Stunden, ohne auszu=

ruhen. Die Fiſcherey verſchafft dieſen Völkern nicht allein ihren Unterhalt; ſie liefert ihnen auch ihre Kleidung. Sie verſtehen die Kunſt, die Fiſchhäute ſo zuzubereiten, und dergeſtalt zu färben, daß man ſie für ſeidene Stoffe anſähe. Ihre Kleider ſind eben wie der Chineſer ihre gemachet, nur mit dem Unterſchiede, daß die langen Mäntel, womit ſich die Weiber bedecken, unten herum mit kupfernen Pfennigen, oder Schällen, beſetzet ſind, die einen großen Lärmen machen. Ihre Haare, in verſchiedene Zöpfe vertheilet, hängen voller kleinen Spiegel, Ringe, Nadeln, und anderer Kleinigkeiten. Uebrigens fehlt dieſen Völkern Getreide, Obſt, und Vieh; die Flüſſe ſind ihr ganzer Reichthum. In der Geſchichte der Mantcheoux iſt nichts berühmter, als der Fluß Songari, und der Berg, wo er entſpringt. Der eine iſt wegen der häufigen Stöhre, die ſich in ſeinem Waſſer nähren, der andere wegen ſeiner Höhe und Weiße, merkwürdig. Der Sand, womit er bedecket iſt, giebt ihm dieſe Farbe, und er wird daher auch der weiße Berg genennet. Fünf außerordentlich große Felſen machen ſeine Spitze, und ſcheinen vom weiten als ſo viel verwüſtete Pyramiden,

miden, die beſtändig mit Nebel bedecket ſind. Zwiſchen dieſen Felſen iſt ein tiefer See, woraus der Songari entſpringet.

Die Einwohner an dem Ufer dieſes Fluſſes ſcheinen weder einen Gottesdienſt, noch ſo gar einigen Begriff von Religion zu haben. Die Chineſiſchen Götzen haben bey ihnen noch keinen Zutritt gefunden, vermuthlich, weil die Bonzen keinen Gefallen tragen, ſich in einem armſeligen Lande, wo ſie ſich nicht bereichern können, niederzulaſſen.

Ich habe Sie, Madame, durch einen Theil der Wüſten in der Orientaliſchen Tatarey geführet, wo ich vielleicht noch ſeyn würde, wenn ich mich nicht in dem Gefolge einer ſo angeſehenen Perſon, wie unſer Geſandte iſt, befunden hätte. Da er mit Befehlen vom Hofe verſehen war, wurde er überall mit großen Ehrenbezeigungen aufgenommen; überall wurde ihm Wache zugegeben, und überall verſah man uns mit Lebensmitteln, und Wegweiſern. Es fehlte uns weder an Barken, um über die Flüſſe zu kommen, noch an Pferden, die uns trugen. Endlich langten wir zu Tſi-Tſi-Kar an, der dritten Statthalterſchaft der Montcheoux-Tatarn. Sie entlehnet ihren Namen von einer Stadt, die der

Kaiſer Kang-Hi angeleget hat, um ſeine Eroberungen wider die Rußen zu vertheidigen. Dieſe iſt anſtatt der Mauern mit mittelmäſſig hohen Paliſſaden, und mit einem ziemlich ſtarken Walle umgeben. Die Beſatzung beſteht hauptſächlich aus Tatarn; und der gröſſte Theil der Einwohner ſind Chineſer, die ſich entweder der Handlung wegen hier niedergelaſſen haben, oder wegen Verbrechen hierher verbannet worden ſind. Ihre Häuſer liegen auſſer dem Bezirke der Paliſſaden, innerhalb dieſer aber ſieht man ſonſt nichts, als die Gerichts-Höfe, und des Statthalters Palaſt. In einiger Entfernung von der Stadt, an dem Ufer des Saghalia, liegt noch eine andere, die mit dieſem Fluſſe gleichen Namen hat, und wo Zobel verkaufet werden, welche ſchöner ausfallen, als irgend anders wo. Die Mantcheoux bringen ſie über funfzig Stunden weit hieher, und ſie machen den gröſten Reichthum dieſer Völker aus. Die Hunde, die zu dieſer Jagd abgerichtet ſind, klettern auf die ſteilſten Gebirge, und verfolgen die Spur, und die liſtigſten Abſprünge dieſer Thiere. Die groſſen Wälder, davon dieſe Gegend voll iſt, ſind zu Erlangung dieſes koſtbaren Pelzwerkes überaus geſchickt. Die

Felder,

Felder, zwiſchen dieſen Wäldern und der Stadt, geben die reichſten Ernden, und die häufig bey einander liegenden Dörfer ſcheinen mit der in der Mitten liegenden Stadt, eine einzig ſehr große und weitläuftige Hauptſtadt auszumachen. Außer dem ſehr wichtigen Handel mit Zobeln, verkaufet man auch daſelbſt viele Perlen: man findet ſie faſt in allen kleinen Flüſſen, die in den Saghalia fallen. Die Art ſie zu fiſchen, iſt leicht und einfach. Der Schwimmer tauchet unter das Waſſer, und ſammelt alle Muſcheln, die er finden kann. Andere, öffnen ſie ſogleich, wie ſie ſie finden, und bekommen zuweilen ſehr große, aber faſt allezeit fehlerhafte Perlen. In dem Saghalia ſelbſt werden keine gefunden, entweder weil er wirklich keine führet, oder weil die Tiefe des Waſſers verhindert, daß man keine ſuchet.

Mer-Ghen, eine andere große Stadt in der Statthalterſchaft von Tſi-Tſi-Kar, iſt ziemlich volkreich, aber ſchlecht gebauet; und ihre Mauern ſind von Erde. Ungeachtet die herumliegende Gegend überhaupt mager iſt, ſo ſammelt man doch hinlänglichen Weitzen und Hirſe, zum Unterhalte der Einwohner, ein. Außer den Mantcheoux, als den Herren

des Landes, trifft man hier noch die So- lons, und Tunguts-Tatarn an, welche an- dere Sitten und Gebräuche haben. Die Solons, als geſchickter und abgehärteter, wiſſen von keiner anderen Beſchäfftigung, als von der Jagd. Ihre Weiber ſetzen ſich zu Pferde, ſchießen mit Bogen, und begleiten ihre Männer auf der Hirſch- und Zobel- Jagd. Wenn dieſe zuſammen ausgehen, verſammeln ſich ihrer tauſend oder zwölfhun- dert, in kurze und enge Weſten von Wolfs- haut gekleidet. Sie haben Pferde, Hunde, und Vorräthe, auf drey Monate bey ſich. Dieſe ganze Zeit über leben ſie in den Wäl- dern, und Bergen, ſind der härteſten Kälte ausgeſetzet, und laufen öfters Gefahr, von den wilden Thieren zerriſſen zu werden. Nichts benimmt dieſen unermüdeten Jägern den Muth; kein Schnee und Eis, keine Ueber- ſchwemmung von Flüſſen, keine Beſchwer- niſſe eines elenden und herumirrenden Lebens. Mit dem Frühlinge kommen ſie in ihre Woh- nungen zurück, und verkaufen in der Stadt die Häute der Thiere, die ſie erleget haben. Die ſchönſten werden für den Kaiſer ausgele- ſen; und es iſt der einzige Tribut, den er von dieſen Völkern fordert. Die übrigen

werden

werden ſehr theuer verkaufet, ungeachtet es ein Landes-Product iſt. Ihr Preis ſteigt in Verhältniß, daß ſie ſich von der Tatarey entfernen; und ſie ſind faſt nicht zu bezahlen, wenn ſie nach Europa kommen. Die Zobel werden nicht, wie die andern Thiere gefangen; ihre Haut iſt ſo zart und fein, daß, wenn ſie nur ein wenig beſchädiget wird, es nicht möglich iſt, ſie zu verkaufen. Um ſie zu bekommen, bedienet man ſich eines kleinen Hundes, und eines Netzes. Wenn der Jäger einen Zobel auf dem Schnee ſpüret, verfolget er ihn zuweilen zwey oder drey Tage, bis das ermüdete Thier endlich auf einen Baum flüchtet; alsdenn ſtellt der Tatar ſein Netz um den Baum, und machet Feuer darunter. Der Zobel empfindet nicht ſo bald den Rauch, daß er herunterkommt, und ſich in des Jägers Netze fängt.

Man glaubt, daß die Solons von verſchiedenen Horden abſtammen, die von den Mantcheoux bezwungen worden ſind. Die Tunguts, oder Tunguſen, von einem Syberiſchen Fluſſe alſo benennet, als woher dieſe Tatarn urſprünglich kommen, unterſcheiden ſich von den Solons in der Sprache, in den Sitten, und in der Kleidung. Sie ha-

ben keine Häuſer, ſondern leben in den Höl-
zern, oder an den Flüſſen. Wenn ſie an
einen Ort kommen, wo ſie bleiben wollen, ſte-
cken ſie etliche Stangen in die Erde, binden
ſie oben zuſammen, laſſen eine Oeffnung, daß
der Rauch hinaus ziehen kann, bedecken ſie
mit zuſammen gehefteter Birken-Rinde, und
machen den Feuer-Herd in die Mitten. Dieſe
Völker ſind höflich und gefällig: Taback und
Brandewein lieben ſie vorzüglich. Die
Mannsperſonen ſind groß, ſtark, und ehrli-
che Leute; die Weibsperſonen, ſind von mit-
teler Größe, und tugendhaft. Ich habe
verſchiedene dieſer Tatarn geſehen, welche
auf der Stirne ovale Figuren hatten, oder
ein anderes Zeichen, in Forme eines Zwei-
ges, das von der Ecke des Auges bis an den
Mund gieng. Sie bezeichnen ſich auf dieſe
Art gleich in ihrer Kindheit, indem ſie die
Haut mit einer Nadel aufritzen, und mit
Kohle reiben, welches Merkmale hinterläßt,
die niemals vergehen. Die Weibsperſonen
kleiden ſich in Pelze, welche bis auf die Kniee
gehen, und mit einem drey Finger breiten,
geſtickten Gürtel zugebunden werden. Auf
jeder Seite dieſes Gürtels iſt ein eiſerner Ring
befeſtiget, woran ſie ihre Tabackspfeifen und
andere

andere Kleinigkeiten hängen. Ihre Haare, die ſehr ſchwarz ſind, flechten ſie um den Kopf, in Zöpfe, und ſetzen eine kleine Pelz-Mütze darüber, die ihnen ungemein wohl läßt. Sie tragen auch kleine Halbſtiefeln von Hirſchhaut, um die Knöchel mit Riemen gebunden. Die männliche Kleidung iſt ganz ſchlecht, ſieht aber gut aus; ſie beſteht in einem Jäckgen von Fellen, mit engen Ermeln, woran das Rauche heraus gekehret iſt. Ihre Strümpfe und Beinkleider ſind aus einem Stücke von eben dergleichen Fellen. Die Mütze iſt von Eichhörner-Schwänzen, oben offen, daß ſie die Haare durchſtecken können, welche ſie in Zöpfen herunterhängen laſſen. Ihre Pfeile tragen ſie in einem Köcher, auf der Schulter, den Bogen aber in der linken Hand. Sie haben auch eine kurze Lanze, und ein kleines Beil. Mit dieſen Waffen gehen ſie auf die wilden Thiere los, und fehlen ſie nicht, denn ſie ſind geſchickt, und beherzt. Im Winter, als der eigentlichen Jagd-Zeit, bedienen ſie ſich einer Art von leichten Schlittſchuhen, aus einem Stücke Holz gemachet. Sie ſind ohngefähr eines Fußes lang, und fünf oder ſechs Zolle breit, hinten eckig, vorne ſpitzig, und mit einem Rieme in der Mitten,

ten, wodurch man den Fuß ſtecket: ohne ſelbige, wäre es nicht möglich, auf dem Schnee fortzukommen; doch kann man ſie nicht anders, als in ebenen Gegenden brauchen. In den Gebirgen haben ſie andere Fußbekleidungen, mit Fellen beſetzet, woran die herausgekehrten Haare das Ausgleiten verhindern. Auf die Anhöhen klettern ſie mit vieler Geſchwindigkeit, und wenn ſie herunter laufen, iſt nichts vermögend, ſie aufzuhalten.

Die Nation der Tunguts war ehedem volkreich; allein durch die Blattern iſt ſie ſehr vermindert worden. Von dieſer Krankheit haben ſie eher nichts gewußt, als bis die Rußen in das Land gekommen ſind. Sie fürchten ſich ſo ſehr dafür, daß wenn jemand damit befallen wird, ſie ihm eine kleine abgeſonderte Hütte bauen, ihm Waſſer und etwas zu eſſen laſſen, davon laufen, und ſich nach der Gegend wenden, wo der Wind herkommt; ſie tragen dabey jeder einen Topf mit brennenden Kohlen, und machen auf dem ganzen Wege ein erbärmliches Geheul. Den Kranken beſuchen ſie nicht eher, als bis ſie glauben, daß keine Gefahr mehr zu befürchten ſey; und finden ſie ihn todt, ſo hängen ſie ihn an einen Baum.

Wenn

Wenn dieſe Völker auf die Jagd gehen, nehmen ſie keine Lebensmittel mit; ſie rechnen blos auf das Wildpret, das ſie erlegen. Alles, was ſie antreffen, eſſen ſie; Bäre, Füchſe, Wölfe ꝛc. vornehmlich aber ſind ſie auf die Eichhörner ſehr begierig. In Anſehung des Hermelins, ſo hat ſelbiger einen ſo ſtarken und ſtinkenden Geſchmack, daß wer davon zu eſſen waget, ſehr hungrig ſeyn muß. Ein Jäger, der ein Elend = oder anderes wildes Thier erleget, geht nicht eher von dannen, er habe es denn ganz verzehret; iſt er aber nahe bey ſeiner Familie, trägt er einen Theil davon nach Hauſe. Er hat allemal ein Feuerzeug bey ſich, um Feuer anzumachen; verlieret er es, ſo reibt er zwey Stücken Holz an einander, die ſich entzünden; und nur im äuſſerſten Nothfalle eſſen die Tunguts das Fleiſch roh. Einige haben mir verſichert, daß wenn ſie der Hunger drücket, ſie zwey kleine Breter, eines auf den Magen, das andere auf den Rücken legen, und ſie nach und nach mit Stricken feſt anziehen, und daß ſolcher den Hunger ſogleich ſtille.

Auf die **Mantcheoux** wieder zu kommen, ſo ſind ſelbige in der Tatarey nicht ſonderlich zahlreich, unerachtet ſie Herren vom

Lande

Lande ſind; beſonders aber, ſeitdem ihre Regenten den Chineſiſchen Thron beſitzen, und ſie dadurch in dieſes große Reich gezogen worden ſind. Der Hof ſchützet ſie ganz beſonders; ſie bekleiden daſelbſt wichtige Aemter, und erwerben großen Reichthum. Mit den Chineſern haben ſie einerley Religion, und machen mit ihnen, ſo zu ſagen, nur ein Volk. Von denen, die in ihrem Lande geblieben ſind, haben einige gar keinen äußerlichen Gottesdienſt; andere aber bethen den groſſen Lama an, von dem ich Ihnen in meinem Briefe, über das Königreich Boutan, ſo viel geſaget habe: noch andere haben eine vermiſchte Religion, die auf etliche nächtliche Ceremonien, und auf Zauberkünſte hinausläuft. Zu Mitternacht verſammeln ſich Männer und Weiber an einem gewiſſen Orte, wo ſich eines von ihnen auf die Erde legt, und in dieſer Stellung bleibt, unterdeſſen, daß die Geſellſchaft, unter dem traurigen Klange einer zu dieſer Ceremonie beſtimmten Trommel, ein entſetzliches Geſchrey machet. Nach zwey Stunden ſteht es gleichſam in einer Entzückung wieder auf, und erzählet den Anweſenden ſeine Erſcheinungen. Im Schlummer hat es erfahren, was dieſem begegnen, oder

was

was der andere unternehmen ſoll; alle Worte aber, die er ſaget, ſind Orakelſprüche.

Dieſe ſogenannten **Zauberer** ſtehen in großem Anſehen. Die Weiber werfen ſich oftmals dazu auf, und geben vor, ſie hätten mit dem Teufel ein Bündniß, der ihnen das Vergangene und Zukünftige entdecke. Um mich von der Wahrheit verſchiedener vorgegebenen Hiſtorien zu verſichern, gieng ich zu einer dieſer Sybillen, die man in der daſigen Gegend für die berühmteſte hielt. Wie ich zu ihr kam, fuhr ſie in ihren vorhabenden häuslichen Verrichtungen ungeſtöret fort. Man ſagte ihr die Urſache meines Beſuches; aber kaum gab ſie darauf Achtung. Jedoch, nachdem ſie eine Pfeife Taback geraucht, und ein Glas Brandewein, das ich ihr gab, getrunken hatte, wurde ſie freundlicher. Ich that ihr unterſchiedene Fragen, ſie aber ſtellte ſich, als ob ſie nicht verſtünde, was ich ſagete. Nachdem ſie eine zweyte Pfeife Taback geraucht, noch ein Glas Brandewein getrunken, und einige kleine Geſchenke von mir bekommen hatte, fieng ſie endlich an, die Werkzeuge ihrer Profeßion herbey zu holen. Dieſe beſtunden in einem Stücke Holz, das wie ein Menſchen-Kopf geformet, und mit allerhand

buntfar-

buntfarbigen, ſeidenen, und wollenen Stückgen Band verzieret war. Hierauf nahm ſie eine kleine Trommel, ohngefähr von einem Fuße im Durchſchnitte, mit eiſern und kupfernen Ringen, und ebenfalls mit Lappen beſetzet. Dabey fieng ſie ein klägliches Lied zu ſingen an, und ſpielte dazu auf der Trommel. Etliche Nachbarn, die ſie hatte holen laſſen, ſtimmten in dieſen Geſang mit ein, und während des ganzen Auftrittes, der faſt eine viertel Stunde dauerte, blieb ſie in einer Ecke des Zimmers, und umfaßte den hölzernen Kopf. Wie die Bezauberung geſchehen war, bath ſie mich, ihr meine Frage vorzubringen; ſie beantwortete ſolche witzig genug, aber eben ſo zweydeutig, als es die alten Orakel zu thun pflegten.

Da dergleichen Betrüger in dieſem Theile der Welt viel von ſich reden machen, und bey dem unwiſſenden Pöbel als begeiſterte Leute angeſehen werden, will ich noch eines andern Erwähnung thun, der dem Geſandten, weil wir bey der Tafel waren, durch etliche der Aelteſten ſeiner Horde vorgeſtellet wurde. Es war ein Menſch von ohngefähr dreyßig Jahren, und von vieler Ernſthaftigkeit in ſeinem Betragen. Beym Eintritte

bot

bot man ihm ein Glas Brandewein an, welches er trank; er weigerte ſich aber, es zu wiederholen. Nachdem wir einige Zeit mit ihm geredet hatten, baten wir ihn, uns einige Proben ſeiner Kunſt zu zeigen. Er ließ ſich etlichemal fragen; endlich aber ſetzte er ſich mit über einander gelegten Beinen auf die Erde, das Geſicht gegen ſeine Camaraden gekehret, nahm in jede Hand ein Stäbgen, um den Tact zu ſchlagen, und fieng an ein trauriges Lied zu ſingen. Er machte verſchiedene Verzuckungen, und gerieth endlich in eine ſolche Wuth, daß ihm der Schaum vor dem Munde ſtund, und die Augen zum Kopfe herausstraten. Das gemeine Volk ſchreibt dergleichen außerordentliche Bewegungen der Gewalt des Geiſtes zu; und in der That, jedermann hätte glauben ſollen, er wäre vom Teufel beſeſſen. Durch dieſe Verrenkungen ganz entkräftet, gieng er nach der Thüre, und ſchrie dreymal unmäßig, um den Geiſt zu rufen, der ihm die Antworten auf unſere Fragen eingeben ſollte. Er kam alsdenn wieder zurück, ſetzte ſich ganz gelaſſen nieder, und ſagte, wir könnten ihn nunmehr fragen. Ich konnte aus ſeinen Reden nichts nehmen, ſo dunkel und weitſchweifig

waren ſie. Er machte hernach allerhand Taſchenſpielerkünſte; er ſtellte ſich, als ob er ſich mit einem Meſſer umbringen wollte, und ſetzte es an die Kehle; er hielt lange Zeit einen bloſen Degen in der Hand; und machte tauſenderley Poßen, die den närriſchen Tänzen bey dem Grabe des heil. Medards, und den epileptiſchen Verzuckungen unſerer andächtigen Convulſionaire, ziemlich beykamen.

Doch die Religions-Uebung dieſer Völker ſchränket ſich nicht allein auf dergleichen Dinge ein; ſie pflegen auch gewiſſe Opfer zu bringen. Auf den Gränzen von China iſt ein kleiner Berg, den ſie als ein heiliges Land anſehen. Ihre Jagden würden unglücklich ſeyn, wenn ſie nicht im Vorbeygehen einige ihrer Kleider daſelbſt opferten. Dieſe Geſchenke werden an die Bäume gehangen, derer der Berg voll iſt: man bringt dahin Hemden, Pelze, Mützen, und andere Kleider, dergeſtallt, daß dieſer heilige Ort einer Trödel-Bude ſehr ähnlich ſieht. Die geheiligten Opfer darf man weiter nicht angreifen: wer ſich unterſtünde, ſolche wegzunehmen, würde als ein Ruchloſer, und als ein Kirchenräuber, beſtrafet.

Was

Was die Sprache der Mantcheoux betrifft, ſo iſt ſelbige die nämliche, die die Tatarn nach China gebracht haben. Der Kaiſer Kang-Hi hat ein Wörterbuch davon verfertigen laſſen, worinnen die Wörter nach verſchiedenen Claſſen geordnet ſind. Die erſte handelt von dem Himmel; die zweyte, von der Zeit; die dritte, von dem Kaiſer. Die übrigen betreffen die Verwaltung der Mandarinen, die Ceremonien, die Gebräuche, die Muſik, die Bücher, den Krieg, die Jagd, den Menſchen, die Erde, die Seide, Zeuge, Kleider, Eſſen und Trinken ꝛc. Jedes Wort iſt mit großen Buchſtaben geſchrieben, und unter ſelbigen ſteht die Erklärung, die Auslegung, und der Gebrauch, mit kleinen Buchſtaben angemerket. Das beſondere dieſer Sprache iſt, in Vergleichung mit der unſerigen, daß die Tatarn, bey jedem Hauptworte, ſich allemal eines beſonders dazu beſtimmten Zeitwortes bedienen. Man ſagt, zum Beweiſe, im Franzöſiſchen: ein Haus machen, ein Gemälde machen, Bröd machen. Dieſes können die Tatarn nicht leiden. Um ſich nach ihrer Mundart zu richten, muß man ſagen: ein Haus bauen, ein Bild malen, Brod backen. Die Wiederholung eines Zeitwortes

nehmen ſie im Reden nicht ſo genau; aber im Schreiben halten ſie es für unverzeihlich. Einerley Wort innerhalb zwey Zeilen zu wiederholen, iſt eben ſo wenig erlaubet; es würde einen einförmigen Klang verurſachen, der ihren Ohren unleidlich iſt. Man kann daher nicht leugnen, daß ihre Sprache reich iſt; allein, es iſt ein nichtiger, unnützer, ja ſo gar beſchwerlicher Ueberfluß, darauf die Schönheit einer Sprache niemals ankommt. Es folgt auch aus dieſer wunderlichen Eigenſchaft der Tatariſchen Sprache, daß ſie viele überflüßige, und einerley bedeutende Wörter haben muß. Denn wenn ein jedes Hauptwort ein ihm eigenes Zeitwort hat, ſo wird der Ausdruck des Hauptwortes unnütze; und alle thätige Zeitwörter können mittlere Zeitwörter werden. So iſt es im Hebräiſchen, wo es Zeitwörter giebt, die ganze Sätze ausdrücken.

Eine andere beſondere Eigenſchaft der Tatariſchen Sprache iſt, und die ſie noch reicher macht, daß man mit einem einzigen Worte das ausdrücken kann, was ſonſt eine lange Umſchreibung erforderte. Will man, zum Beyſpiele, ſagen, daß ein Hund, ſehr behangene Ohren habe, ſo drücket es das

einzige

einzige Wort, tayha, aus: iſt er klein, hat er kurze unterſetzte Beine, und einen langen Hals, ſo bedeutet dieſes alles das Wort, kapari. Gleiche Bewandniße hat es mit ſeinen übrigen guten oder böſen Eigenſchaften, derer ein einziges Wort zwey oder drey ausdrückt; und doch iſt der Hund unter allen zahmen Thieren dasjenige, welches in der Sprache der Mantcheoux, die wenigſten Wörter hat. Mehrere Anmerkungen über die andere vierfüßigen Thiere würden kein Ende nehmen. Bey dem Pferde, zum Exempel, dem ſo beliebten Thiere der Tatarn, ſind die Ausdrücke zwanzigmal häufiger, als bey dem Hunde. Man hat ihrer nicht allein für die verſchiedenen Farben, für ſein Alter, Tugenden, Fehler, ſondern auch für ſeine mannichfaltigen Bewegungen.

Ohnerachtet dieſe Völker nur eine einzige Art von Buchſtaben haben, ſo ſchreiben ſie doch auf viererley Art. Der erſten bedienen ſie ſich, wenn ſie ernſthaft und ehrerbietig ſchreiben: alsdenn kann der allerfleiſſigſte Schreiber in einem Tage kaum fünf und zwanzig Zeilen zu Stande bringen; denn er hat ſo viel Feinheit und Genauigkeit anzuwenden, daß er ſeine Arbeit ſehr oft vom

neuen anfangen muß. Die übrigen drey Schreibarten ſind mehr oder weniger leicht, und vollkommen, nachdem ſie bey den vorfallenden Gelegenheiten üblich ſind. Da ich nicht glaube, Madame, daß Sie Luſt haben, die Tatariſche Sprache zu lernen, will ich Sie mit allen dieſen Unterſchieden nicht aufhalten, noch weniger mit der Art und Weiſe, wie die Schriftſteller den Entwurf zu ihrer Arbeit machen, und was ſie für Verbeſſerungen und Aenderungen darinnen anbringen.

Die Mantcheoux ſind für ihre Sprache ſehr eingenommen. Der Pater Parennin, ein Jeſuit, den ich in China habe kennen gelernet, erzählte mir, daß er auf einer Reiſe nach der Tatarey, dahin er den Kaiſer Kang-Hi begleitete, ſich mit dem dazumal etwa fünf und dreyßigjährigen Erb-Prinzen dießfalls lange unterhalten hätte. Die Worte des Prinzen, ſo wie ſie der Mißionnair erzählte, ſind ohngefähr folgende geweſen. „Ich bin überzeuget, hat der Prinz geſaget, daß man weder die Bedeutung der Worte unſerer Sprache, noch weniger aber das Majeſtätiſche ſeiner Redensarten, in keiner Europäiſchen Sprache ausdrücken kann.“ Mich davon zu überführen, ſagte er mir einen Brief

in

in Tatariſcher Sprache her, und befahl mir, ihn Lateiniſch zu überſetzen. Ich bewerkſtelligte es: „aber, ſagte er, was weis ich, was ſie da geſchrieben haben? ſind es auch meine Gedanken, ſind es die ihrigen? haben ſie nichts vergeſſen, geändert, dazu geſetzet?“ Hierauf befohl er mir, auf Chineſiſch herzuſagen, was ich Lateiniſch geſchrieben hatte. Ich that es, und der Prinz war zufrieden, und verwunderte ſich. Dem ungeachtet bezeigte er allemal viel Verachtung für unſere Buchſtaben, und verglich ſie mit den Strichen, die eine Fliege auf einem beſtaubten Tiſche machet. „Wie kann man damit, ſagte er, ſo vielerley Gedanken, ſo mannichfaltige Handlungen, ſo viel tode und lebende Dinge ausdrücken? Unſere Buchſtaben hingegen ſind ſchön, reinlich, wohl unterſchieden; es giebt ihrer eine große Menge, und man hat das Ausleſen; ſie haben ein gutes Anſehen, und ſind dem Auge gefällig. Unſere Sprache iſt ſtark und majeſtätiſch; die Worte machen in dem Ohre einen angenehmen Eindruck; anſtatt, daß wenn Sie die ihrige reden, ich nichts als ein beſtändiges Zwitſchern höre.“ Ich gab ihm mit aller Ehrerbietung zu verſtehen, fuhr der Jeſuit fort, daß aus eben

der Urſache, warum er die Tatariſche Schrift höher ſchätzte als die Chineſiſche, indem die Chineſer mit ſo vielen tauſend Buchſtaben nicht alle Redensarten der Tatariſchen Sprache geben können, er die Europäiſchen Buchſtaben dem ſeinigen vorziehen ſollte, indem durch ihre Vermittelung, und unerachtet ihrer geringen Anzahl, die Europäer alle Tatariſche, Chineſiſche, und noch viele andere Worte, leicht ausdrücketen, welche in jenen nicht geſchrieben werden könnten. Ich ſetzte hinzu, daß, je einfacher und weniger, jedoch hinlänglich genug, unſere Zeichen wären, deſto leichter und ſchöner wären ſie. Der Ueberfluß der Wörter, ſagte ich, iſt ein Fehler: daher kommt es, daß die Chineſiſche Sprache ärmer iſt, als die Ihrige; Ihre aber weit mehr, als die Europäiſchen. Ich ſchlug ihm vor, folgende Worte auf Tatariſch zu ſchreiben: ergreifen, eine meßingene Platte, ein Greif, leckerhaft: der Prinz konnte es nicht bewerkſtelligen, weil man in ſeiner Sprache zwey Mitlauter nicht zuſammen ſetzen kann. Ueberdieß machte ich ihm bemerken, daß das B und D in ſeinem Alphabete fehlte, und man an ihrer ſtatt P und T nehmen müße; daher es kommt, fügte ich hinzu, daß

daß ſie eine groſſe Menge Europäiſcher Laute nicht ſchreiben können. Ich erklärete hernach dem Prinzen, wie man in Frankreich Sorgfalt wegen der Sprache trägt, und ſie nicht blos dem gemeinen Volke überläßt. Ich ſagte ihm, daß zur Aufnahme und Verbeſſerung der Sprache eben ſowohl eine Academie errichtet ſey, als für die Wiſſenſchaften, und ſchönen Künſte. Das Wort, Verbeſſerung, machte ihn glauben, als ob unſere Sprache fehlerhaft ſey, daß ſie einer Verbeſſerung nöthig hätte. Ich bediente mich daher des Gleichniſſes von einem Fluſſe, der austritt; und verglich unſere Academiſten mit denen Beamten eines Reiches, die geſetzet ſind, auf die groſſen Ströme Achtung zu geben. Endlich gaben ihm meine Anmerkungen eine beſſere Meynung von den Europäiſchen Sprachen, und er glaubte, ſie wären beſſer, als die Chineſiſche, aber allezeit ſchlechter, als die ſeinige.“

Ungeachtet das Clima der Mantcheoux ohngefähr unter eben dem Himmelsſtriche iſt, als das Franzöſiſche, ſo ſind doch die Jahres-Zeiten, und die Natur-Erzeugungen ſehr unterſchieden. Die Kälte ſpüret man dort viel eher, und weit heftiger, als in unſern

Gegenden: ſeit dem Anfange des Septembers gehen die groſsen Flüſſe ſchon mit Eiſe. Dieſe frühzeitige und empfindliche Kälte wird theils durch den häufigen Salpeter, den die Erde ausdunſtet, veranlaſſet, theils ſind die dicken und undurchdringlichen Wälder, womit das Land bedecket iſt, Schuld daran. Man ſieht hier zahlreiche Heerden gewiſſer gelber **Ziegen**, die dieſem Lande eigen ſind. Es ſind weder die Aegyptiſchen wilden Ziegen, (gazelles,) noch Dam-Hirſche, noch Rehe. Die Böcke haben Hörner eines Fuſses lang, und an der Wurzel eines Daumes ſtark, mit gleich weit von einander ſtehenden Knoten. An den Köpfen ſehen ſie unſern Schöpſen gleich, von Geſtalt und Haaren aber den Dam-Hirſchen; nur daſs ſie längere und dünnere Läufte haben. Sie ſind ungemein flüchtig, und weil ſie ſehr lange Zeit laufen können, ohne müde zu werden, iſt kein Jagd- noch Windhund fähig, ſie einzuholen. Ihr Wildpret iſt zart, und ziemlich wohlſchmeckend; die Tatarn aber wiſſen es nicht zuzurichten. Dieſe Thiere gehen Heerdenweiſe, und halten ſich gern in öden Flächen auf; niemals aber ſieht man ſie in den Hölzern. Sie ſind ſo ſchüchtern, daſs, wenn ſie einen Menſchen

Menſchen gewahr werden, ſie nicht eher auf- hören zu fliehen, als bis ſie ihm aus dem Geſichte verloren haben. Sie laufen in gerader Linie, allezeit eines hinter dem andern, und niemals ſieht man zwey neben einander.

In eben dieſer Gegend findet man **Mauleſel**, die das beſondere haben, daß ſie ihres gleichen erzeugen: auch kann man ihnen nicht angewöhnen, Laſten zu tragen. Die Jäger töden ſie zuweilen, um das Fleiſch zu eſſen, das ihnen ſehr wohl ſchmecket. Die **Pferde**, und **Trampelthiere**, die ſich in den Wäldern aufhalten, ſind geſchwinder im Laufen, als die zahmen. Sie gehen Heerdenweiſe, wie die Schafe, und man kann niemals an ſie kommen. Inſonderheit laſſen die Pferde ſich nicht zahm machen, man müßte ſie denn jung einfangen; denn ſie ſind von ungewöhnlicher Aufmerkſamkeit. Eines von ihnen bleibt allezeit auf einer Anhöhe; und wo es einige Gefahr merket, warnet es die andern durch ſein Wiehern, da ſie ſich denn, wie ein Trupp Rehe, in die Hölzer flüchten. Der Hengſt iſt allemal der letzte; und läßt nicht nach, diejenigen zu beiſſen, die nicht geſchwind genug laufen. Unerachtet ihrer Klugheit werden ſie doch zuweilen von den

Tatarn

Digitized by Google

Tatarn überraſchet, die ſie auf ſehr tüchtigen Pferden verfolgen, ſie mit Lanzen erlegen, ihr Fleiſch eſſen, und die Haut brauchen, darauf zu ſchlafen.

In dem Lande der Solons habe ich eine Art von **Elendthieren**, von der Größe unſerer Ochſen, geſehen. Der **Chulon** iſt eine andere Gattung vierfüßiger Thiere, von der Geſtalt und Farbe eines Wolfes, der das Haar lang, weich, und dick hat: ſeine Haut wird von den Rußen und Chineſern ſehr geſuchet, welche koſtbare Pelze davon machen. Der **Tiger**, dieſes grauſame Thier, ſo wie der **Leopard**, ſind in der Tatarey, ſehr gemein. Des erſtern Haut ſieht rothgelb, mit ſchwarzen Flecken; ſeine Augen blitzen wie Feuer, und verrathen ſeine Grauſamkeit; ſein Gebrüll durchdringet jedermann mit Schrecken. Man ſagt, daß wenn er ſich von den Jägern umringet ſieht, er aus Furcht der Gefahr anfänglich unbeweglich bleibt: wenn ſie aber auf ihn losgehen, ſo entbrennt er für Wuth, und wirft ſich in der Bosheit auf den erſten, der ihm vorkommt. Die Haut dieſes Thieres wird in Peking ſehr hoch geſchätzet; man brauchet ſie, die Tragſeſſel der Mandarinen, bey öffentlicheu Ein-

zügen,

zügen, zu überziehen. Der Leopard iſt kleiner, als der Tiger, hat aber viel ähnliches von ihm.

Die Hirſch-Jagd wird bey den Tatarn auf folgende Art angeſtellet. Man nimmt etliche Köpfe von Hirſch-Kühen, ſtellt ſie an einem erhabenen Orte auf, und ahmet ihren Laut nach; ſogleich laufen die Hirſche aus der ganzen Gegend Haufenweiſe herzu, wie die Vögel nach dem Locke; und wenn ſie an die Köpfe kommen, gehen die Jäger, die ſich verſtecket halten, auf ſie los, und töden ſie ohne Mühe.

Ich muß der ſchwarzen Füchſe nicht vergeſſen, die man hier in großer Menge ſieht. Ihren Pelz hält man für den allerſchönſten; man zieht ihn noch dem Zobel vor, weil er wärmer und leichter iſt. Wir trafen auch eine große Menge weißer Haſen an, die auf dem Schnee herum liefen, und waren ihrer wenigſtens fünf oder ſechs hundert Stück. Sie nahmen ihren Weg nach dem Holze, und ſchienen nicht ſonderlich ſchüchtern. Man ſagte mir, daß ſie ſich in weit größern Haufen alle Früh-Jahre gegen den Mittag zögen, im Herbſte aber, wenn die Flüſſe gefroren ſind, und der Schnee fällt, wieder kämen.

In

In den mehreſten Dörfern trafen wir ſie hauſenweiſe an; aber die Einwohner eſſen ſie nicht; ſie töden ſie nur der Bälge wegen, und treiben damit einen anſehnlichen Handel.

Ich bin ꝛc.

In der Tatarey, den 9. Julii, 1746.

Der 75. Brief.

Die Occidentaliſche Tatarey.

Der Auftrag des Tatariſchen Geſandten, den ich zu begleiten die Ehre hatte, gieng ebenfalls die **Mongols**, als ein benachbartes Volk von den Mantcheoux, an. Letztere ſind, wie ich Ihnen ſchon geſagt habe, Madame, den Chineſern unmittelbar unterworfen; oder vielmehr ſind ſie diejenigen, die dem heutigen Chineſiſchen Reiche Geſetze geben, weil ſie die itzt regirende Famile, die von ihren Souverainen herkommen, auf den Thron geſetzet haben. Die **Mongols** ſind Vaſallen von eben dieſem Reiche, und bezahlen einen Tribut; ſie werden aber von eigenen Fürſten beherrſchet, die in alten Zeiten

Zeiten China unter ſich gebracht hatten; ſo wie es ſeitdem die Mantcheoux gethan haben: ja einer von ihnen hatte im dreyzehnten Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung, eine eigene Herrſchaft daſelbſt angerichtet. Sie ſind auch diejenigen, welche die meiſten Aſiatiſchen Monarchien, und insbeſondere die vom Mogol errichtet haben, wie denn letzterer ihnen ſeine Macht, und ſeinen Namen zu danken hat. Ihr Land war ehedem ſehr bevölkert; und man findet noch Ueberbleibſel von verſchiedenen Städten. Das berühmte Reich des Genghiskan iſt daher entſtanden, und er hat ſeinen Thron daſelbſt gehabt. Künſte und Wiſſenſchaften haben lange Zeit daſelbſt geblühet; alle Reichthümer von Aſien ſind verſchiedene mal hier zuſammen gekommen, und wieder zerſtreuet worden. Die größten Thaten, welche den Orientaliſchen und Occidentaliſchen Tatarn in der Geſchichte zugeſchrieben werden, ſind hier vorgegangen. Allein die Kriege, welche dieſe Völker ſowohl wider die Mantcheoux, als wider die Chineſer, auszuhalten gehabt haben, und mehr als alles dieſes, ihre innerlichen Uneinigkeiten, haben dieſes geſegnete Land in eine Einöde verwandelt.

Die

Die Mongols beſitzen ein weit gröſſeres Land, als die Orientaliſchen Tatarn. Unter ihren Namen begreift man die Kalkas, die Eluths, und die Kalmucken, als welche die Gegenden nach Weſten, bis an das Caſpiſche Meer, bewohnen. Alle haben einerley Sprache, faſt einerley Sitten, und ſie bekennen ſich alle zu einerley Religion. Sie führen ein herumſchweifendes Leben, und haben nirgends einen beſtändigen Aufenthalt: von ihren Heerden, die ſie von einer Weyde auf die andere führen, ziehen ſie ihren hauptſächlichſten Unterhalt. Ihre Trägheit hält ſie ab, ſich der mühſeligen Arbeit des Ackerbaues zu unterwerfen; überdieß haben ſie die Regel, daß das Gras die Thiere ernähre, das Vieh aber gemachet ſey, die Menſchen zu erhalten. Dieſe Völker ſind in verſchiedene Horden abgetheilet, derer jede einen beſondern Khan hat; niemals aber beunruhigen ſie ihre Nachbarn. Sie wohnen unter Zelten, worinnen oben in der Spitze ein Loch angebracht iſt, daß der Rauch von dem in der Mitte befindlichen Herde hinaufſteigen kann. Dieſe ſchlechten Hütten ziehen ſie allen Paläſten von China vor; ſo ſehr hat die herumziehende Lebensart Reitze für ſie. Der

The iſt ihr ordentlicher Trank; ſie haben aber noch ein anderes ſehr ſtarkes **Getränke**, welches von diſtillirter Pferde-Milch gemachet wird. Zuweilen thun ſie rohes Fleiſch darunter, und laſſen es gähren, ehe es abgezogen wird. Natürlicherweiſe ſind ſie **unreinlich**, und ſchmutzig; auch die Vornehmſten unter ihnen, wenn ſie ſich bey dem Eſſen die Finger und den Mund abwiſchen, haben keine andern Servietten, als ihre Kleider. Wenn ſie eine fette Brühe hintergeſchlucket haben, wiſchen ſie das Maul an den Ermel. Ihr Eßgeſchirr waſchen ſie niemals ab; ſie begnügen ſich, ein wenig Brühe aus dem Fleiſch-Topfe darauf zu ſchütten, die ſie ſorgfältig wieder in den Topf gießen. Um ſich ſelbſt zu waſchen, nehmen ſie Waſſer in den Mund, ſpucken es auf die Hände, und reinigen ſich damit das Geſicht, und die übrigen Theile des Leibes. Ihre Zelte, die aus der Wolle ihrer Schafe verfertiget ſind, haben einen unerträglichen Geruch. Man riecht dieſen Geſtank an ihnen ſelbſt; daher die Chineſer ihnen Spottweiſe den Namen der **ſtinkenden Tatarn** beylegen, und unterſcheiden ſie dadurch von den übrigen.

Die Mongols ſind von mittelmäßiger Geſtalt, aber ſtark: ſie haben ein breites, plattes Geſicht, wenig Bart, eine braune Farbe, und ſchwarze Haare, welche ſo hart ſind, wie die von ihren Pferden. Gemeiniglich ſchneiden ſie ſie ganz kurz ab, und behalten nichts, als oben auf dem Kopfe einen Buſch, den ſie lang wachſen laſſen. Sie ſind ungeſittet, und leben mit ihrem Viehe auf dem Miſte, verbrennen auch ſelbigen auf dem Herde anſtatt des Holzes: auf die Jagd hingegen, und ihre Pferde zu reiten, verſtehen ſie ſich trefflich. Von Gemüthe ſind ſie aufgeräumt, offenherzig, und immer geneigt ſich luſtig zu machen. Gegen Fremde ſind ſie leutſelig und höflich. Nichts beunruhiget ſie, denn ſie haben keine Angelegenheiten die ihnen Sorge machen könnten. Ihre **Kleidung** beſteht in einem langen Hemde, und in Baumwollenen Beinkleidern; die Röcke die ſie mit Pelze füttern, ſind von eben dergleichen, oder einem andern leichten Zeuge gemacht, und gehen bis auf die Füße. Vielmal ſind ſie blos in Schafs Pelze gekleidet, davon die rauche Seite hinein gekehret iſt; um den Leib aber binden ſie breite Gürtel. Ihre Stiefeln, von Rußiſchen Leder gemacht, ſind ſehr groß. Auf

dem

dem Kopfe tragen ſie kleine, runde Mützen, mit einem vier Finger breiten Gebräme. Die Weiber ſind faſt eben ſo gekleidet, außer daß ſie zu ihren langen Röcken rothe Stiefeln, und flache Mützen tragen, mit allerhand kleinen Zierrathen beſetzet. Der Mongol ihr **Gewehr** iſt eine Pike, ein Bogen, und ein Säbel; und im Kriege dienen ſie allezeit zu Pferde. Ihre **Vieh-Heerden** beſtehen in Kameelen, Rindvieh, und Schafen. Letztere haben Schwänze, die zehn bis zwölf Pfunde wiegen, und ein großes Stück Fett ausmachen, von ziemlich übelem Geſchmacke. Dieſe Völker haben einen Abſcheu vor den Schweinen, und ziehen kein anderes Vieh auf, als das im Graſe weydet. Unerachtet ihnen die **Vielweiberey** unverboten iſt, ſo haben ſie doch ordentlich nur eine Frau. Sie haben auch im Gebrauch, ihre **Toden** zu verbrennen, und die Aſche auf einem erhabenen Orte zu begraben, woſelbſt ſie einen Haufen Steine aufrichten, und eine Art von Fahnen darauf ſtecken. Die kleinen Kaufleute aus China kommen in großer Menge zu den Mongols, und bringen ihnen Reiß, The, Taback, Baumwollene Zeuge, Hausrath, und alles, was ſie nöthig haben; ſie tauſchen dafür Vieh ein,

denn man weis hier nichts von dem Gebrauche des gemünzten Goldes und Silbers.

Die **Religion** des Landes beſteht vornehmlich in dem Dienſte, der dem Foe geleiſtet wird. Die Nation glaubt die Wanderung der Seelen, und hat einen blinden Gehorſam für die **Lamas**, ihre Prieſter, denen ſie ihr beſtes und koſtbareſtes giebt. Die Unwiſſenheit iſt das Eigenthum dieſer Geiſtlichen: man hält ſie ſchon vor gelehrt, wenn ſie nur die heiligen Bücher in der Sprache des Thibet leſen können. Ihre freye Lebensart, inſonderheit mit dem verheuratheten Frauenzimmer iſt unglaublich, und ſie verführen ſie ohne Scheu. Dieſem ungeachtet richten ſich die Oberhäupter der Nation bloß nach ihrem Rathe; laſſen ihnen auch den Rang bey allen öffentlichen Gelegenheiten. Dieſe Lamas laufen aus einem Zelte in das andere, und ſagen etliche Gebete her, die ſie ſich theuer bezahlen laſſen. Sie geben ſich auch für ſehr geſchickt in der Arzeneykunſt aus, eignen ſich die Macht zu, Hagel oder Regen zu machen, die Sünden zu vergeben, und die böſen Geiſter zu vertreiben. Das Volk, um Vergebung der Sünden zu erlangen, fällt vor ihnen mit entblöſetem Haupte auf die Kniee,

und

und ſtebt nicht eher wieder auf, als bis es die Auflegung der Hände erhalten hat. Die Religion dieſer Lamas iſt, bis auf wenigen Unterſchied, eben dieſelbe, als in dem Königreiche Boutan.

Die Mongols ſind in neun und vierzig, oder funfzig Fahnen eingetheilet, und ſtehen unter einer noch größern Anzahl kleiner Fürſten: jeder Anführer einer ſolchen Fahne hat ſeine angewieſenen Einkünfte. In Peking iſt ein Tribunal, wohin man von ihren Ausſprüchen appelliren kann, vor welchem ſie auch ſelbſt, wenn ſie gefordert werden, perſönlich erſcheinen müſſen. Der Kaiſer von China, der den Titel, als Groß-Khan der Mongols führet, ſetzet ſie ein oder ab, nachdem ihre Aufführung gut oder ſchlecht iſt. Unterdeſſen werden ſie von den Tatarn als Herren des Landes angeſehen; und ſie haben ein gewiſſes höfliches Betragen, das ſie von dem Volke unterſcheidet. Ihre Unterthanen, ob ſie gleich Sclaven ſind, werden doch nicht hart gehalten: ja ſie leben mit ihren Oberen in einer gewiſſen Vertraulichkeit, die aber doch dem Reſpecte nichts benimmt.

Von allen Mongoliſchen, unter Chineſiſcher Botmäßigkeit ſtehenden Nationen iſt kei-

ne ſo berühmt, als diejenige, die ihren Namen von dem Fluſſe Kalka hat. Es ſind Nachkommen von denen Tatarn, die nach der Vertilgung ihrer Dynaſtie aus dem Reiche vertrieben wurden. Zu verwundern iſt es, daß da ſie ſo lange Zeit an die Annehmlichkeiten eines geſitteten Staates gewohnet geweſen ſind, ſie das herumſchweifende und harte Leben ihrer Vorfahren haben ſo leicht wieder annehmen können. In dieſem Theile der Tatarey waren vor dieſem viele, itzt nicht mehr vorhandene Städte, derer Ruinen man noch heutiges Tages ſieht. Bey allen meinen Unterſuchungen aber habe ich keine Spuren von Kara-Korum, der alten Hauptſtadt des Tatariſchen Reiches, finden können.

Was ich Ihnen vormals von dem Dalay Lama, dem oberſten Prieſter des Königreiches Boutan, geſaget habe, findt ebenfalls bey dem Khoutouktou ſtatt, dem oberſten Prieſter der Mongol-Kalkas, welcher ehedem nur Vicarius, oder Abgeordneter des Groß-Lama geweſen iſt. An die Annehmlichkeit der geiſtlichen Herrſchaft gewöhnet, war er kühn genug, nach der Unabhängigkeit zu trachten. Er führte ſein Unternehmen mit ſo vieler Geſchicklichkeit aus, daß man

itzt

itzt unter den Mongols faſt gar nicht mehr von dem Dalay-Lama redet. Das Anſehen des Khoutouktou iſt ſo gut befeſtiget, daß wer an ſeiner Gewalt zweifeln wollte, als ein Ketzer angeſehen würde. Dieſer außerordentliche Mann rühmet ſich alle mögliche Kenntniße zu beſitzen; und dieß bedeutet auch das Wort, Khoutouktou: das gemeine Volk glaubt, daß er das Gegenwärtige, Vergangene, und Zukünftige kenne. Weil ſeine untergeordneten Prieſter lauter Spione abgeben, fällt es ihm nicht ſchwer, das Volk zu verblenden. Er, ſo wie alle ſeine Geiſtlichen, ſind gelb gekleidet, und niemand als ſie, und der Fürſt, dürfen dieſe Farbe tragen: dieſes Zeichen eines Vorzuges erwirbt ihnen viel Ehrfurcht. Um den Hals haben ſie einen Roſenkranz, wornach ſie ihre Gebete herſagen. Das Volk bildet ſich ein, der Khoutouktou altere mit dem abnehmenden Monde, und bey dem Eintritte eines neuen werde er wieder jung. An den hohen Feſten erſcheinet er, in Begleitung von Muſik, unter einem prächtigen ſammtenen Himmel, auf einem großen Küſſen, mit kreuzweis gelegten Beinen ſitzend, und hat auf jeder Seite das Bild ſeines Gottes neben ſich. Die andern vor-

nehmen Geiſtlichen ſitzen, auf niedrigen Küſſen, unter ihm, beym Eingange des Pavillon, und jeder hat ein Buch in der Hand, worinnen er ſtillſchweigend lieſt. Das verſammelte Volk fällt alsdenn zur Erde, und machet ein Geſchrey zu Ehren ihrer Gottheit, und ihres großen Prieſters. Hierauf bringen etliche Lamas die Räucher-Fäſſer, und beräuchern ihre Götzen, den hohen Prieſter, und das Volk. Endlich werden Schaalen mit ſüßen Getränken und Zuckerwerke herumgegeben, welche der Khoutouktou zuerſt koſtet, ſie hernach unter die anweſenden Häupter der Horden austheilen läßt, und ſich unter dem Klange der Muſik wieder in ſein Zelt begiebt. Seine Begierde, ſich von dem Groß-Lama unabhängig zu erhalten, treibt ihn an, die Miniſter des Kaiſers von China durch Geſchenke zu gewinnen; und der Hof, der ihn und ſeine Prieſter, zu Bezähmung der Mongols, brauchet, begegnet ihm mit vorzüglicher Achtung. Die Lamas leben hier nicht in Geſellſchaft beyſammen, wie in China, und wie in gewiſſen Gegenden der Tatarey; jedoch verrichten ſie ihre Gebete gemeinſchaftlich.

Digitized by Google

Es giebt noch eine andere Mongoliſche Nation, die weiter gegen Abend wohnet, als die Kalkas, welche **Eluths**, oder **Kalmucken**, genennet werden. Ihr Land begreift den größten Theil des weitläuftigen Reiches, welches in Europa unter dem Namen der großen Tatarey bekannt iſt. Die ungemeine hohe Lage dieſes Landes machet, daß es viel kälter iſt, als andere unter eben dieſer Breite gelegene Länder; eine einzige Nacht, im Sommer, bringt zuweilen Eis, eines Thalers dick, hervor. Dieſer erhabenen Lage iſt auch die Menge und die Größe ſeiner **Wüſteneyen** zuzuſchreiben. Ungeachtet die meiſten großen Flüſſe in Aſien ihren Urſprung daſelbſt nehmen, ſo fehlet es doch unzähligen Oertern an Waſſer. Unterdeſſen ſind dieſe Wüſten nicht ſo abſcheulich, als man ſich einbildet: mit Ausnahme etlicher weniger, die ſehr ſandig ſind, haben die andern alle vortrefliche **Weyde**. Das Gras wächſt über drey Fuß hoch; und wenn der Boden gewäſſert würde, wüchſe es Mannes hoch. Weil die Einwohner bemerket haben, daß wenn das Gras dürre wird, es das wieder heranwachſende erſticket, ſo zünden ſie es zu Anfange des Frühjahres an: die Flamme, die

ſich alsdenn ſo weit ausbreitet, als ſie Nahrung findt, ſetzet zuweilen, wenn der Wind ſtark iſt, eine Gegend von zehn Stunden in Brand. Man ſollte nicht glauben, mit was für Geſchwindigkeit ſie um ſich greift, was für ein Geräuſch ſie machet, und was für einen Rauch ſie verurſachet. Wenn jemand ſich in dem Winde dieſer Flamme befindet, ſo iſt das einzige Mittel ſich ihrer Wuth zu erwehren, daß man den Ort, wo man ſich befindet, anzündet, und dieſem Feuer folget: daher auch jedermann, der in dieſen Gegenden reiſet, ein Feuerzug bey ſich träget. Keine Caravane, kein Kaufmann, hauptſächlich aber keine Armee campiren auf dieſen Flächen, ſeitdem ganze Corps von Truppen durch dieſe Art von Brande ſind umgekommen, oder zerſtreuet worden. Die Mongols zünden auch ihre Felder an, damit ihr Vieh bey Zeiten darauf weyden könne. Die auf der Erde liegen gebliebene Aſche, zieht ſich, wenn der Schnee ſchmelzt, hinein, worauf denn das junge Gras mit ſolcher Macht hervorkommt, daß es aller vierzehn Tage mehr als einen halben Fuß wächſt. Sie ſehen hieraus, Madame, daß dieſen Gegenden nichts als Waſſer fehlet, um die fruchtbarſten Ebenen von

der

der Welt daraus zu machen. Die durch Brunnen oder Flüſſe gewäſſerten Oerter, wenn ſie beſſer angebauet würden, wären hinlänglich eine große Anzahl Einwohner zu erhalten; allein niemand, als die Mahometaniſchen Tatarn bearbeiten ihr Land: die Eluths, ſo wie die übrigen Mongols, treiben keinen Ackerbau; ſie leben blos von ihrem Viehe; und dieß iſt eben die Urſache, daß ſie das herumziehende Leben ſo ſehr lieben, und ihre Wohnungen ſo oft verändern. Jede Horde hat ihren Landesbezirk, davon ſie die mittägige Seite im Winter, die Nord-Seite aber im Sommer bewohnen. In dem ganzen Umfange dieſer Bezirke ſieht man faſt keine Stadt; und bey aller ihrer Fruchtbarkeit findt man wenig Holz. Ich habe daſelbſt ein gefräſig Thier geſehen, das die Europäer den Vielfras nennen, und ſich nur in den Gebirgen des mitternächtlichen Aſiens aufhält. Es iſt nicht völlig ſo groß als ein Wolf, hat aber längere und ſtärkere Haare. Es klettert auf die Bäume, um ſeinen Raub zu erlauern, und wenn es auf ihn fällt, hält es ſich mit den Klauen an den Rücken des Thieres, ergreift es, und frißt es lebendig. Man brauchet wohl drey Hunde dieſen grau-

ſamen

ſamen Feind zu bewältigen, und oft werden ſie übel genug zugerichtet. Die Ruſſen ſchätzen die Haut dieſes Thieres hoch, und machen Müffe, und Futter zu Mützen daraus.

Die Lebensart der Eluths iſt von der übrigen Mongols ihrer wenig unterſchieden: ihre Nahrung, und Kleidung, ihre Hütten, und Zelte ſind faſt einerley. Alle dieſe Völker lieben die ſtarken Getränke ſo ſehr, daß, wenn ſie welche bekommen können, ſie nicht eher aufhören zu trinken, als bis ſie nicht mehr im Stande ſind zu ſtehen. Wenn ſie ſich luſtig machen wollen, bringt jedes ſeinen geſammelten Vorrath herbey; alsdenn ſetzen ſie ſich zuſammen, und trinken Tag und Nacht, bis auf den letzten Tropfen. Die Eluths, unerachtet ſie natürlicher weiſe beherzt ſind, gehen nicht auf Rauberey aus: ſie haben ein angebohrnes Gefühl von Billigkeit, und wollen niemand ſchaden. Es iſt ihnen erlaubt, ſo viel Weiber zu nehmen, als ſie für gut finden, die Kebsweiber ungerechnet, die ſie unter ihren Sclavinnen wählen. Sie können ſo gar ihre nächſten Verwandtinnen heurathen, ausgenommen ihre Mutter; und auch hier iſt es nur der Unterſchied der Jahre, der ſie abhält. Die Verheurathung eines

nes Vaters mit ſeiner Tochter iſt bey den Eluths nichts ungewöhnliches. Alles was aus dergleichen ſchändlichen Ehen erzeuget wird, iſt nicht weniger rechtmäßig; dieſe Kinder erben wie die andern. In der Familie eines Khan, oder eines Oberhauptes einer Horde, erbet der rechtmäßige Sohn vor dem von einem Kebsweibe. Dieſe Völker ſagen, eine Frau ſey der Erde gleich, beyde wären beſtimmet, gebauet zu werden, und beyde müſſe man niemals unbearbeitet laſſen; die Natur habe bey beyden einerley Abſicht, nur mit dem Unterſchiede, daß die Cultur einer Frau nach gewiſſen Jahren unnütze werde. Ein erſchöpftes, und ermüdetes Erdreich kann verbeſſert werden, ſagen die Eluths, das Alter einer Frau aber iſt nicht wieder herzuſtellen: ſie iſt ein Erdreich von kurzer Dauer, das man nutzen muß, ſo lange man es brauchen kann. Dieſer Meynung zu Folge, ſehen die Tatarn blos auf die Jugend der Weiber; ſind ſie vierzig Jahre alt, ſo halten ſie ſie als Mägde, denen ſie den Unterhalt verwilligen, um ihr Hausweſen zu beſorgen, und an ihrer ſtatt nehmen ſie junge Weiber. Nichts kommt der Ehrfurcht bey, welche die Kinder für ihren Vater haben: ſeinen Tod beweinen

ſie lange Zeit, ſie entziehen ſich aller Arten von Ergötzlichkeiten, gehen während der ganzen Trauer mit keinem Frauenzimmer um, und beſuchen ſein Grab wenigſtens einmal im Jahre. Es fehlet viel, daß ſie dergleichen Achtung für ihre Mütter haben.

An einigen Orten in der groſſen Tatarey findet man auf kleinen Bergen **Menſchen-Gerippe**, wobey goldene und ſilberne Gefäſſe, und andere Kleinode liegen. Man glaubt, daß es Körper der Helden des Landes ſind, die ihr Leben in der Schlacht eingebüſſet haben. Man kann ſie leicht an den Steinhauſen, die ſie bedecken, unterſcheiden. Man weis aber nicht, wenn, und mit wem dieſe Schlachten vorgefallen ſind. Man behauptet, Tamerlan hätte etlichemal mit den Kalmucken geſchlagen, ohne ſie bezwungen zu haben. Da dieſe Denkmale ſich zu der heutigen Lage der Einwohner nicht ſchicken, halte ich ſie vielmehr für Gräber derjenigen Mongols, die den Genghis-Kan in die mittägigen Provinzen von Aſien begleitet haben. Dieſe Helden, nachdem ſie alle Reichthümer der überwundenen Völker genommen hatten, brachten ſie ſie in ihre Wüſteneyen, und vergruben ſie, nach alter Gewohnheit der Nation,

bey

bey ihren Todten. Eine Menge Leute, der herumliegenden Gegenden begeben ſich alle Sommer zu dieſen Gräbern, und ſuchen in der Erde nach, und finden Gold, Silber, Kupfer, Edelſteine, Säbel, und anderes Gewehr. Dieſes alles iſt mit Beſchlägen von Sätteln und Zäumen, und mit Pferde-Knochen, zuweilen auch von Elephanten, untermenget; daher zu vermuthen iſt, daß wenn ein General, oder anderer vornehmer Officier in der Schlacht geblieben war, man ihn mit Pferde und Waffen begrüb, ſo wie vor dieſem unſere Biſchöffe mit ihrem Stabe. Aus der Menge der Gräber iſt auch zu ſchließen, daß ungemein viele Menſchen in dieſer Gegend müſſen umgekommen ſeyn: denn unerachtet man ſeit langer Zeit daſelbſt nachgräbt, ſo findt man doch immer wieder neue. Die Rußiſchen Gefangenen, die ſich in Siberien befinden, kommen Haufenweiſe auf das Gebiete der Eluths, und ſuchen dieſe Schätze. Da ſie weit in das Land hineingehen müſſen, werden ſie von den Einwohnern, die dieſe Monumente als Gräber ihrer Vorfahren anſehen, für welche ſie eine beſondere Ehrfurcht haben, und nicht leiden können, daß man die Aſche der Verſtorbenen ſtöre, Haufenweiſe getödet. Es

ſind

ſind daher auch dieſe Unternehmungen den Ruſſen bey harter Strafe unterſaget.

Die Nation der Eluths, als unabhängig von den Chineſern, kann in drey verſchiedene Zweige abgetheilet werden. Der vornehmſte, der aus einer großen Menge Horden und Stämmen beſteht, erkennet die Gewalt eines Khans. Dieſes ſind, eigentlich zu reden, die Eluths, und ihr Fürſt wird Vorzugsweiſe der große Khan der Tatarn genennet. Der zweyte, Tibet, oder das Königreich Bouton, wird von dem Groß-Lama, oder vielmehr von Fürſten, die unter ihm ſtehen, regiret. Der dritte begreift das Land von Karazm, und Usbek, und hat auch ſeine beſonderen Herren. Der große Khan der Tatarn hat über die andern eine Art von Herrſchaft, und wenn er mit ſeinen Nachbarn, beſonders aber mit den Chineſern, in Krieg verwickelt iſt, erhält er von den übrigen anſehnliche Hülfe. Man erzählt von ihm, daß, wenn er gegeſſen hat, ein Herold ausrufe, alle Fürſten in der Welt könnten nun auch nach Gefallen eſſen; dergeſtalt, daß dieſer Barbar, der nichts als Milch ißt, und nicht einmal einmal ein Haus hat, ſondern blos von Rauben lebt, die andern

dern Potentaten in der Welt als Sclaven anſieht, und ſie des Tages ordentlich zweymal beſchimpfet.

Jeder **Stamm** dieſer verſchiedenen Zweige beſteht aus mehrerern oder wenigern Familien, die zuſammen unter Zelten wohnen, und nicht auseinander gehen, ohne ihr **Oberhaupt** davon zu benachrichtigen. Dieſes Oberhaupt wird aus eben dem Stamme gewählet, und wenn kein Zufall die Ordnung der Erb-Folge ſtöret, bleibt dieſe Würde allezeit bey dem Aelteſten. Alle Tatarn, aus welcher Gegend, und von welcher Religion ſie auch ſeyn, ſie mögen ungeſittet oder höflich ſeyn, kennen den Stamm, woher ſie entſprungen ſind, aufs genaueſte, und pflanzen dieſe Erinnerung von Geſchlechte zu Geſchlechte auf das ſorgfältigſte fort. Die Oberhäupter ſtehen unter ihrem **Khan**, das iſt, unter einem Regenten, deſſen Vaſallen, Räthe, und Generale ſie ſind. Bey ſeinem **Tode** verſammeln ſich alle Prinzen der regierenden Familie, und alle unter ſeiner Botmäßigkeit ſtehende Vorgeſetzte der Stämme, an den Ort, wo der Monarch ſeine Reſidenz hatte, und ernennen einen **Nachfolger**. Die Wahl läuft darauf hinaus, daß man aus-

macht, welcher unter allen Prinzen am älte⸗ſten iſt, ohne die Kinder des Verſtorbenen in beſondere Betrachtung zu ziehen; und nie er⸗mangelt man, den zu wählen, der die mei⸗ſten Jahre hat, er müßte denn wegen per⸗ſönlicher Fehler ausgeſchloſſen werden, oder eine unrechtmäßig ſich zugeeignete Gewalt müßte dieſe Ordnung ſtören.

Die **Khans** der Eluths, ungeachtet ſie verſchiedene Städte beſitzen, wohnen ſo wie ihre Vorfahren, allezeit unter **Zelten**. Ihr **Lager**, das in Quartiere, Gaſſen, und öf⸗fentliche Plätze eingetheilet iſt, hat eine Stun⸗de im Umfange: der Fürſt wohnet in der Mitte, und ſeine Zelte, die ſehr erhaben ſte⸗hen, und in verſchiedenen Farben gemalet ſind, machen einen ſehr angenehmen Anblick. Sie ſind von ſtarker Leinwand, im Winter mit Filze bedecket, und werden dadurch für aller Beſchwerlichkeit der Witterung geſichert. Die Weiber des Monarchen wohnen in klei⸗nen hölzern Häuſern, die in einem Augenbli⸗cke können abgebrochen, auf Wagen geladen, und anders wohin gebracht werden. Man muß ſich nicht viele Pracht an dem **Hofe** der Khans einbilden: ihre Einkünfte beſtehen nur in dem Zehnten der Heerden, und in der

Beute,

Beute, die ihre Unterthanen zur Kriegeszeit über die Feinde machen. Jährlich ſind zwey Zehnten zu erlegen; einer, dem Souveraine, der andere, den Oberſten der Stämme; und dieſes macht den fünften Theil der Einkünfte der Nation aus. Es iſt aber auch die einzige Abgabe, die von dem Volke gefodert wird; ſehr verſchiedentlich von unſern Europäiſchen Bauern, welche außer den herrſchafftlichen, und den geiſtlichen Zehnten, noch alle andere Taxen im Staate bezahlen müſſen.

Der Khan der Tatarn kann mehr als hundert tauſend Mann in das Feld ſtellen: ſein Reichthum, ſeine Macht, und ſein Anſehen beſtehen in der Anzahl ſeiner Horden. Jede **Horde** hat ihre **Fahne** oder Banier, welches ein Stück Stoff iſt, das an eine zwölf Fuß lange Lanze angebunden wird: man ſieht darauf das Bild einer Kuh, eines Pferdes, eines Kameeles, oder eines andern Thieres, worunter der Name des Stammes geſchrieben ſteht. Wenn eine Horde marſchiret, wird die Fahne vorne an der Spitze, unmittelbar hinter dem Oberſten, getragen. Die vornehmſten **Waffen** der Eluths beſtehen in großen Bögen, und dergleichen Pfeilen, welche ſie eben ſo beherzt als richtig zu ſchießen

wiſſen. Sie bedienen ſich ihrer mit gleicher Geſchicklichkeit im Vorwärtsgehen, oder Zurückweichen, nach Art der alten Parther, die auch in der Flucht noch zu ſchlagen, gewohnet waren. Sie führen hiernächſt Röhre, sechs Fuß lang, davon der Lauft mehr als ein Zoll dick iſt: um ſolche los zu ſchießen, bedienen ſie ſich einer Lunte, und der Kern-Schuß trägt ſechs hundert Schritte weit. Auf dem Marſche nehmen ſie ſelbige, ſo wie ihre Köcher, auf dem Rücken, die Bogen aber haben ſie auf der linken Seite, in einer Art von Futterale. Weil ſie nie zu Fuße dienen, ſondern nur zu Pferde Krieg führen, tragen ſie faſt durchgehends Lanzen, Panzer-Hemden, und eiſerne Hauben. Jede Horde, oder Stamm, wird von ſeinem Oberhaupte angeführet, ſo, daß ein Trupp Tatariſcher Reuter, nach der Stärke der Stämme, mehr oder weniger zahlreich iſt. In der Schlacht wiſſen ſie nichts von Reihen und Gliedern; ohne Ordnung theilen ſie ſich in ſo viel Truppe, als ihre Armee Horden ausmacht; und jeder marſchiret, mit der Lanze in der Hand, unter der Anführung eines allgemeinen Oberſten. Die Geſchwindigkeit ihrer Pferde kommt ihnen ſehr zu ſtatten: oftmals, wenn man

man glaubt, ſie wären gewichen, fallen ſie mit größerer Hitze aufs neue an; und demjenigen Feinde geht es übel, der beym Verfolgen keine Glieder hält. Dieſe Völker ziehen niemals zu Felde, ohne alle ihre Reichthümer mit ſich zu führen; und wenn ſie eine Schlacht verlieren, bleiben ihre Weiber, Kinder, Vieh, und alles was ſie haben, in der Gewalt des Ueberwinders. Uebrigens hat der Soldat keine andere Löhnung, als was er dem Feinde abnimt. Weil ſie zu Hütung ihres Viehes, aus welchem ihr ganzes Vermögen beſteht, niemand nöthig haben, als ihre eigene Familie, ſind ſie nicht ſehr begierig, Sclaven zu machen; ſie lieben nicht, ſich mit unnützen Mäulern zu beläſtigen. Wenn der Fürſt Kriegsgefangene machet, behält er eine gewiſſe Anzahl davon in ſeinen Dienſten, die übrigen theilet er unter die Vornehmſten ſeiner Armee aus.

Ehe ich dieſe Materie verlaſſe, will ich noch etliche beſondere Umſtände, die den großen Khan der Tatarey betreffen, anführen. Seine Länder ſind mit dreyen der mächtigſten Reiche in der Welt umgeben: gegen Mitternacht gränzen ſie mit Rußland; gegen Morgen, mit China; und gegen Mittage,

tage, mit dem Reiche des groſsen Mogol. Von den erſten zweyen ſind ſie durch groſse Wüſten, von dem dritten aber durch unüberſteigliche Berge abgeſondert. Seine Truppen, durchgängig gute Soldaten, mit Bogen, Pfeilen, Lanzen, und Säbeln bewaffnet, campiren das ganze Jahr, und ändern ihren Aufenthalt, ſo oft es die Nothdurft, oder ihre Neigung erfordert. Dieſe Lebensart iſt die älteſte, und ſcheint ihnen die angenehmſte. Sie bedauren das Schickſal derjenigen, die beſtändig an einem Orte eingeſchloſſen, von ihrer Arbeit leben müſſen, und ſehen ſolches als den äuſſerſten Grad der Sclaverey an.

Der Khan hat allemal etliche tauſend ſeiner Unterthanen, die um ihn herum campiren; und er begegnet ihnen mit eben der Gutheit, als wenn ſie ſeine eigene Kinder wären. Die Abgeordneten der Statthalter von Sibeꝛien, und China, empfängt er auf eben den Fuß, als die Geſandten fremder Fürſten; und die Ceremonien, die dabey beobachtet werden, ſind folgende. Der Abgeordnete, nebſt ſeinem Gefolge, werden in das Zelt gelaſſen, wo ſie der Khan auf Teppiche oder Matten niederſetzen läſst; denn die Kalmucken,

cken, ſo wie der meiſte Theil der Aſiatiſchen Völker, bedienen ſich keiner Stühle. Vor dem Eſſen reicht man ihnen The, und nach dem Gaſtgebote werden ſie auf die freundſchaftlichſte Weiſe entlaſſen, mit Bitte, den andern Tag wieder zu kommen, um die Antwort auf den Brief des Statthalters abzuholen. Dieſe Antwort iſt in einem natürlichen und kurzem Style abgefaſſet: denn die Tatarn überhaupt ſchreiben deutlich, und mit vieler Genauigkeit.

Es ſind einige Jahre, daß der Kaiſer von China mit dem Tatar-Khan wegen etlicher Gränzörter Krieg führete, welche letzterer weggenommen hatte, und ſein Recht dazu vor der Spitze einer anſehnlichen Armee behauptete. Die Chineſer ſtelleten ihm unter dem Commando eines Prinzen von Geblüte dreyßig tauſend Mann entgegen. Unerachtet der Ueberlegenheit an Mannſchaft, wurde dieſer in etlichen Treffen geſchlagen, der Kaiſer aber genöthiget, ſich zu vergleichen, und Friedens-Vorſchläge zu thun. Die Chineſer hatten müſſen einen langen und beſchwerlichen Weg machen, durch Wüſten, und durch ein unbebauetes Land, das von der großen Mauer gegen Weſten lag; ſie hatten überdieß

ein zahlreiches Geſchütz, und eine Menge Proviant-Wagen bey ſich, ſo daß ſie entkräfftet waren, noch ehe ſie an den Feind kamen. Der Khan hingegen, nach erhaltener Nachricht von dem Anmarſche einer Armee, hielt ſich ruhig, und erwartete ſie etliche Tagereiſen weit von ſeinem Lager. Alsdenn ſchickte er die leichte Reuterey ab, ließ das Land verbrennen, und verwüſten, ſcharmuzirte mit den Chineſern Tag und Nacht, bis ſie keine Lebensmittel mehr hatten, und nach einem anſehnlichen Verluſte zwang er ſie, abzuziehen.

Die Art, durch Verwüſtung der Länder Krieg zu führen, iſt bey dieſen Völkern ſehr alt; ſie werden den regulairen Truppen dadurch furchtbar, und benehmen ihnen allen Unterhalt: ſie hingegen, die Tatarn, haben allezeit Pferde im Ueberfluſſe bey ſich, die ſie töden, und eſſen, und ſolchergeſtalt an Erhaltungsmitteln niemals Mangel leiden.

Den **Urſprung** des Namens der **Kalmucken**, oder Kalmoucken, den man den Eluths giebt, und welchen ſie als ein Schimpfwort halten, hat man noch nicht entdecken können. Man weis nur, daß es ein Beyname iſt, der von den Mahometaniſchen Tatarn herkommt, aus Haße für den Götzen-

dienſt

dienſt, dazu ſich die Eluths bekennen. Bey uns iſt er durch die Ruſſen eingeführet worden; ſeine eigentliche Bedeutung aber iſt unbekannt.

Ich habe ihnen, Madame, ſchon einige Gewohnheiten dieſer Völker beſchrieben: ich will hier noch verſchiedene Umſtände anführen, wodurch ſie ſelbige vollends werden kennen lernen. In der ſchönen Jahreszeit ſind die vornehmen Herren in die reichſten goldenen und ſeidenen Stoffe gekleidet, die aus China kommen. Im Winter tragen ſie koſtbare Pelze, die ſie aus den mitternächtlichen Ländern erhalten. Dieſe Kleider beſtehen aus zweyen langen Röcken, die ſie nöthig haben, um ſich vor dem Schnee und der Kälte zu verwahren. In ihren Häuſern oder Zelten ſind ſie leichter bekleidet. Das gemeine Volk gebrauchet ſich der Hunde- oder Ziegen-Felle. Die Weibsperſonen tragen eine breite, runde, hohle Mütze, von Baumrinde oder anderer dergleichen Materie gemachet, und mit Seide überzogen; über ſelbiger erhebt ſich ein viereckiger Kegel, der oben mit Pfauen-Federn beſteckt, die Seiten aber mit koſtbaren Steinen beſetzet ſind. Um dieſen Putz auf dem Kopfe zu erhalten, binden ſie

ihn unter dem Kinne zuſammen. Vom weiten nähme man ſie für Soldaten, mit Lanzen bewaffnet, davon die Spitze über den Helm hinausreichet. Das Frauenzimmer reitet, wie die Mannsperſonen, mit ausgeſperrten Beinen. Ihre Röcke, die unſeren Nonnen-Kleidern ähnlich ſehen, aber viel weiter, und vorne offen ſind, werden über den Hüfften mit einer blauen, und gegen den Schooß zu mit einer andern gleichfärbigen Binde gegürtet. Ein Stück Stoff, das von den Augen bis auf die Bruſt geht, verdeckt ihnen das ganze untere Geſicht. Mehrentheils iſt das Frauenzimmer dick, und eine außerordentlich kleine Naſe iſt bey ihnen eine Schönheit.

Die **Hütten** der Tatarn ſind rund, und von kleinen Stücken Holz, und geflochtenen Weiden, zuſammen gebauet. Sie ſtehen auf vierräderigen Wagen, über welche ſie auf jeder Seite fünf Fuß hervor ragen, in der Länge aber ohngefähr dreyßig Fuß haben. Es gehören, ſagt man, zwölf Ochſen dazu, um dieſe beweglichen Häuſer fortzuſchaffen: in einem ebenen und flachen Lande iſt eine einzige Weibsperſon hinlänglich, das ganze Fuhrwerk zu regieren; wird aber der Weg rauh,

iſt

iſt der Zug faſt eben ſo ſicher, denn man geht nicht geſchwinder, als den ordentlichen Ochſenſchritt.

Das **Hausgeräthe**, und die koſtbarſten Sachen, werden in geflochtenen, runden, gemalten, oder mit Federn geſchmückten Körben verwahret, daran der Deckel mit ſchwarzem Filze überzogen iſt, und mit Talge und Schafsmilch gerieben wird, daß kein Regen durchdringen kann. Dieſe Meublen werden auf Wagen, mit Kameelen beſpannet, geſetzet, wegen des Ueberganges bey Flüſſen. So oft dieſe Häuſer aufgeſchlagen und in Ordnung geſtellet werden, nimmt man in Acht, die Thüre gegen Mittag zu kehren; die Körbe aber bleiben auf den Wagen, zu beyden Seiten der Hütte, der ſie zu einer Verwahrung dienen. Wenn die Hütte ſteht, wird das Bette des Herrn der Thüre gegen über geſetzet. Die Weibsperſonen nehmen die linke Seite ein; die Mannsperſonen die rechte; und dieſe Ordnung wird ſo genau in Acht genommen, daß man niemals einen Köcher auf der Weiber Seite ſehen wird. Oben, über dem Platze, wo ſich der Mann aufhält, iſt ein Bild, das den Schutz-Gott der Familie vorſtellet. Ein zweytes, das ein Kuh-Euter

ter hält, und das Geſicht gegen die Mägde gekehret hat, um ſie zu erinnern, daß ſie dieſe Thiere fleißig melken ſollen, iſt über dem Bette der erſten Frau aufgemachet. Auf der Seite der Mannsperſonen ſieht man ein drittes, mit einem Euter einer Stutte, um anzuzeigen, daß ſie in Anſehung der Mutter-Pferde gleiche Sorgfalt tragen ſollen. Die Art ſelbige zu melken, beſteht in folgenden. Man bindt die Füllen an einen langen Strick, der zwiſchen zwey Seulen geſpannet wird. Die Stutte, indem ſie ſich ihnen nähert, läßt ſich das Euter nehmen. Wehret ſie ſich, ſo giebt man ihr ein Füllen, das ſie eine Weile ſaugen muß; hernach thut man das Füllen weg, und ſie läßt beſſer mit ſich umgehen.

Die Reichen haben Magazine, wo ſie ihre Vorräthe für den Winter aufheben. Den Tatarn iſt es einerley, ob die zu ihrer Nahrung beſtimmten Thiere ſind getödet worden, oder ſelbſt umkommen. Wenn ſie Fleiſch eſſen wollen, ſchneiden ſie es in Stücken, und hängen es in die Luft, und laſſen es an der Sonne trockenen. Es erhält ſich alsdenn eben ſo lang, als wenn es eingeſalzen wäre. Aus dem Blute ihrer Pferde machen ſie Würſte, die viel wohlſchmeckender ſind, als

als die unſerigen. Salz, und Waſſer, ſind die einzigen Dinge, womit ſie ihr Fleiſch würzen: dieſes richten ſie in einer großen Schüſſel an, für funfzig und ſechzig Perſonen, und jedes nimmt mit ſeinem Meſſer, was ihm anſtändig iſt. Der Herr vom Hauſe legt ſich zuerſt vor; und wenn hernach ſeine Gäſte etwa mehr bekommen, als ſie eſſen können, müſſen ſie es, an ſtatt mit dem Nachbar zu theilen, in einen kleinen Sack ſtecken, den ſie allemal bey ſich führen. Sie ſtecken alles ein, bis auf die Knochen, wenn ſie nicht Zeit haben, ſolche abzueſſen; ſo ſehr ſind ſie beſorgt, nichts von dem, was man ihnen vorlegt, einzubüßen. Außer dem Weine, den ſie aus fremden Ländern bekommen, haben die Tatariſchen vornehmen Herrn auch vortreffliche **Getränke**, aus Reiß, Honig und Hirſe gemachet: von dem Tranke, der aus diſtillirter **Milch** verfertiget wird, habe ich Ihnen ſchon geſaget. Dieſe Milch wiſſen ſie noch auf verſchiedene andere Art zu zubereiten: ſie thun ſie in einem großen Schlauch, und ſchlagen mit einer ausgehöhlten Keule darauf, ſo lange bis ſie anfängt, wie neuer Wein, zu gähren, ſauer zu werden, und ſich in **Butter** zu verwandeln. Man koſtet ſie

als-

alsdenn; ſchmecket ſie ſcharf genug, ſo findet man ihr die gehörige Vollkommenheit. Um noch auf eine andere Art Butter zu machen, ſchlägt man die Milch, ſo lange, bis ihre groben Theile zu Boden fallen, und die feinſten das Anſehen kriegen wie friſcher Honig. Iſt es Kuh-Milch, ſo läßt man ſie, wenn ſie geſchlagen worden iſt, kochen, und gießt ſie in Schläuche. Sie wird daſelbſt ſauer, gerinnet, und nachdem ſie an der Sonne trocken geworden iſt, wird ſie hart. Man thut ſie hernach in lederne Säcke, bis auf den Winter. Wenn die Milch zu dieſer Jahres-Zeit mangelt, füllt man dieſe Säcke vollends mit warmen Waſſer, und ſchlägt ſie, bis die geronnene Milch ſich auflöſet. Die Tatariſchen **Weine** berauſchen, wie die unſerigen.

Wenn dieſe Völker zuſammen kommen, um ſich **luſtig** zu machen, ſo beſprengen ſie ihre Bilder mit etlichen Tropfen ihrer Getränke, und fangen bey demjenigen an, das über dem Kopfe des Herrn vom Hauſe ſteht. Hernach nimmt einer von den Knechten ein Gefäß, geht damit vor das Haus, und gießt ſolches, auf der Seite gegen den Mittag, zu Ehren des Feuers dreymal aus; bey jedem Ausgießen verbücket er ſich. Eben dieſelbe Ceremonie macht

macht er nach dem Morgen zu, zu Ehren der Luft; gegen den Abend, zu Ehren des Waſſers; und gegen Mitternacht, zu Ehren der Verſtorbenen. Wenn er wieder in das Haus tritt, reichen die andern Bedienten dem Herrn, und der Frau, die auf einem Bette ſitzen, zu trinken. So bald der Herr das Glas an den Mund ſetzet, ſo giebt ein anderer Bedienter den Muſikanten ein Zeichen, und alle Inſtrumente laſſen ſich in dem Augenblicke hören. Die Bedienten ſchlagen alsdenn in die Hände, und fangen an zu tanzen, die Mannsperſonen vor ihrem Herrn, die Weibsleute, vor ihrer Frau. Wenn Herr und Frau getrunken haben, wiederholet der Bediente das Zeichen, und die Muſik höret auf; man giebt hierauf das Trinken nach der Reihe herum, und die vollen Gläſer laſſen nicht eher nach, bis die ganze Geſellſchaft betrunken iſt. Um einen nach Tatariſcher Art zum **Trinken** zu nöthigen, nimmt man ihn bey dem Ohre, und ſchüttelt ihn ein wenig, bis er den Mund aufmachet, und den angebotenen Wein trinkt. Man ſchlägt alsdenn in die Hände, und tanzet vor ihm. Bey außerordentlichen **Luſtbarkeiten**, füllen zwey von der Geſellſchaft ein jeder einen Becher, und bringen dem, zu

deſſen

deſſen Ehren das Feſt angeſtellet worden iſt, unter Singen und Tanzen zu trinken: in dem Augenblicke aber, daß er den Becher angreifen will, treten ſie ein wenig zurück, gehen wieder auf ihn los, und wiederholen dieſes Spielwerk etliche mal. Wenn ſie nun ſehen, daß er recht begierig wird, und großes Verlangen trägt, zu trinken, ſo geben ſie ihm den Becher, und fangen an zu ſingen, zu tanzen, und in die Hände zu ſchlagen, bis der Becher ausgeleeret iſt.

Ein Tatar kann nicht **heurathen**, wenn er nicht vermögend iſt, eine Frau zu kaufen. So bald ein ſolcher Handel geſchloſſen iſt, verſtecket ſich das Mägdgen in ein benachbartes Haus; und wenn der Bräutigam bey ihrem Vater nach ihr fraget, antwortet dieſer: „Meine Tochter gehöret euch; ihr ſeyd Herr, ſie zu nehmen, wo ihr ſie findet.“ Zu Folge dieſes Rechts ſuchet er ſie überall, wo er vermuthet, daß ſie ſich hin verſtecket hat; und wenn er ſie findet, nimmt er ſie mit ſich, wie eine Beute, die er mit Gewalt entführet.

Bey der **Geburt** eines Kindes, holet man die Wahrſager, und die Prieſter, welche des Kindes Schickſal auslegen müſſen. Man rufet ſie auch bey Krankheiten, um ſolche zu ver=

Digitized by Google

verſprechen, und zu ſagen, ob ſie natürlich oder von Bezauberungen herrühren. So bald jemand **krank** wird, ſetzet man ein Zeichen an die Thüre, welches andeutet, daß niemand zu dem Kranken kommen dürfe, als diejenigen, die ihn zu warten haben. In dergleichen Fällen ſtellen die Vornehmen Wache um ihr Haus, um zu verhüten, daß nicht etwa ein böſer Geiſt, oder ein ſchädlicher Wind, mit denen, die ſich ihnen nähern, hinein komme. Wenn ein **Kranker** ſtirbt, wird ein großes Wehklagen in der Familie angeſtellet, und diejenigen welche die Trauer anzulegen haben, ſind ein ganzes Jahr von allen Abgaben befreyet. Auf einer andern Seite, müſſen diejenigen Perſonen, welche bey des Verſtorbenen Tode, oder nur in ſeinem Hauſe, geweſen ſind, auf eben ſo lange den Hof des Souverains meiden. Bey dem **Grabe** läßt man eine von den Hütten des Verſtorbenen ſtehen, und wenn es jemand vornehmes iſt, werden Wächter dazu geſetzet, die daſelbſt wohnen müſſen.

Die **Geſetze** der Tatariſchen Juſtiz ſind nicht hart, und häufig. Wenn zwey Leute ſich ſchlagen, iſt niemanden erlaubet, ſich in den Streit zu mengen: ſelbſt ein Vater dürfte

ſich nicht unterſtehen, ſeines Sohnes Parthey zu nehmen: aber der, welchem übel begegnet worden iſt, kann ſich bey dem Oberhaupte des Stammes beklagen, und alsdenn wird ihnen ausdrücklich unterſaget, ſich zu ſchlagen; ſo wie bey uns, wenn eine Sache vor das Tribunal der Marſchälle von Frankreich gebracht worden iſt. Kein Verbrechen wird in der Tatarey mit dem Leben beſtrafet, wofern der Thäter nicht über der That angetroffen, oder durch ſein eigenes Geſtändniß überführet wird; daher man ſich auch der Folter bedienet, ihn dazu zu bringen. Todſchlag, Ehebruch, und ein wichtiger Diebſtahl, werden am Leben gerüget: kleine Diebereyen ziehen die Baſtonnade nach ſich.

Gewiſſe **Kalmucken** erkennen keine andere **Gottheit**, als einen groben hölzernen Götzen, der wie ein Harlekin, mit einem Kleide von vielerley Farben, bekleidet iſt. Gemeiniglich hält man ihn in einem Schranke verſchloſſen; wenn man aber auf die Jagd geht, oder ſonſt verreiſet, wird er herausgenommen. Er wird alsdenn auf einen beſondern Schlitten geſetzet, und man opfert ihm das erſte Wild, das man antrifft. Wenn die Jagd glücklich geweſen iſt, und man nach

Hauſe

Hauſe kömmt, ſetzt man den Götzen wieder in ſeinen Kaſten, an den höchſten Ort der Hütte, und ſchmücket ihn von oben bis unten, von vorne und hinten, und von allen Seiten, mit den ſchönſten Zobeln, die man gefangen hat; dieſe Felle behält er ſo lange bis ſie alt werden. Es würde als eine Miſſethat angeſehen, ſie in andern Nutzen zu verwenden, oder an Fremde zu verkaufen.

Hier iſt der Ort, Madame, wo ich Ihnen von dem Lande Tibet etwas ſagen ſollte; allein das Königreich Boutan, das den wichtigſten, und zugleich merkwürdigſten Theil davon ausmachet, hat bereits den Stoff zu einem meiner vorigen Briefe gegeben. Ich will alſo nur noch zweyer beſonderer Umſtände Erwähnung thun, welche mir dazumal nicht bekannt waren, und die ich von einigen Reiſenden gehöret habe. Sie ſagen, daß die **Weiber** daſelbſt mehrere **Männer** auf einmal **heurathen** können; ſollten es auch Verwandte, ja ſo gar Brüder ſeyn. Das erſte Kind gehöret dem älteſten Manne; die nachfolgenden werden den übrigen, nach der Ordnung des Alters, zugeeignet. Wenn man ihnen wegen dieſer Gewohnheit Vorwürfe machet, entſchuldigen ſie ſich mit dem

Mangel an Frauenzimmer, derer es hier viel weniger giebt, als Mannsperſonen.

Man behauptet ferner, daß wenn man an der Geneſung eines Kranken zweifelt, man ihn vor die Stadt trägt, und in einer Grube, voller todter Körper wirft, wo er elendiglich umkommen muß; ingleichen, daß die Leichname den Raubvögeln überlaſſen werden, weil man ſich zur Ehre rechnet, den Magen eines lebendigen Geſchöpfes zu ſeinem Grabe zu haben.

Ich bin ꝛc.

In der Tatarey, den 16. Auguſt 1746.

Der 76. Brief.

Fortſetzung von der Occidentaliſchen Tatarey.

Es bleibt mir noch übrig, Madame, Ihnen Rechenſchaft von meiner Reiſe in diejenigen Länder der Occidentaliſchen Tatarey zu geben, die unter den Namen von Karazm, Usbek, und der großen und kleinen Bucharey bekannt ſind. Urgenz, die

die Hauptſtadt des Königreiches Karazm, woher ich Ihnen gegenwärtig ſchreibe, liegt nur zwanzig Stunden von dem Caſpiſchen Meere. Dieſe Stadt war in den vorigen Jahrhunderten ſehr berühmt; ſeitdem aber ein Arm des Fluſſes Amur, der an ihren Mauern vorbey floß, einen andern Lauf genommen hat, hat ſie alle ihre Herrlichkeit verloren. Ihr Umfang beträgt ohngefähr eine Stunde; ihre Mauern ſind von getrockneten Ziegeln, und der Graben, der ſie umgiebt, iſt enge und voller Geſträuche. Ihre Gebäude ſind nichts, als ſchlechte Hütten von Erde, nnd das alte Schloß iſt faſt nicht mehr zu bewohnen. Die Moſcheen ſind in nicht beſſern Umſtänden; denn die Neigung der Tatarn iſt, nicht ſowohl zu erhalten, als vielmehr zu verwüſten. Der einzige Ort der Stadt, den ſie noch unterhalten, iſt eine in der Mitten gelegene Gaſſe. Der Plaz daſelbſt, wo Markt gehalten wird, iſt über und über bedecket, um vor dem Regen geſichert zu ſeyn. Der veränderte Lauf des Fluſſes hat Gelegenheit gegeben, daß der gröſte Theil der Einwohner weggezogen iſt, und aus einem ſonſt ſehr fruchtbaren Boden hat er ein dürftiges Land gemachet. Un-

geachtet die Lage der Stadt zur Handlung ſehr bequem iſt, ſo bedeutet dieſe gegenwärtig wenig, da die Kaufleute unter den Mahometaniſchen Tatarn, welche dem Rauben und Plündern mehr ergeben ſind, als die Heidniſchen, keine Sicherheit finden. Die ordentlichen Abgaben betragen zwar nur drey von hundert; aber die Erpreſſungen ſind oft größer, als der Werth der Waaren ſelbſt.

Die übrigen Städte von Karazm verdienen dieſen Namen nicht: nur elende Hütten, von Erde gebauet, und von den Turcomannen, und Usbeckiſchen Tatarn bewohnet, ſieht man daſelbſt. Erſtere haben ihren Urſprung aus Turkeſtan, woher, wie einige glauben, die Ottomanniſche Linie, welche den Türkiſchen Thron beſitzet, entſproſſen iſt. Die Turcomannen verließen gegen das eilfte Jahrhundert ihr Land, in der Abſicht, ihr Glück anderwärts zu ſuchen, und ließen ſich an dem Fluſſe Amur, den die Alten Oxus nenneten, in der Gegend vom Caſpiſchen Meere, nieder. Dieſe Völker ſind groß, und ſtark vom Leibe, haben ein plattes, viereckiges Geſicht, und eine braune Farbe. Im Sommer tragen ſie lange Röcke vom leichten Zeuge, und wohnen unter

Zelten

Zelten in Gegenden, wo ſie Waſſer und Weyde find:n. Im Winter ſind ſie mit Schaafs-Fellen bekleidet, und bewohnen die Dörfer und Städte. Sie bekennen ſich zur Mahometaniſchen Religion, oder haben vielmehr den Schein davon. Ueberhaupt ſind ſie unruhiger Gemüthsart; und mit vieler Mühe unterwerfen ſie ſich dem Joche der Tatarn. Da ſie von dieſen als bezwungene Völker angeſehen werden, müſſen ſie Tribut und andere Auflagen bezahlen; und eben daher kommt der Haß, den ſie gegen ihre Herren haben.

Turkeſtan, woher dieſe Völker gekommen ſind, hat zur Hauptſtadt einen Ort gleiches Namens, der an dem Fluſſe Sir liegt. Dieſer Fluß ſtürzet ſich in den See Aral, oder der Adler, der dem Caſpiſchen Meere ähnlich ſieht, und ohngefähr den vierten Theil ſeiner Länge ausmacht. Er iſt einer der größten Seen im Nordlichen Aſien: man giebt ihm wenigſtens dreyßig Stunden von Mitternacht gegen Mittag, und funfzehn, von Morgen gegen Abend. Sein Waſſrr, ob ſchon ſalzig, nähret eine große Menge von eben der Art Fiſchen, wie ſie in dem Caſpiſchen Meere ſind. Dieſe See läuft niemals über, ob gleich die Flüſſe Sir, Keſel, und

verſchiedene andere hineinfallen. Die Einwohner leiten ſein Waſſer im Sommer, vermittelſt kleiner Canäle, in ihre ſandigen Ebenen; wenn es nun eingetrocknet iſt, ſchießt auf der Oberfläche des Erdreiches ein Salz-Cryſtall an, wodurch das ganze Land hinlänglich mit Salze verſorget wird.

Der **Sir** iſt derjenige Fluß, den die Moſcoviten **Daria** nennen. Zu unſern Zeiten hat man viel Redens von ihm gemachet, wegen ſeines vermeyntlichen Gold-Sandes, womit Peter der große Verſuche anſtellete. Die Erfahrung aber hat gelehret, daß der Gold-Sand nicht aus dieſem Fluſſe kommt, ſondern daß ihn die Bucharen in den Bergen, auf der Seite von Indien, ſammeln, und gegen eingetauſchtes Pelzwerk nach Siberien bringen.

Die **Stadt** Turkeſtan, ob ſie gleich von Ziegeln gebauet iſt, giebt einen traurigen Ort ab, wo nichts merkwürdig iſt, als die Schönheit ſeiner Lage. Die **Einwohner** in der Provinz ſind Räuber, die nichts zu leben haben, als was ſie den Kalmucken, und den Ruſſen nehmen. Sie gehen Haufenweiſe über die Gebirge, und geſellen ſich zu den Mahometaniſchen Tatarn, mit welchen ſie

bis

bis nach Siberien ſtreifen. Ihrer Gewohnheit nach wohnen ſie im Winter in den Städten; im Sommer aber campiren ſie an den Ufern des Caſpiſchen Meeres, und des Adler-Sees. Sie führen Säbel, Bogen, und Lanzen: mit Schießgewehre aber wiſſen ſie nicht umzugehen. Ihre meiſten Weiber ſind groß und wohlgeſtaltet; ein breites und plattes Geſicht verhindert nicht, daß ſie dennoch etwas angenehmes haben. Gekleidet ſind ſie ohngefähr wie ihre Nachbarinnen, die Kalmuckinnen, ausgenommen, daß ſie ihre Mützen ſpitzig, und auf der rechten Seite umgeſchlagen, tragen. Die Mannsperſonen ſind beſtändig zu Pferde, und wenn ſie nicht auf Raubereyen ausgehen, iſt die Jagd ihre einzige Beſchäfftigung. Ihren Weibern und Sclavinnen überlaſſen ſie die Sorge der Heerden und Wohnungen, und die Felder ackern ſie nicht, als im äuſſerſten Nothfolle. Es geſchieht oft, daß ſie auf ihren Streifereyen übel zugerichtee werden; ja ihre Beute kommt dem nicht bey, was ſie auf ihrem eigenen Grund und Boden erbauen könnten, wenn ſie Luſt hätten, ihn zu verbeſſern. Allein ſie lieben mehr, ſich allen Arten von Gefährlichkeit auszuſetzen, und vom Raube zu le-

 ben,

hen, als ſich an Arbeit zu gewöhnen, die ihnen ein ruhigeres, und bequemeres Leben verſchaffen könnte. Den Perſern, Armeniern, und zuweilen auch den Indianern, verkaufen ſie die Sclaven, die ſie in Karazm, und in Rußland machen; ſie behalten ihrer nicht mehr für ſich, als ſo viel ſie zu Hütung ihres Viehes nöthig haben: doch geben ſie kein junges Frauenzimmer, von denen, die ſie aus Siberien entführen, weg. Unerachtet ſie ſich zur Mahometaniſchen Religion bekennen, haben ſie doch weder Prieſter, noch Moſcheen, ſind aber mit den benachbarten heydniſchen Nationen in beſtändigem Kriege.

Der Name der Usbecks, den die Tatarn von Karazm, und die von der Bucharey führen, kommt von einem ihrer erſten Khans her. Der Gebrauch, ſich nach dem Regenten zu nennen, um ihm dadurch die allgemeine Neigung der Unterthanen darzuthun, iſt von den Bewohnern dieſer Länder zu allen Zeiten beobachtet worden: auch die Namen der Mongols, und Tatarn, haben keinen andern Urſprung. Die Lebensart der Usbecken kommt der, von den Turcomannen in Karazm, ziemlich bey; jedoch mit dem Unterſchiede, daß dieſe von ihren Heerden,

jene

jene aber vom Raube, leben. Sie ſtreifen unabläßig in die Länder ihrer Nachbarn, beſonders nach Perſien. Bündniſſe ſind ein ſchwacher Zaum, ſie zurück zu halten, denn die Sclaven, und die Beute, die ſie machen, ſind ihr ganzer Reichthum. Ungeachtet es an verſchiedenen Orten dieſes Landes, und ſonderlich an den Ufern der Flüſſe Keſel, und Sir, vortreffliche Weyde giebt, ſo treiben ſie ihr Vieh doch ſelten dahin; ſie finden nichts zu plündern, und die daſigen Einwohner ſind darinnen eben ſo geübet, wie ſie. Ueberdieß beläſtigen die Mahometaniſchen Tatarn einander nicht durch Streifereyen, ſie müßten denn in offenbarem Kriege leben. Was die Kalmucken, und die Eluths anbelanget, die mit dem Königreiche Karazm gränzen, ſo pflegen ſie ſich zu Anfange des Sommers tiefer in ihr Land zu ziehen, um den Einfällen dieſer gefährlichen Nachbarn nicht ausgeſetzet zu ſeyn; ſie kommen auch nicht eher, als mit dem Eintritte des Winters wieder zurück, wenn der Regen und Schnee die Wege unbrauchbar machen.

Die Usbecks jagen die **wilden Pferde** mit Raubvögeln. Sie richten ſie ab, daß ſie das Pferd bey dem Kopfe oder Halſe faſſen,

und

und indem ſie es ermüden, ohne fahren zu laſſen, können es die Jäger, die es nicht aus dem Geſichte verlieren, leicht tödten. Dieſes ganze große Land bringt kein anderes Gras hervor, als eine Art von Heidekraut, wovon aber die Heerden doch fett werden. Kein Brod wird nicht gebacken, und das Feld niemals geackert; die Einwohner haben das Pferdefleiſch lieber, das ſie in kleine Stücken hauen, und mit größtem Appetite eſſen. Ihr vorzügliches Getränke iſt die Milch ihrer Stutten. Ihr Leben bringen ſie in einem beſtändigen Müßiggange zu; ſie ſetzen ſich in große Haufen mitten auf das Feld zuſammen, und unterhalten ſich mit Geſprächen. Die Oberherrſchaft haben verſchiedene Prinzen aus einer Familie, davon aber nur einer den Titel als Khan, mit einer Art von Gewalt führet, die er blos ſeiner Geſchicklichkeit zuzuſchreiben hat. Seine ordentliche Reſidenz iſt in der Stadt Urgenz; im Sommer aber pfleget er an dem Fluſſe Amur unter Zelten zu wohnen. Wenn ein ſolcher Fürſt wider den andern Krieg führet, welches öfters geſchieht, ſo begiebt ſich der Ueberwundene mit ſeinen Anhängern in eine Wüſte, und lebet daſelbſt von Plünderungen,

gen, ſo lange, bis er ſich wieder erholet hat, und ſeine Rache nehmen kann. Die Turcomannen ſind mit den Usbecks niemals einig, und ihr gegenſeitiger Haß giebt beſtändig Gelegenheit zu Streite; daher kommen auch die Unruhen, die das Königreich Karazm unaufhörlich zerrütten. In alten Zeiten war dieſes Land unter der Botmäßigkeit der Perſer; nachher bemeiſterten ſich deſſen die Araber; hierauf kam es unter die Gewalt des Gengis-Khan. Tamerlan eroberte es; allein die Perſer bezwungen es zum zweyten male: doch behielten ſie es wenige Zeit. Die Einwohner ruften die Usbecks zu Hülfe, und dieſe beſitzen es noch bis auf den heutigen Tag.

Nicht weit von dem Königreiche Karazm liegt die große **Bucharey**. Die **Städte** Bockhara, Samarcanda, und Balk ſind darinnen befindlich. **Erſtere** iſt ſehr gros: ihre ziemlich hohen Mauern ſind von Erde; und ſie hat ein Schloß, wo der Khan ſeine ordentliche Reſidenz hat. Hier, wie in allen Städten der Tatarey, haben die Häuſer ein armſeliges Anſehen; doch ſcheinen die öffentlichen Gebäude beſſer gebauet zu ſeyn. Man hat mir von einem kleinen **Fluſſe** geſaget, der daſelbſt vorbey fließt, welcher ſo ungeſun-

des

des Waſſer hat, daß es bey denen, die davon trinken, **Würmer** in den Beinen erzeuget. Alle Tage kommen ſie eines Zolles lang hervor, und, ſo, wie ſie ſich ſehen laſſen, werden ſie gewickelt, um ſie ſachte heraus zu ziehen; zerreiſſen ſie bey der Operation, ſo hat der Kranke einen ohnfehlbaren Tod zu erwarten. Unerachtet dieſer Beſchwerlichkeit, iſt in Bokhara verboten, anderes **Getränke** als Waſſer, und Stutten-Milch, zu trinken. Es ſind beſondere Leute beſtellet, die in den Häuſern nachſuchen müſſen; und finden ſie Wein, oder abgezogene Waſſer, zerſchmeiſſen ſie die Fäſſer, die Schuldigen aber werden beſtrafet. Ein dergleichen Trinker verräth ſich oftmals durch ſeinen Athem, und ſezt ſich einer ſchweren Züchtigung aus. Die gewöhnlichſte iſt, daß er auf einem öffentlichen Platze gepeitſchet wird. Dieſes ſtrenge Geſetz kommt von dem Oberhaupte ihrer Religion her, der in Bokhara mehr verehret wird, als der **Khan** ſelbſt; ja er ſetzet die Khans ſo gar nach ſeinem Gefallen ab. Dieſer ihre Gewalt, und Reichthum iſt überhaupt ſehr mäßig; und ſie haben faſt keine andern Einkünfte, als was ſie von der Stadt zu ihrem Unterhalte bekommen. Man bezahlet ihnen den Zehnten

von

von allem, was verkaufet wird; eine Abgabe, die dem Volke allerdings beſchwerlich fällt. Wenn der Khan Geld benöthiget iſt, ſchickt er in die Kaufmannsladen, und läßt Waaren auf Credit ausnehmen, und verkaufet ſie wieder um einen geringen Preis, ſo wie es unſere jungen Herren in Frankreich machen, die ſich ruiniren wollen.

Der **Handel** in der Bucharey geſchieht mit den Perſern und Moſcowiten: erſtere bringen Halsbänder, ſeidene Stoffe, und andere Krämer-Waaren dahin, die ſie gegen Sclaven vertauſchen. Für eben dieſe Waaren aus Perſien geben ihnen die Ruſſen juchtene-Häute, Schaafspelze, hölzerne Waare rc. Obgleich die Lage von Bokhara für den Handel mit dieſen beyden Ländern ſehr vortheilhaft iſt, ſo kommen doch wenige fremde Kaufleute hin, weil ſie unaufhörliche Bedrückungen zu erdulden haben. Unterdeſſen ziehen die Staaten des groſſen Mogols, und ein Theil von Perſien, alle Arten von trockenen Früchten daher, welche wegen ihres guten Geſchmackes ſehr bekannt ſind.

Die berühmte Stadt **Samarcanda** hat von ihrer alten Pracht viel verloren. Sie war die Hauptſtadt in des Tamerlans Reiche.

Allein

Digitized by Google

Allein ſo viel ſie auch von ihrem vorigen Glanze eingebüßet hat, ſo iſt ſie doch noch heutiges Tages wichtig und volkreich. Sie hat eine Academie der Wiſſenſchaften; die berühmteſte in allen Mahometaniſchen Ländern, und diejenige, welche am meiſten beſuchet wird. Man kommt aus allen Gegenden dahin, zu ſtudiren; aus Perſien, vom großen Mogol, und aus der Türkey. Das Erdreich trägt vortreffliche Früchte; inſonderheit werden die daſigen **Melonen**, ſo wie die im Königreich Karazm, gerühmet. Letztere halten ſich lange Zeit friſch, und werden nach Aſtrakan, und Petersburg, an den Rußiſchen Hof, geſchicket. Sie haben im Winter eben den Geſchmack, den ſie zur rechten Jahres-Zeit haben. Von Geſtalt ſind ſie rund, ihre Schale iſt grün, und das Fleiſch ein wenig dunkeler, als das von den ordentlichen Melonen. Man kann alles eſſen, ausgenommen die Schale und Kerne: unerachtet ſie außerordentlich kälten, ſind ſie doch niemals ſchädlich. Die Gewohnheit iſt, daß man ſie grün abbricht, und alsdenn erſt reif werden läßt. In Samarcanda wird auch das beſte ſeidene **Papier** von ganz Aſien gemachet. Den Einwohnern würde ein

kleiner

kleiner Fluß, der durch die Stadt geht, und in den Amur fällt, große Vortheile bringen, wegen der Gemeinſchaft mit den benachbarten Ländern, wenn ſie ſich Mühe geben wollten, ihn ſchiffbar zu machen; aber einen blühenden Handel in Samarcanda zu errichten, müßten andere Leute daſelbſt wohnen, als die Tatarn. Ihre Feſtungswerke beſtehen aus großen Bollwerken von Erde; und die Häuſer ſind denen von Bokhara gleich.

Balk, heutiges Tages die anſehnlichſte unter allen Städten der Mahometaniſchen Tatarn, iſt groß, ſchön, und volkreich: die meiſten daſigen Häuſer ſind von gehauenen Steinen, oder von Ziegeln. Das Schloß des Khans iſt ein großes, auf Morgenländiſche Art eingerichtetes Gebäude, ganz von Marmor aufgeführet, welcher auf einem benachbarten Berge gebrochen wird. Weil die Fremden aller möglichen Freyheit in dieſer Stadt genießen, iſt ſie der Mittelpunct der Handlung zwiſchen der Bucharey, und Indien geworden. Der ſchöne Fluß, der die Vorſtädte durchſtrömet, trägt ein großes dazu bey. Ueberdieß bezahlen die Waaren nicht mehr, als zwey vom hunderte; die durchgehenden aber, gar nichts.

In der großen Bucharey rechnet man drey verſchiedene Nationen: die Bucharen, als die älteſten Einwohner des Landes; die Mongols, die ſich unter den Nachfolgern des Gengis-Khan daſelbſt niedergelaſſen haben; und die Usbecker Tatarn, die heut zu Tage die Regirung in Händen haben. Die Bucharen ſind von mittelmäßiger Größe, aber wohl geſtaltet, ſehen für das daſige Clima ſehr weiß, haben große, braune, und feurige Augen, Habichts-Naſen, ſchwarze Haare, einen ſtarken Bart, und kommen in nichts der Unförmlichkeit der Tatarn, unter denen ſie wohnen, bey. Ihre Weiber, die überhaupt lang und wohl gemachet ſind, haben eine vortreffliche Haut, und ſchöne Geſichts-Züge.

Beyde Geſchlechter tragen Hemden und Beinkleider von Calico; die Mannsperſonen haben darüber noch einen Cafftan, oder Weſte, von Seide, der bis auf die Waden geht, und eine runde, tuchene Mütze, auf Pohlniſche Art, mit einem breiten Gebräme. Einige tragen einen Turban, wie die Türken, und gürten den Cafftan mit einer Binde von ſeidenem Crepp, die etlichemal um den Leib geht. Wenn ſie ausgehen, ſind ſie in Pelz

gekleidet. Ihre Halbſtiefeln, die von beſonders zugerichteter Pferde-Haut gemachet ſind, haben die Form der Perſianiſchen. Die Weiber-Röcke ſind weit, und fliegen frey um ſie herum. Auf dem Kopfe haben ſie eine kleine flache Mütze; hinten aber fallen die Haare in Zöpfen herunter, und ſind mit Perlen und Steinen gezieret.

Die Bucharen bekennen die Mahometaniſche **Religion**, nach der Türken Lehrart, und unterſcheiden ſich nur in etlichen wenigen Ceremonien. Ihren **Unterhalt** ziehen ſie theils von mechaniſchen Künſten, theils von der Handlung, welche die Mongols und Usbeckiſchen Tatarn ihnen überlaſſen: weil aber wenige fremde Kaufleute zu ihnen kommen, inſonderheit in denen Gegenden, wo die Mahometaniſchen Tatarn zu befehlen haben, ſo gehen ſie in Menge nach China, Indien, Perſien, und Siberien, und kommen mit groſſem Gewinne wieder zurück. Sie mengen ſich niemals, und unter keinerley Vorwand, in Kriegs-Angelegenheiten, ob ſie ſchon alle Städte in den Provinzen inne haben: ihre ganze Aufmerkſamkeit geht auf ihre Privat-Verrichtungen. Sie bezahlen für jede Stadt, und für jedes Dorf, einen jährlichen

chen **Tribut** an die Mongols, und Usbecks, die, wie ich Ihnen, Madame, geſaget habe, die Regenten des Landes ſind. Dieſe Unterthänigkeit macht ſie bey den Tatarn verächtlich, welche ſie als eine ſchlechte, niederträchtige Nation anſehen, ohngefähr ſo, wie wir die Juden halten, ja einige glauben, daß ſie von ihnen herſtammen.

Die **Mongols**, die ſich in der Bucharey niedergelaſſen haben, unterſcheiden ſich von den Eluths in Anſehung der Sitten und Gebräuche nicht, wohl aber in der Religion, welche die Mahometaniſche iſt, und in der Neigung zum Plündern. Die **Usbecks** hingegen ſondern ſich in vielen Stücken von denen aus Karazm ab. Ueberhaupt hält man ſie für die geſitteteſten unter den Mahometaniſchen Tatarn, ob ſie gleich der Räuberey und dem Diebſtahl nicht weniger ergeben ſind, als jene. Die **Kleidung** beyderley Geſchlechts iſt, mit Ausnahme der Stiefeln, die ſehr unförmlich ſind, wie die Perſiſche; doch hat ſie nicht das Annehmliche. Ihre Oberhäupter ſchmücken den Turban mit einer Reiher-Feder. Der Pillau, der nach Türkiſcher Art, nichts als gekochter Reiß iſt, und das Pferde-Fleiſch ſind der Buchariſchen

Usbecks

Usbecks ihre beſte Speiſe: ihr Getränke wird aus Pferdemilch gemachet. Die Sprache iſt aus dem Türkiſchen, Perſiſchen, und Mongoliſchen zuſammen geſetzet. Ihre Waffen ſind der übrigen Tatarn ihrer gleich. Sie geben ſich für die beherzteſten und ſtärkſten von ihrer Nation aus; und in der That werden ſie in dieſem ganzen Theile des Orients dafür angeſehen. Auch ihre Weiber machen an dem Ruhme eines kriegeriſchen Muthes Anſpruch: ſie gehen mit ihren Männern zu Felde, und ſcheuen weder Wunden, noch Gefahr. Die meiſten ſind wohlgeſtaltet, und es fehlet ihnen nicht an Annehmlichkeit; ja es giebt einige unter ihnen, die als vollkommene Schönheiten in der ganzen Welt angeſehen werden würden.

Dieſe Völker leben mit den Perſern in beſtändigem Kriege: denn die ſchönen Ebenen von Khoraſan begünſtigen ihre Streifereyen. Nicht ſo leicht wird es ihnen, in die Staaten des großen Mogols zu fallen; ſie finden ſich durch hohe Gebirge abgeſondert, die für ihre Reiterey zu unwegſam iſt. Ihre Pferde, unerachtet ihres ſchlechten Anſehens, und daß ſie ſehr mager ſind, laufen ſehr geſchwind, und ſind nicht zu ermüden.

Ihr Futter koſtet wenig: das ſchlechteſte Gras, ja im Nothfalle, ein wenig Moos, iſt ihnen hinlänglich. Zu dem, wozu ſie die Tatarn brauchen, ſind es die beſten Pferde von der Welt.

Die Usbecks **wohnen** wenig in Städten, denn dieſe ſind, wie ich geſaget habe, der Aufenthalt der Bucharen, oder der alten Einwohner. Diejenigen, welche ſich mit dem Unterhalte von ihrem Viehe begnügen, wohnen in Hütten, und ziehen von einem Orte zu den andern, nach Beſchaffenheit, daß ſie dieſe Veränderungen bequem finden: aber diejenigen, die den Acker bauen, wohnen in Dörfern, und einzelnen Häuſern.

Ich kann nicht begreifen, Madame, warum man den Namen, der **kleinen Bucharey**, einem benachbarten Lande giebt, das von weit größerem Umfange iſt, als die große. Vermuthlich geſchieht es, weil ſie dieſer weder an der Menge und Schönheit der Städte, noch an der Güte des Lebens, noch an der Zahl der Einwohner, beykommt. Kashgar war vor dieſem die Hauptſtadt; aber ſeitdem die Kalmucken Herren davon ſind, iſt ſie in großen Verfall gerathen.. **Narkien** iſt heut zu Tage die erſte Stadt in

in dieſem Reiche. Man ſieht daſelbſt ein Schloß, das der Khan einige Monate bewohnet, wenn er glaubt, daß ſeine Gegenwart nöthig iſt. Da dieſer Ort der Mittelpunct iſt der Handlung, zwiſchen Indien und dem nördlichen Aſien, zwiſchen Tibet und Siberien, zwiſchen der großen Bucharey und China, ſo iſt er ſehr bevölkert, und reich. Die **Eingebohrnen** des Landes ſind ſchön und wohlgeſtaltet, und es fehlet ihnen nicht an Höflichkeit. Sie haben viele Neigung zur Handelſchaft, und eine ungemeine Begierde zu gewinnen. Ohne Vorſicht mit ihnen handeln, heißt, ſich wollen betrügen laſſen.

Die **Kleidung** der Mannsperſonen unterſcheidet ſich von der Tatarn ihrer wenig: die Röcke gehen ihnen bis auf die halben Beine; und die Ermel ſind oben bey den Achſeln weit, und um den Ellbogen enge. Der Weiber Kleider ſind vollkommen gemachet, wie die von den Männern; ihre Ohren-Gehenke aber gehen bis auf die Achſeln. Sie theilen ihre Haare in Zöpfe, und verlängern ſie mit Bändern, oder ſilbern und ſeidenen Büſcheln, ſo, daß ſie bis auf die Ferſen hängen. Drey andere nicht ſo große

Büſchel bedecken ihre Bruſt. Ueberdieſes tragen ſie Halsbänder, mit Perlen, allerhand kleinen Stücken Geldes, und andern vergoldeten oder verſilberten Kleinoden beſetzet, die einen großen Schein von ſich geben.

Die **Weiber**, tragen wie die Männer ſehr enge Beinkleider, und leichte Stiefeln, von Moſcowitiſchen Leder, ohne Abſätze und Solen. Sie ziehen darüber eine Art von Oberſchuhen, oder Sandalen, nach Art der Türken, mit ſehr hohen Abſätzen. Auch die Mützen ſind bey beyden Geſchlechtern einerley, nur daß die Weiber, beſonders aber die jungen Mägdgen, die ihrigen mit allerhand Zierrathen, als kleinen Stücken Geld, und Chineſiſchen Perlen, ausputzen. Die verheuratheten Perſonen unterſcheiden ſich von denen, die es nicht ſind, durch einen langen Streif von Leinwand unter dem Kopfzeuge, den ſie um den Hals wickeln, und hinten mit einem Knoten zuſammen binden, davon das eine Ende bis auf den Gürtel herabhängt.

Die **Häuſer** der Bucharen ſind ſteinern, und ziemlich hübſch gebauet: man ſieht aber wenig Hausrath darinnen. Man findet we-

Digitized by Google

der Stühle, Tiſche, noch andere Bequemlichkeiten; blos etliche Chineſiſche, mit Eiſen beſchlagene Kaſten, worauf ſie den Tag über die Matrazzen, welche ſie die Nacht brauchen, legen, und ſie mit einem buntfarbigen baumwollenen Teppiche zudecken.

Ihre **Reinlichkeit** in Zurichtung der **Speiſen** iſt außerordentlich: es geſchieht ſolche in ihrem Zimmer, und in ihrer Gegenwart, durch Sclaven, die ſie kaufen, oder den Kalmucken, Ruſſen, und den andern benachbarten Völkern wegnehmen. Neben dem Camine haben ſie eine Menge eiſerner Töpfe und Keſſel ſtehen. Ihr übriges **Küchengeräthe** beſteht in etlichen porcelainenen Schüſſeln, und in allerhand kupfernem Gefäße, worinnen ſie den The kochen, oder das Waſſer zum Waſchen warm machen. Ein Stück Calico iſt ihr Tiſchtuch, und ihre Servietten. Keine Meſſer und Gabeln brauchen ſie nicht; man ſetzt das Fleiſch, in Stücken geſchnitten, auf, und mit den Fingern zerlegen ſie es.

Ihre gewöhnliche **Speiſe** iſt gehacktes Fleiſch, davon ſie **Paſteten**, in Forme eines halben Mondes, machen. Dieß iſt ihr Vorrath auf Reiſen, inſonderheit zu Winterszeit:

terszeit: wenn ſie ſolche in dem Froſte haben ein wenig hart werden laſſen, thun ſie ſie in einen Sack, und wenn ſie der Hunger treibt, machen ſie Suppen davon. Kein anderes Getränke haben ſie faſt nicht, als eine Art von ſchwarzen The, den ſie mit Milch, Salz, und Butter zubereiten.

Die Bucharen bekommen ihre Weiber nicht anders, als für Geld; das iſt, ſie müſſen ſie mehr oder weniger theuer bezahlen, nach Beſchaffenheit ihrer Schönheit. Es iſt der kürzeſte Weg reich zu werden, wer eine große Anzahl hübſcher Töchter hat. Nach den Geſetzen iſt verboten, daß Leute, die einander heurathen wollen, von dem Tage an des Contracts, bis zur Hochzeit, einander ſehen oder ſprechen. Die Hochzeits-Luſtbarkeiten beſtehen in Feſten, die drey Tage dauern. Auch innerhalb des Jahres werden verſchiedene große Feſte gefeyert. Den Abend vor der Hochzeit verſammelt ſich ein Haufen junger Mägdgen bey der Braut, und bringen die Nacht mit Singen und Springen zu. Den andern Morgen früh kommt die ganze Geſellſchaft wieder, und beſchäfftiget ſich, die Braut anzuputzen. Man ſaget es alsdenn dem Bräutigam, der in Be-

gleitung

gleitung von zehn oder zwölf Verwandten oder guten Freunden, und unter Muſik, gar bald erſcheint. Bey ſeiner Ankunft wird ein Pferde-Rennen angeſtellet, wobey er nach Beſchaffenheit ſeines Vermögens Preiſe austheilet. Gemeiniglich ſind es Damaſte, Zobel- und Fuchs-Pelze, Calicos ꝛc. Die Feyerlichkeit, die bey der **Beſchneidung** der Kinder vorgeht, iſt von den Hochzeit-Feſten wenig unterſchieden.

Braut und Bräutigam können bey der **Trauung** einander nicht ſehen; ſie antworten aber dem Prieſter, jedes auf ſeiner Seite. Hernach kehret der neue Ehemann zurück in ſein Haus, in eben der Ordnung, wie er ausgegangen war, und bewirthet daſelbſt zu Mittage ſeine Geſellſchaft; nach dem Eſſen begiebt er ſich zu der Braut; und nun dürfen ſie erſt mit einander reden. Er verläßt ſie aber wieder, um den Abend zu ihr zurück zu kehren. Hier findt er ſie im Bette, und legt ſich, angezogen, und in Gegenwart etlicher Weiber, zu ihr, jedoch nur auf einen Augenblick. Dieſe Comedie wird drey Tage nach einander wiederholet: endlich, die dritte Nacht tritt er in alle Rechte des Eheſtandes, und den folgenden Tag führt

er

er die neue junge Frau mit ſich in ſein Haus.

Die vierzig Tage, die eine Frau im Kindbette zubringt, werden als unrein gehalten, binnen welchen der Frau, auch die nach den Geſetzen in ihrer Religion üblichen Gebete unterſaget ſind. Das Kind erhält ſeinen Namen drey Tage nach der Geburt; und in den ſiebenten oder achten Jahre wird es beſchnitten.

Obſchon die Vielweiberey bey den Bucharen für eine Sünde gehalten wird, ſo ſieht man doch Leute, die bis zehn Weiber haben. Der Mann hat allezeit die Freyheit, ſie zurück zu ſchicken; aber die Frau iſt alsdenn berechtiget, alles, was ſie bekommen hat, zu behalten: wenn ſie hingegen den Entſchluß faſſet, ſich zu ſcheiden, nimmt ſie von dem, was ihr zugehöret, nichts mit.

Die Arzeneywiſſenſchaft iſt in der kleinen Bucharey wenig bekannt. Wenn jemand krank wird, kommt der Prieſter, lieſt etwas aus einem Buche, bläſt den Kranken etliche mal an, und ſchwenket ein Meſſer um ſeine Backen. Das gemeine Volk glaubet, daß dadurch die Wurzel der Krankheit zerſchnitten werde. Stirbt der Kranke, legt ihm

ihm der Prieſter den Alcoran auf die Bruſt, und ſagt einige Gebete her: hierauf wird der Körper in einen Sarg geleget, wozu man mehrentheils ein hübſches Holz ausließt, und er wird mit einer Hecke, oder mit Paliſſaden umgeben.

Die Bucharen haben kein anderes **Geld**, als etwas Kupfermünze. Wenn ſie eine anſehnliche Summe in Silber oder Golde zu bezahlen haben, wägen ſie es, wie die Chineſer.

Ungeachtet die Mahometaniſche **Religion** in allen Städten und Dörfern der kleinen Bucharey die herrſchende iſt, ſo werden doch andere Religionen ebenfalls geduldet, und genießen einer völligen Freyheit.

Die heydniſchen Kalmucken, als Herrrn des Landes, glauben, daß es nicht erlaubet ſey, Gewalt zu brauchen, wenn man eines andern Glaubens-Lehren widerlegen will. Die Mahometaniſchen Bucharen haben einige Kenntniß von **Chriſto**, ſie iſt aber durch wunderliche Begriffe ſehr verſtellet. Sie erklären, zum Beyſpiele, das Geheimniß der **Menſchwerdung** auf folgende Art. Sie ſagen, Maria, als eine arme Weyſe, ſey im

vierzehn-

vierzehnten Jahre dem Zacharias empfohlen worden, welcher Sorgfalt für ihre Erziehung getragen hätte. Als ſie zum erſten male die ihrem Geſchlechte eigene Beſchwerlichkeit empfunden hätte; wäre ſie zu einem benachbarten Brunnen gegangen, ſich zu baden. Daſelbſt hätte ſie eine Stimme gehöret, worüber ſie ſehr erſchrocken wäre; ſie hätte daher geeilet, ihre Kleider wieder anzuziehen, und ſich weg zu begeben: allein ein Engel wäre ihr erſchienen, und hätte ihr geſaget, ſie würde ſchwanger werden. Sie hätte darauf beſcheiden geantwortet, daß, da ſie niemals einigen Umgang mit einer Mannsperſon gehabt hätte, ſie nicht begreifen könnte, wie dieſe Prophezeyung eintreffen ſollte. Alsdenn hätte der Engel auf ihre Bruſt gehauchet, und ihr das Geheimniß zu erkennen gegeben. In dieſem Augenblicke hätte ſie empfangen; und, nachdem die Zeit ihrer Entbindung herangenahet wäre, hätte ſie ſich ganz beſtürzet in einen Wald begeben, und daſelbſt einen Sohn glücklich zur Welt gebracht. Der Stamm eines verfaulten Baumes, gegen welchen ſie ſich geſtemmet hätte, wäre ſogleich ausgeſchlagen, und hätte Blätter bekommen. Das Kind wäre ein

Prophet

Prophet geworden; hätte aber viel Haß und Verfolgung erleiden müſſen.

Nach den Begriffen der Bucharen iſt es eine Sünde, zu ſagen, daß Gott im Himmel ſey. Sie meynen, daß, da er überall iſt, es eine Verunehrung ſeiner Unermeßlichkeit ſey, wenn man ſeine Gegenwart auf einen beſondern Ort einſchränkete. Sie können ſich nicht einbilden, daß der Menſch ewige Strafe leiden werde: ſie geben zwar einen Ort der Strafe zu, wo die Gottloſen ihre Sünden büßen ſollen, aber auch ein Paradies für die Frommen, bis es endlich Gott gefallen werde, eine neue Welt zu ſchaffen. Alle Jahre haben ſie eine Faſten von dreyßig Tagen, während welcher ſie keine Speiſe zu ſich nehmen, als des Abends; ſie eſſen aber die Nacht über zweymal, und trinken nichts anders als The. Wer dieſes Geſetz übertritt, muß entweder den beſten Theil ſeiner Sclaven frey laſſen, oder an ſechs und dreyßig Perſonen ein Gaſtgebot geben, ungerechnet achtzig Hiebe, die ihm der oberſte Prieſter auf den nackenden Rücken mit einem ledernen Riemen geben läßt. Wahr iſt es, man kann leicht Erlaß bekommen, und es geſchicht ſelten, daß man zu dieſer Art von Execution ſchreitet.

Die

Die Handwerksleute haben beſondere Erlaubniß, bey Tage zu eſſen.

Die letzten Khans der Kalmucken, welche die kleine Bucharey erobert haben, haben Magiſtratsperſonen eingeſetzet, derer Nachkommenſchaft noch itzt fortdauert, und derer einer dem andern untergeben iſt. Die vom letzten Range haben die Aufſicht über zehn oder zwölf Familien; die von dem folgenden höhern, gebieten über hundert; und die erſten ſind über tauſend geſetzet. Alle ſtehen unter einem Ober-Haupte, den der Khan unter den älteſten Fürſten des Reichs auslieſt. Dieſe obrigkeitlichen Perſonen entſcheiden alle Streitigkeiten der Unterthanen, und müſſen ihren Bericht an ihre Obern erſtatten.

Ich habe Ihnen ſchon geſaget, Madame, daß die Stadt Urgenz, woher ich dieſen Brief ſchreibe, nicht weit vom Caſpiſchen Meere liegt; an deſſen Ufern aber gehe ich öfters ſpatzieren. Dieſes Meer hat etwas ſo auſſerordentliches, daß, wenn ich nichts davon erwähnte, ich Ihnen einen der merkwürdigſten Oerter meiner Reiſen vorenthalten würde. Das Vortreffliche dieſes Meeres iſt, zu ſehen, daß es allezeit in den Grenzen, die ihm die Vorſicht geſetzet hat, eingeſchloſſen bleibt; und

Digitized by Google

und daß die Menge der hineinfallenden Flüſſe, die es natürlicherweiſe merklich aufſchwellen ſollten, es nicht austreten läßt. Dieſer ehrfurchtsvolle Gehorſam hat unſere Erdbeſchreiber in Ungewißheit geſetzet, in Anſehung der Verbindung, welche dieſes Meer mit andern nothwendig haben muß, denen es ſeinen Ueberfluß mittheilet. Seit der Zeit, daß es das Waſſer ſo vieler Flüſſe aufnimmt, hätte es augenſcheinlich nicht allein das Königreich Perſien, ſondern ganz Aſien überſchwemmen ſollen, wofern es nicht durch unterirrdiſche Canäle eben ſo abliefe, wie es durch die in ſeinen Schooß geſammelten Ströme zunimmt. Die Schwierigkeit iſt, zu wiſſen, unter welchem Lande dieſe Canäle weglaufen, und mit welchem Meere ſie ſich vereinigen? Es giebt dieſerwegen verſchiedene Meynungen, welche ich von einigen Mitgliedern der Academie zu Samarcanda habe erwägen hören.

Einige behaupten, dieſer Ablauf geſchehe unter Georgien, in das ſchwarze Meer: ſie gründen ihre Meynung theils auf die geringe Entfernung eines Meeres von dem andern, theils auf die Ströme, die man in dem ſchwarzen Meere wahrnimmt, und die ihre Richtung vom Morgen gegen Abend nehmen, be-

ſonders derjenige, der durch die Meerenge bey Conſtantinopel fließt. Das ſchwarze Meer ſelbſt, das durch die erſtaunende Menge Waſſers, welches ihm das Caſpiſche Meer unter der Erde zuſchicket, aufſchwellt, muß ſich durch dieſe Meer-Enge in das kleine Meer von Marmora ergießen. Eben dieſe Meynung dienet auch, zu erklären, warum die hefftigen Bewegungen auf dem ſchwarzen Mecre ſo beſtändig, und ſeine Wellen ſtärkrr ſind, als auf allen anderen Meeren.

Andere geben vor, das Caſpiſche Meer nehme ſeinen Ausfluß unter Perſien, und vereinige ſich durch einen unterirrdiſchen Weg von vier hundert Stunden, in der Gegend des Perſiſchen Meerbuſens, mit dem Indianiſchen Meere. Ihre Urſachen ſind folgende: In ganz Perſien, wo es ſelten regnet, und wo wenige Flüſſe ſind, findt man Waſſer, wenn man auch nicht tief in die Erde gräbt; dieſes Waſſer iſt etwas ſalzig; unterdeſſen trinkt man es, und gewöhnet ſich daran. Was dieſe Meynung beſtätiget, iſt, daß man das Erdreich an vielen Orten mit Salpeter bedecket, und ganz weiß ſieht: daher das Salz daſelbſt ſo gemein iſt, daß man es beynahe umſonſt haben kann. Ferner giebt

es

es in eben dieſem Lande weitläuftige, wüſte, und unbebauete Gegenden, die beſtändig eines Fußes hoch unter Waſſer ſtehen, welches nirgends her, als aus der Erde, kommen kann; denn in der Nähe giebt es weder Bäche, noch Brunnen, noch Quelle, und der Regen, wie ich ſchon geſaget habe, iſt ſelten. Hierzu kommt, daß die Perſer auch an den trockenſten Oertern Waſſer im Ueberfluſſe finden: dieſen Umſtand nutzen ſie folgendergeſtalt. An dem Hange eines Hügels graben ſie in die Erde, und augenblicklich entſteht ein Brunnen. Zwanzig Schritte weiter hinunter, machen ſie einen zweyten, und weil ſie die Erde zwiſchen beyden wegnehmen, befördern ſie den Zuſammenfluß, und erhalten einen Canal. Ein dritter Brunnen, den ſie darunter graben, und den ſie durch Wegräumung der Erde mit den vorigen verbinden, vergrößert den Canal. Auf ſolche Art, fahren ſie fort, und folgen dem Hange des Erdreichs, bis der letzte Brunnen, der mit dem Felde faſt wagrecht ſteht, einen großen Bach abgiebt, der ſich vermittelſt kleiner gemachten Gräben über die Felder ergießt. Was aber die zweyte Meynung noch mehr begünſtiget, iſt, daß ſo bald ſie einen Brun-

nen graben, ſich ſogleich ziemlich groſse Fiſche darinnen finden. Freylich ſind ſie unſchmackhaft, wegen der langen Zeit die ſie unter der Erde zugebracht haben, da ſie mit dem Abfluſſe des Caſpiſchen Meeres ſind fortgeführet worden. Endlich finden die Leute, welche längſt dem Perſiſchen Meerbuſen wohnen, alle Jahre zu Ende des Herbſtes eine groſse Menge Weiden-Blätter: da nun dieſer Baum in ſelbiger Gegend von Perſien gänzlich unbekannt iſt, hingegen die Ufer des Caſpiſchen Meeres davon voll ſind, ſo kann man mit groſser Wahrſcheinlichkeit ſchlieſsen, daſs dieſe Blätter nicht anders von einem Ende von Perſien zu dem andern ſind gebracht worden, als durch das Waſſer der unterirrdiſchen Canäle.

Unerachtet aller angeführten Gründe, ſagte einer von dieſen Gelehrten, ſo wollte ich lieber glauben, daſs dieſes Meer gar keinen Ausgang hat, und daſs es durch die bloſse Ausdünſtung, in ſeinem warmen Clima eben ſo viel Waſſer verliert, als es von denen hineinfallenden Flüſſen empfängt. Auf dieſe Art verlieret der Ocean, deſſen Grenzen eben ſo abgemeſſen ſind, als die vom Caſpiſchen

ſpiſchen Meere, ohne Zweifel das viele Waſſer, welches ihm alle Flüſſe zu führen.

Das Caſpiſche Meer hat eine längliche, aber ſehr ungleiche Figur. Seine Länge, von Mitternacht gegen Mittag, beträgt ohngefähr hundert und funfzig, Stunden, und ſeine Breite vierzig, oder funfzig. Das Waſſer iſt ungemein ſalzig, ausgenommen an den Oertern, wo es durch den Fluß Wolga verſüßet wird. Die Ruſſen ſind das einzige Volk, welche dieſes Meer beſchiffen: die Perſer, und übrigen Einwohner der Küſten haben nur Fiſcher-Barken. Es iſt ſehr Fiſchreich; von Muſcheln aber findt mau nichts, als eine Art von Petunkeln, die eine ganz vortreffliche Farbe haben. An einigen Oertern iſt dieſes Meer ungemein tief, und hat keine andere Ebbe und Fluth, als die der Wind verurſachet.

In den herumliegenden Gegenden habe ich eine erſtaunende Menge wilder Gänſe angetroffen. Die Einwohner fangen ſie mit Netzen, mehr ihrer Federn, als des Wildprets wegen, das allerdings kein ſonderlich herrliches Eſſen machet. Wenn ſie ihre Netze aufgeſtellet haben, verbergen ſie ſich in Hütten von Sträuchern, und auf gewiſſe Weiten

ten ſetzen ſie ausgeſtopfte Gänſe in ihrer natürlichen Stellung hin. So bald nun der Jäger lebendige gewahr wird, macht er ihr Geſchrey vermittelſt eines Stückgen Birkenholzes, das er im Maule hat, nach, und rufet ſie; da fliegen ſie denn einige Zeit um ihn herum, und ſetzen ſich endlich unter die Ausgeſtopften. Der Jäger zieht hierauf an einem Stricke, und fängt unter ſeinem Netze ſo viel er habhaft werden kann. Man könnte ſich dieſes Mittels in andern Ländern mit Vortheile bedienen.

Was ich Ihnen, Madame, in Anſehung der Gegend um das Caſpiſche Meer, und dieſes ganzen Theiles der Tatarey vornehmlich bemerken laſſen muß, iſt ein **berühmtes Volk**, welches aus dieſen Ländern gekommen iſt, und mächtige Monarchien in Europa, Aſia, und Africa aufgerichtet hat; ein Volk, welches weitläuftigere Reiche beſeſſen hat, als die Römer; welches berühmte Kaiſer, Geſetzgeber, und Eroberer gehabt hat; ein Volk, mit welchem die Chineſer, Indianer, Perſer, Araber, Griechen, Römer, die Franzoſen, Pohlen, Ungarn, und Ruſſen, häufigen Streit, und Kriege auszuhalten gehabt haben; welches zu dem Un-

tergan-

tergange des Occidentaliſchen Reiches beygetragen, der Kaliſen ihres verwüſtet, Frankreich, Italien, Deutſchland, und alle Völker des nördlichen Europa verheeret hat; ein Volk endlich, welches länger als zwey tauſend Jahre in Anſehen geſtanden, und von Peking bis Paris, unter den Namen der Hunnen, Türken, Alanen, Vandalen, und Occidentaliſchen Tatarn, in allen Gegenden wo ſeine Waffen eingedrungen ſind, Furcht und Schrecken verbreitet hat. Schon in den erſten Zeiten der Chineſiſchen Monarchie geſchieht dieſes Volkes Erwähnung; und man kann es unter die Zahl derjenigen Colonien rechnen, die kurze Zeit nach der Sündfluth die Ebenen von Sinear verließen. Faſt alle Regirungen der Chineſiſchen Kaiſer ſind mit den Einfällen der Hunnen bezeichnet: aber Teou-Man, der zwey hundert Jahre vor Chriſti Geburt gelebet hat, iſt der erſte ihrer Fürſten, deſſen Name bis zu uns gekommen iſt. Folgendes, Madame, hat mir ein Gelehrter von Samarcanda, der in der Geſchichte dieſer Nation ſehr bekannt war, von dieſem Monarchen erzählet. Er hatte einen Sohn, dem die Regirung nach ſeinem Tode rechtmäßigerweiſe zukam. Die-

ſer junge Prinz Me-Te genennet, lebte an dem Hofe ſeines Vaters ruhig, als eine Frau ſich einfallen ließ, Uneinigkeit zwiſchen Vater und Sohn anzuſtifften. Es war die Gemahlinn des Teou-Man, die ſelbſt einen Sohn von ihm hatte, welchem ſie die Krone, zum Nachtheile des älteſten, zuwenden wollte. Der Kaiſer, der nicht Standhaftigkeit genug hatte, ſich einer Frau, die er liebte, zu widerſetzen, entzog dem Me-Te ſeine Gnade, entfernete ihn vom Hofe, und ſchickte ihn zu den benachbarten Völkern als Geißel. In der Abſicht, daß er bey dieſen Barbarn um das Leben kommen ſollte, kündigte ihnen der Kaiſer Krieg an, und glaubte, ſie würden ſich an ſeinem Sohne rächen. Nach erfolgter Niederlage ſuchten dieſe Völker auch wirklich den jungen Prinzen, und wollten ihn töden. Allein Me-Te wurde in Zeiten davon benachrichtiget, er entfloh, wendete ſich wieder in die Staaten ſeines Vaters, und fand Mittel, ſich einen Anhang zu machen. Die Geſchichte erzählet, er habe eine Art von Pfeilen erfunden, die er **beurtheilende Pfeile** nennete. Er übte ſeine Leute, nach den Vögeln damit zu ſchießen, und wer nicht traf, wurde am Leben geſtrafet. Um ſich endlich

endlich der Unerſchrockenheit und Treue ſeiner Soldaten mehr und mehr zu verſichern, trieb er die Grauſamkeit ſo weit, daß er ſie auf diejenigen unter ihren Weibern, die ſie am liebſten hatten, ſchießen ließ. Unter ſeinem Gefolge duldete er nur ſolche Leute, die ſeine barbariſchen Befehle ausübeten; die andern ließ er töden. Me-Te, mit ſeinem Haufen, überfiel ſeinen Vater Teou-Man, verfolgte ihn, tödete ihn, und verſchonete weder die Kaiſerinn, noch ihren Sohn, noch die Großen, die ſich ihm nicht unterwerfen wollten. Die Orientaliſchen Tatarn, von der großen Menge Misvergnügter benachrichtiget, die dieſer grauſame Fürſt wider ſich empöret hatte, ſuchten die Gelegenheit zu nutzen, und fiengen Krieg mit ihm an. Es hatte dieſer Monarch in ſeinen Geſtütten ein Pferd von großem Werthe, das außerordentlich geſchwind im Laufen war: dieſes ließen ſie durch Geſandte fordern, in der Vermuthung, Me-Te würde es ihnen abſchlagen, ſie aber dadurch einen Vorwand erhalten, ihm den Krieg anzukündigen. Der Kaiſer verſammelte die Vornehmſten ſeiner Nation die der einſtimmigen Meynung waren, man ſollte das Pferd nicht verwilligen; allein, der

Fürſt, der die Anforderung nicht erheblich genug hielt, um mit ſeinen Nachbarn zu brechen, ließ das Pferd den Geſandten abfolgen. Die Tatarn glaubten, ſie hätten die Hunnen furchtſam gemacht, wurden daher noch verwegener, und verlangten eine von des Me-Te Weibern. Dieſer, der nichts als Frieden ſuchte, verwilligte ſie, wider die Meynung ſeiner Räthe, und verſicherte, ſeine Neigung zu einer Frau würde ihn niemals vermögen, ſeine Unterthanen, durch einen mit gefährlichen Nachbarn angefangenen Krieg unglücklich zu machen. Die Tatarn aber, die ſchlechterdings Krieg verlangten, forderten endlich ein Stück ödes Landes, das beyden Nationen bisher zur Grenze gedienet hatte. Die Vornehmſten unter den Hunnen hielten den Vortheil, den man aus dieſem Stücke Landes ziehen würde, für ſehr gering, und ſchienen ganz gleichgültig dabey zu ſeyn. Der Kaiſer aber dachte anders: dieſes Land war ein Gut, das nicht ſein eigen war, er ſah es als dem Staate zugehörig an, und glaubte, er könne darüber nicht gebieten, wie über ſein Pferd, und ſeine Frau. Weil er ſich alſo durch dieſe Anforderung beleidiget fand, zog er wider die Orientaliſchen

Tatarn

Digitized by Google

Tatarn zu Felde, ſchlug ſie, tödete ihren König, machte eine große Menge Gefangener, und führte vieles Vieh weg.

Die Gemeinſchaft der Chineſer mit den **Occidentaliſchen Tatarn** war nicht hinlänglich, letztere geſitteter zu machen, ſondern ſie behielten ihre wilde Lebensart. Gewiſſe Staats-Urſachen hatten eine Chineſiſche Prinzeßinn gezwungen, einen König der **Hunnen** zu heurathen. Ihren Verdruß nun, wegen ihres Aufenthaltes bey einer ſo wilden Nation, zu vertreiben, beſchäfftigte ſie ſich zuweilen, Verſe zu machen, und ſchilderte darinnen ihr unglückliches Schickſal ab. Hier iſt die Ueberſetzung einiger ihrer Verſe, welche die Geſchichtſchreiber aufbehalten haben. „Meine Familie hat mir einen Gemahl gegeben, und mich gezwungen, in einem entfernten Lande zu wohnen. Daſelbſt ſind elende Zelte mein Palaſt, Pfähle ſeine Mauern; rohes Fleiſch iſt meine Speiſe, geronnene Milch mein Getränke. Ach, werthes Vaterland! ich gedenke deiner unabläßig; mein Herz iſt tödlich verwundet; wäre ich doch ein Vogel, daß ich wieder zu dir kommen könnte!“

Die

Die Occidentaliſchen Tatarn, die Europa verheeret haben, wurden von verſchiedenen Anführern beherrſchet, davon die berühmteſten Valamir, Aſpar, und Attila hieſſen. Von dieſen Fürſten wurden einige von den Römern, einige aber von anderen Völkern überwunden. Attila drang in das Land der Burgunder ein, die an dem Rheine wohneten, und veranlaßete ein grauſames Blutvergießen. Er eroberte Trier, Strasburg, Speyer, Worms, Maynz, Beſançon, Laon, Tull, Metz, Orleans, und ſetzte alles, bis nach Paris, in Schrecken. Allein zwey Schlachten, die er verlor, eine in der Gegend von Orleans, die andere in der Ebene von Troyes, nöthigten ihn, über den Rhein zurück zu gehen. Doch ſuchte er ſeinen Schaden zu erſetzen, und ſtellte ſich an die Spitze einer neuen Armee, die er nach Italien führte, wo er verſchiedene Städte einnahm und verwüſtete. Man hat vieles von ſeinen Raubereyen erzählet, aber wenige Geſchichtſchreiber haben angemerket, daß er auch die Tugend zu ſchätzen wußte; daß er ſonſt nie als nur gegen ſeine Feinde grauſam und ſtolz, mitten unter ſeinem Volke hingegen ſanftmüthig und gütig war.

Digitized by Google

war. Er achtete weder Pracht noch Reichthum; er nahm ſich der Armen an, hörete ihre Klagen, und beſchützte die Unterdrückten. Dieſes Bild machen ſeine Landesleute noch heutiges Tages von ihm, und ſein Name ſteht bey ihnen noch immer in großer Verehrung.

Die Macht der Occidentaliſchen Tatarn nahm in Europa mit Attila ein Ende. Die von ihnen überwundenen Völker ſchüttelten das Joch ab; und die Hunnen rieben ſich unter einander durch innerliche Uneinigkeit ſelbſt auf. Unter verſchiedenen Anführern zerſtreueten ſie ſich in die nördlichen Ebenen von Circaßien, an das ſchwarze Meer, und an die Donau, woſelbſt ſie nach und nach unter die andern Barbarn vermenget wurden. Nach der Beſchreibung der Gelehrten von Samarcanda ſahen dieſe Völker von Geſichte häßlich: von Jugend auf machten ſie ſich Narben in die Backen, damit ſie Zeitlebens keinen Bart bekommen möchten. Ihr Körper war niederſtämmig, und ſo übel geſtaltet, daß er einem Stücke Holze ähnlich ſah. Ihre Lebensart war hart. Wurzeln, und halb rohes, zwiſchen dem Sattel und Rücken ihrer Pferde gahr gewordenes Fleiſch machte

ihre

ihre Speiſe aus. Ihre Weiber und Kinder ließen ſie unter Zelten, ſie aber ſchweiften in den Wäldern und Feldern herum, und hatten keine bleibende Wohnung. Hunger, Durſt, und übele Witterung ertrugen ſie mit Gelaſſenheit, und waren blos mit Häuten, oder leinenem Zeuge bekleidet, das ſie auf dem Leibe verfaulen ließen. Beſtändig waren ſie zu Pferde, hielten auch auf dieſe Art ihre Zuſammenkünfte. Sie ſtritten ohne Ordnung, und machten dabey ein erbärmliches Geſchrey. Ihre Pferde waren ſo flüchtig, daß man mit Verwunderung anſah, wie ſie auf den Feind los fielen, und in einem Augenblicke verſchwanden. Uebrigens waren dieſe Völker betrügeriſch, unbeſtändig, ohne Religion, haabſüchtig, grauſam, rachgierig, mit einem Worte, den mehreſten heutigen Kalmucken in allem gleich.

Andere Colonien dieſer Nation hatten ſich in verſchiedene Oerter der Tatarey zerſtreuet. In den folgenden Zeiten ſind ſie unter allerhand Namen wieder zum Vorſcheine gekommen; aber der Name der Hunnen iſt gänzlich verloren gegangen: der von den **Türken** hat ſeinen Platz genommen. Ihr Anführer legte ſich den Titel als **Khan** bey, den auch

alle

alle ſeine Nachfolger beybehalten haben. Sie drungen von der Abend-Seite ein, und errichteten viele Herrſchafften, die ſie den Kalifen, mehrentheils aus ihren Provinzen, entzogen. Bloß Türkiſche Sclaven bemächtigten ſich Aegyptens, und ließen ſich daſelbſt nieder. Andere machten ſich Herren von Khoraſan, und von einem Theile von Indien. Sie ſonderten ſich in verſchiedene Linien ab, davon ſich eine in Perſien feſt ſetzete, und ihre Herrſchafft von Antiochia, bis nach Turkeſtan, ausbreitete. Eine andere, die durch die Meerenge bey Conſtantinopel aufgehalten wurde, entriß den Griechen Klein-Aſien. Eine dritte endlich errichtete ein Reich in Syrien. Der Einbruch dieſer Barbarn beängſtigte die morgenländiſchen Länder; das von ihnen eroberte und in eine harte Gefangenſchaft verſetzte Gelobte Land ermunterte die Chriſten: faſt ganz Europa brachte unzählige Armeen auf die Beine, die unter dem Namen der Kreuzritter nach Aſien giengen, und die Türken aus Jeruſalem verjagten.

Unter dieſen Umſtänden kommt **Genghis-Khan** aus dem innerſten von Turkeſtan hervor, durchzieht ungeheuere Länder, und überſchwemmet ganz Aſien. Seine Kinder ſetzen ſeine großen Unternehmungen fort,

und

und bezwingen das weitläuftige Reich von China. Perſien wird erobert, Klein-Aſien beängſtiget, Rußland zu einer Provinz gemachet, und Ungarn verheeret. Während dieſer Zeit brechen einige übrig gebliebene, und in die Gebirge geflüchtete Türken aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und legen den Grund zu dem Ottomanniſchen Reiche, das den Chriſten Conſtantinopel entreißt. Auf einer andern Seite ſieht Turkeſtan den Oberſten einer Horde ſich empor heben, der das Reich des Genghis-Khan über den Haufen wirft: der berühmte Tamerlan durchſtreift faſt ganz Aſien, und kommt, ſo zu ſagen, bis vor die Thore von Conſtantinopel. Er gründet ein mächtiges Reich, aus deſſen Ruinen hernach das Indianiſche entſtanden iſt. Die Prinzen von ſeiner Nachkommenſchaft regiren noch itzt in der Tatarey, und theilen ſolche mit den Nachkommen des Genghiskhan. Dieſes, Madame, iſt die Schilderung derjenigen großen Veränderungen, welche dieſen Theil von Aſien zu einen der berühmteſten Länder in der Welt gemachet haben.

Ich bin ꝛc.

Urgenz, den 22. October, 1746.

Ende des ſechſten Theils

Ver-

Digitized by Google

Verzeichniß

der in dieſem Theile befindlichen Materien.

Der 67. Brief.

Japan.

Die Inſeln Gotho: nöthige Vorſichten, wenn man ~~nach~~ Japan kommt. 3
Der Haven von Nangaſaqui: was beobachtet wird, wenn die Holländer daſelbſt einlaufen: die Unterſuchung ihrer Schiffsladung. 4
Der öffentliche Verkauf dieſer Waaren. 6
Beſchreibung der Stadt Nangaſaqui. 7
Ihre merkwürdigen Gebäude: wo die Holländer wohnen. 9
Der Chineſer Wohnung: der Japaner Character. 10
Dreyerley Religionen in Japan: die erſte Sintos. 11
Der Dairi hat das Recht, Heilige zu machen. 12

Ceremonie der Vergötterung: der Dairi ſelbſt wird angebetet. 13
Er empfängt von den Göttern des Landes Beſuche. 14
Lehre, und Gebräuche der Sintoiſten. 15
Ihre Feyer feſtlicher Tage. 16
Noch andere Feſte dieſer Religion. 17
Die Wallfahrt nach Isje iſt ein Haupt-Artickel dieſer Religion: Beſchreibung des daſigen Tempels. 18
Eine nicht weit davon gelegene Höhle: die Geiſtlichen dieſes Tempels. 19
Die Zeit der Reiſe dahin: wie dieſe Andachts-Reiſen angeſtellet werden. 21
Was die Pilgrime zu beobachten haben, damit ſie dieſe Reiſe mit Nutzen thun. 22
Sie bekommen eine kleine Schachtel, worinnen die Erlaßung ihrer Sünden iſt. 23
Eine Geſellſchaft von Eremiten in Japan: ihr Inſtitut. 24
Die Sintoiſten haben noch andere Brüderſchaften, und Bettel-Orden: eine Geſellſchaft von Nonnen. 26
Die Ordens-Geſellſchaft der Blinden: ihr Urſprung. 27

Noch

Digitized by Google

Noch eine dergleichen Brüderſchaft: ihr Urſprung. 28
Sie erhält ſich durch ihren Fleiß, und Arbeit. 29
Die Secte von Budsdo, als die zweyte Religion der Japaner: ihr Stiffter. 30
Ihre Lehre. 31
Der Japaniſchen Bonzen Character: ſie ſtehen in großem Anſehen. 33
Beſondere Feſte der Budsdoiſten. 34
Ein anderes Feſt, das ſehr grauſam iſt. 35
Die dritte Secte in Japan, Siuto, iſt die Religion der Moraliſten. 36
Warum ſie faſt alles Anſehen verloren hat. 37
Geſchichte der Einführung des Chriſtenthums in Japan. 38
Deſſen geſchwinde Ausbreitung. 39
Der Bonzen Haß, und Verfolgung des Chriſtenthumes. 40
Es wird in Japan gänzlich vertilget. 41
Grauſame Verfolgung der Chriſten. 42
Warum die Holländer in Japan geduldet werden. 43
Abſcheuliche Ceremonie des Jeſumi. 44

Digitized by Google

Der 68. Brief.

Fortſetzung von Japan.

Urſprung des Japaniſchen Reiches. 45
Sin-Mu, Stiffter der Monarchie: Geſchichte einer Chineſiſchen Colonie, die ſich in Japan niederläßt. 46
Japan iſt beſtändig von einer Familie beherrſchet worden. 47
Hat itzt zwey Landesherren, einen Geiſtlichen, Dairi genennet, und einen Weltlichen, den Cubo. 48
Der Dairi hat nur den Schein der Regierung. 49
Die ihm gelaſſenen Vorzüge: Beſuche, die ihm der Cubo machen muß: Beſchreibung dieſer Reiſen. 50
Beſondere Hochachtung der Japaner für den Dairi. 53
Anzahl der Götzenbilder in den Zimmern dieſes Fürſten. 54
Seine geiſtliche Würde iſt erblich. 55
Einkünfte des Dairi: äuſſerliche Prahlerey ſeines Hofſtaates. 56
Die Wahl einer Amme des Thronfolgers: Verheurathung des Dairi. 57

Seine

Seine Hofſtatt beſteht aus lauter Geiſtli=
chen: ihr Hochmuth. 58
Die Generale der geiſtlichen Orden müſſen
ſich am Hofe aufhalten. 59
Kleidung der geiſtlichen Hof=Bedienten:
Eid, den die Japaner wegen Verſchwie=
genheit in Staats= und Religions=
Sachen leiſten müſſen. 60
Regirung, u. Macht des weltlichen Kaiſers. 61
Seine Reſidenz, und Hofbedienten: dieſe
müſſen ſechs Monate bey Hofe zubrin=
gen: ihre Unterwürfigkeit. 62
Die Leib=Wache des Cubo: ſeine übrigen
Truppen. 63
Mittel, die er anwendet, die Großen in der
Unterthänigkeit zu erhalten. 64
Die Thronfolge des Cubo iſt erblich: ſeine
Einkünfte. 65
Die unter dem Cubo ſtehenden Fürſten:
jährlicher Aufwand des Cubo: warum
er Kaiſer heißt. 66
Sein Gefolge, wenn er ausgeht. 67
Eintheilung des Japaniſchen Reiches:
Spione, welche der Cubo bey den
Großen unterhält. 68
Die Statthalter der kaiſerlichen Städte. 69

Ihre Beſoldung: ihre Hausbedienten. 70
Polizey der Städte: ihre Vorgeſetzten. 71
Die Commiſſaire, und Gerichtsſchreiber der Gaſſen. 72
Die Stadt-Boten von Nangaſaqui, 73
Lärmen und Geſchrey in dieſer Stadt. 74

Der 69. Brief.

Fortſetzung von Japan.

Beſchreibung der Schönheit des Landes: die Landſtraſſen. 76
Aufgeſetzte Gränzſteine, und Seulen. 77
Große Menge von Leuten auf den Landſtraſſen. 78
Gefolge der Großen, wenn ſie an den Hof reiſen. 79
Die im Reiche eingerichteten Poſten. 81
Wie die Japaner zu reiſen pflegen: unanſtändige Gewohnheit der Seſſelträger: Gebrauch der Fecher auf der Reiſe. 82
Die auf den Landſtraſſen befindlichen Wirthshäuſer: ihre Einrichtung, und Bequemlichkeit. 83
Kleine Wirthshäuſer findet man überall; ihre Annehmlichkeit. 84

Man trift daſelbſt viele lüderliche Weibs-
personen an. 85
Urſprung dieſer lüderlichen Häuſer. 86
Erziehung, Einrichtung, und Preis der
darinnen befindlichen Mägdgen. 87
Große Neigung der Japaner zu derglei-
chen Frauenzimmer. 88
Andere Oerter eines noch viel ſchändliche-
ren Gewerbes. 89
Reiſe nach Jedo. 90
Hinrichtung einer Frau, die ihrem Manne
war untreu geworden. 91
Die peinlichen Geſetze in Japan. 93
Beyſpiel der Strenge dieſer Geſetze. 94
Was für Martern bey Criminal-Proceſſen
eingeführet ſind. 95
Die Vornehmen werden auf eine Inſel ver-
bannet: der Körper eines im Gefäng-
niſſe verſtorbenen Uebelthäters wird
noch beſtrafet. 96
Schutz-Götze der Reiſenden: warme ſehr
berühmte Bäder: der beſte The in Ja-
pan wächſt um Meaco. 97
Wie der The für den Kaiſer zubereitet
wird. 98

Gegend des beſten Reißes: Beſchreibung der Stadt Sanga, und der hübſchen Weiber in dieſer Provinz. 99
Geſtalt der Japaner: ihre Gemüthsbeſchaffenheit. 100
Ihre übrigen Tugenden. 101
Ihre Fehler, und Laſter. 102
Ihr Fleiß, und Liebe zum Ackerbaue. 103
Die Stadt Kokura: der Haven von Oſacka: wie die Holländiſchen Geſandten von den Statthaltern in den Städten empfangen werden. 104
Die Japaner machen bey ihren Beſuchen viele Ceremonien. 105
Sie ſind unſere moraliſchen Antipoden: Beſchreibung der Stadt Oſacka. 106
Das Schloß zu Oſacka: ſeine Beſatzung, und Commendanten. 107
Die Einwohner von Oſacka ſind den Luſtbarkeiten ſehr ergeben: ihre Stadt wird der Schauplatz der Ergötzlichkeiten genennet. 108
Die bey einem Japaniſchen Gaſtmahle gewöhnlichen Ceremonien: die Japaner ſind ſehr reinlich: ihre Speiſen. 109

Ihr

Ihr Getränke: ihre Ragouts: ſie haben Muſik bey ihren Gaſtgeboten. 110
Ihre Comedien: Sitten ihrer Schauſpieler. 111
Ihre Schaubühne, Maſchinen, und Verzierungen. 112
Beſchaffenheit ihrer dramatiſchen Stücken: die Einwohner geben die Koſten zu den Schauſpielen. 113
Die Schauſpieler ziehen mit ihren Maſchinen in der Stadt herum: die Schauſpiele werden an Feſttagen vorgeſtellet. 114
Mehrentheils in den Tempeln: merkwürdiges Feſt, wo, zu Ehren des Schutzpatrones jeder Stadt, Comedie geſpielet wird. 115
Beſchreibung der Auftritte, und Maſchinen. 116
Vergleichung dieſer Schauſpiele mit den Poſſenſpielen am Fronleichnams-Feſte zu Aix, in Provence. 117

Der 70. Brief.

Fortſetzung von Japan.

Die Gegend von Oſacka nach Meaco iſt ungemein bevölkert: Beſchreibung der kleinen Stadt Jodo. 118

Ankunft in Meaco: Beſchreibung eines daſigen Feſtes. 119
Beſuche bey den Statthaltern. 120
Beſchreibung der Hauptſtadt Meaco, und des Palaſtes des Dairi. 121
Meaco iſt die Niederlage aller Waaren von Japan, und der Mittelpunct der Handlung: Anzahl ihrer Einwohner: ihre Tempel. 122
Die Koſtbarkeit der Japaniſchen Tempel. 123
Beſchreibung der kaiſerlichen Pagode. 124
Garten, der dieſen Tempel umgiebt. 125
Ein benachbarter kleinerer Tempel: ein berühmter Brunnen: Unterſchied der Japaniſchen Tempel. 126
Würde und Rang ihrer Götzen: Bauart der Tempel: Beſchreibung der Götzen. 127
Ihre Anzahl: prächtige Klöſter. 128
Beſchreibung der Tempel der alten Götter des Landes. 129
Alle Landesſtraſſen ſind mit Götzen beſetzet. 130
Alle Handwerke haben ihre beſonderen Götter: auch die Thiere haben ihre Tempel. 131
Zahme Thiere in Japan: ihre Beſchaffenheit. 132

Die

Die Japaner haben ehedem eine beſondere Hochachtung für die Hunde gehabt. 133
Die Katzen ſtehen noch in Anſehen: auch der Kranich. 134
Ratten und Mäuſe ſind ſehr gemein: die weiße Ameiſe, ein gefährliches Ungeziefer; wird der Bohrer genennet. 135
Der Flecken Oitz, ſein See, und hoher Berg: beſondere Producte dieſer Gegend: der beſte Taback: die Bambus-Röhre, welche die Holländer Rottang nennen. 137
Ein berühmtes Pulver wider alle Krankheiten. 138
Pilgriminnen, oder Bettel-Nonnen: ihr Bezeigen. 139
Beſchreibung eines Leichenbegängniſſes. 140
Die Toden werden in Japan nicht allezeit verbrennt. 143
Wenn ein vornehmer Herr ſtirbt, töden ſich viele ſeiner Unterthanen. 145
Der Japaner Meynung wegen der abgeſchiedenen Seelen. 146
Feſt, das dieſerwegen geſtiftet iſt. 147
Wie die Trauer in Japan eingerichtet iſt. 148
Herumziehende Comedianten in den Provinzen. 149

Sie

Digitized by Google

Sie erhalten kein ehrliches Begräbniß: Geſchichte des Schloſſes zu Oruano. 150
Der berühmte Fluß Oſingava: die Art, über ſolchen zu kommen. 151
Der Berg Fudſi, iſt einer der höchſten in der Welt. 152
Der See Fakone wird für das Fegefeuer der Kinder gehalten. 153
Seltenheiten einer kleinen Kapelle, die als Reliquien im Lande angeſehen werden. 154
Die Stadt Odovara, wo der wohlriechende Caſchou verfertiget wird. 155
Beſchreibung der Städte, Dörfer, und Flecken in Japan. 156
Wie die Schlöſſer der Adelichen gebauet ſind. 157
Ihre Gärten. 158
Häßlicher Anblick in der Vorſtadt von Jedo. 159
Koſtbare Brücke in Jedo. 160
Pracht von Jedo. 161

Der 71. Brief.

Fortſetzung von Japan.

Beſchreibung der Stadt Jedo: Anzahl ihrer Einwohner. 162

Palaſt

Palaſt des Kaiſers. 163
Deſſen innere Beſchreibung. 164
Wo der Schatz, und das Archiv des Reiches verwahret werden: noch andere ſchöne Paläſte dieſer Stadt. 165
Audienz der Holländer bey dem Kaiſer. 166
Was dabey vorgegangen iſt. 167
Beſchreibung des Mittagmahles. 168
Ceremonien, welche die Holländer ſich ehedem bey dieſen Audienzen haben müſſen gefallen laſſen. 169
Allerhand Fragen, welche man ihnen gethan hat. 174
Die kaiſerlichen Geſchenke für die holländiſchen Geſandten: auch die Vornehmen bey Hofe ſchicken Geſchenke. 178
Die dabey gewöhnlichen Complimente. 179
In der Hauptſtadt haben die Fremden mehr Freyheit, als in dem übrigen Reiche. 180
Scharfe Polizey in allen Städten. 181
Wenn jemand auszieht, oder ein Haus kaufet. 182
Wenn jemand verreiſen will. 183
Wenn jemand eines Verbrechens wegen angeklaget

angeklaget wird; oder Streit entſteht; oder ein Menſch getödet wird. 184
Hochzeit-Gebräuche in Japan. 186
Wie die Trauung verrichtet wird. 187
Die Weiber bringen kein Heurathsgut mit: die Japaner heurathen ihre nächſten Verwandtinnen: Erbtheil der Kinder. 189
Gebrauch, die Kinder zu erſäufen: die Mägdgen werden zeitig verheurathet: Eheleute können ſich leicht ſcheiden. 190
Ehebruch wird am Leben geſtrafet: die Vielweiberey iſt verſtattet. 191
Die Japaniſchen Weiber leben ſehr eingezogen: mengen ſich in keine Angelegenheiten. 192
Ihre Vorzüge: Gewalt der Männer, wenn die Weiber ihnen untreu ſind: Beyſpiel davon. 193
Beyſpiele von der Weiber Keuſchheit, Beſcheidenheit, und Treue. 194
Der Japaner gute Erziehung ihrer Kinder. 195
Vortrefliches Beyſpiel kindlicher Liebe. 196
Von Jugend auf werden den Kindern Triebe zur Ehre beygebracht; ſelbige wird zuweilen zu weit getrieben: Beyſpiel davon. 199

Der

Der Kinder Unterricht: Erlernung der Künſte und Wiſſenſchaften. 200
Das weibliche Geſchlecht legt ſich auch auf die Wiſſenſchaften: die Japaner lieben die ſpeculativiſchen Wiſſenſchaften nicht: ihre Art zu rechnen, und die Zeit zu meſſen. 201
In Jedo werden alle Calender gemachet; in der Sternkunde ſind die Japaner unerfahrener, als die Chineſer, aber nicht ſo abergläubig. 202
Ihre Kenntniß in der Theologie: Urſache, warum das Chriſtenthum vertilget worden iſt. 204
Die Japaner haben große Hochachtung für ihre Religion. 205
Sie haben keine Kenntniß von der Anatomie: deſto mehr von der Botanick: ihre Heilungsmittel vermittelſt der Nadel, und dem Feuer. 206
Verſchiedene Arten der Blatter-Krankheit. 210
Die Portugieſiſche Krankheit: Japaniſche Aerzte: Rechts-Kenntniß. 211
Schreibart der kaiſerl. Befehle. 212

Der

Der 72. Brief.

Fortſetzung von Japan.

Japaniſche Landes-Erzeugungen: der Papierbaum. 213
Wie das Papier gemachet wird. 214
Der Lack- oder Firniß-Baum. 215
Tannen- und Cypreſſen-Bäume. 216
Der Fleiß der Japaner erſetzet die Dürftigkeit ihres Bodens: auch die wildeſten Erzeugungen nutzen ſie. 217
Sie backen Kuchen aus Mooſe: ihr Fleiß im Ackerbaue: ihre Getreide-Arten. 218
Ihre Hülſen-Früchte. 219
Die Obrigkeit belohnet den Fleiß der Ackers-Leute: alle Felder werden jährlich gemeſſen. 220
Ihre Verpachtungen: Maulbeerbäume: Eigenſchaft der Seide: Feigen- und Caſtanien-Bäume: Aepfel- und Birn-Bäume kennet man faſt gar nicht. 221
Nußbäume: Weinbau: Pomeranzen und Citronen: Kirſchbäume: Menge von Blumen: Japan hat wenig wilde Thiere. 222

Die

Die Einwohner ziehen wenig zahme Thiere auf: auch wenig Vögel: Schönheit ihrer Ennten. 223
Eine Art von Fliegen, von ganz beſonderer Schönheit: haben Gelegenheit zu einer hübſchen Fabel gegeben; Fiſche, und Muſcheln: auch Wallfiſche. 224
Wie ſelbige genutzet werden: der Todfeind des Wallfiſches: noch ein anderer ſehr giftiger Seefiſch. 225
Viele Gewitter, und Erdbeben, in Japan: Clima des Landes: die Waſſer-Monate: die Luft iſt vortrefflich. 226
Die Einwohner werden ſehr alt: zwey Meer-Strudel: Wolken, welche die Japaner Waſſer-Drachen nennen: ſehr häufige Erdbeben. 227
Aus den Bergen entſpringen heilſame Quellen: Metalle, und Minerale. 228
Das Land erzeugt vielen Schwefel: Gold, Silber, Kupfer: Ambra: letzterer mit Opium vermenget, iſt ein heilſames Mittel wider das Unvermögen. 229
Größe von Japan: Anzahl, und Eigenſchaft ſeiner Inſeln. 230
Abtheilung dieſes Reiches. 231

Das Land Yeſſo, und Kamtſchatka: im letztern wohnen die Kurilen, und die Koraken. 232
Schilderung der Bewohner von Yedſo. 233
Beſchreibung der Kurilen. 234
Ihre Kleidung: Weiber, und Kinder. 235
Die Kurilen ſind eiferſüchtig: wie der Ehebruch beſtrafet wird. 236
Der Kurilen Neigung, Beſchäfftigung, Handel, und Waffen. 237
Wie ſie mit den Gefangenen umgehen: ihre Religion. 238
Ihre Häuſer, Polizey: Schilderung der Koraken. 239
Ihre große Uneinigkeit: ſonderbares Getränke, aus Erd-Schwämmen gemachet: wie die Armen ſich deſſen bedienen. 240
Wie ſie die Fiſche zubereiten: ihre Hütten: ob Kamtſchatka mit America zuſammen hängt. 241
Unterſchied des Standes bey den Japanern: ihr Adel: deſſen Eintheilung. 242
Die Geiſtlichkeit: Kauf- Handwerks- und Ackerleute: die Soldaten: in Japan giebt es reiche Handelsleute. 243

Die

Digitized by Google

Die Japaner ändern ihren Namen verſchiedenemale: Wiſſenſchaften in Japan. 244
Sie haben Academien, und Schulen; ihre Muſik. 245
Wie weit ſie es in der Malerey, und in den mechaniſchen Künſten gebracht haben. 246
Ihr Porcelain: das alte wird höher gehalten, als das Chineſiſche. 247
Koſtbarkeit der Maatſubos, einer Art von Porcelaine. 248
Japaniſche Buchſtaben, Sprache, und Schreibart. 249
Ihre Schiffskunſt, Seeweſen, und Handlung. 250
Welche Waaren contreband ſind: die Fremden, welche, auſſer den Holländern, nach Japan handeln dürfen. 252
Der Chineſer Handel iſt ſehr eingeſchränkt. 253
Worinnen ihr Handel beſteht. 254
Eine Art Silber-Münze, Japaniſche Stangen genennet: Beſchaffenheit des übrigen Geldes: die Japaniſche Kleidung. 255
Wie das Frauenzimmer gekleidet iſt. 257
Character der Japaniſchen Nation. 258

Das Land iſt ſehr volkreich; wohl angebauet: die zwey vornehmſten Städte: die Japaner ſind kriegeriſch. 259
Schwierigkeit dieſes Land anzufallen. 260
Die Kinder werden von Jugend auf kriegeriſch gewöhnet: der Japaner vortreffliches Gewehr: ſie leben ſehr mäßig. 261
Sie werden zu öffentlichen Arbeiten angehalten: eines ihrer merkwürdigſten Geſetze verbietet den Umgang mit fremden Völkern. 262

Der 73. Brief.

Korea.

Reiſe eines Chineſiſchen Geſandten nach Korea, 264
Wie dieſe Geſandten daſelbſt empfangen werden. 265
Erſte Beherrſcher von Korea: die folgenden Bezwinger dieſes Reiches: die Koreer huldigen itzt dem Chineſiſchen Kaiſer. 267
Dieſer ertheilet dem Könige, und der Königinn ihre Titel: Beweis davon in einem Schreiben an den Kaiſer. 268

Unerach-

Unerachtet ihrer Unterthänigkeit haben ſie die höchſte Gewalt in ihrem Lande. 270
Der königl. geheime Rath: Statthalter, und Magiſtratsperſonen. 271
Die königl. Einkünfte: der Staatsbedienten Beſoldung; das peinliche Recht iſt ſehr ſtreng. 272
Strafe des Ehebruchs. 273
Strafe des Todſchlages. 274
Strafe des Diebſtahles; der Schuldner: die Baſtonnade. 275
Militar-Verfaßung, 277
Militariſche Mönche. 278
Pracht des Fürſten, wenn er öffentlich erſcheinet: Einhändigung der Bittſchriften. 279
Korea iſt eine Halbinſel: ihr Seeweſen. 280
Religion: viele Tempel: ſie ſtehen außerhalb den Städten. 281
Glaubenslehren: Mönche: Klöſter. 282
Mönche, die am Hofe leben: ſie werden Königs-Mönche genennet. 283
Nonnen-Klöſter: ihr Unterſchied: luſtige Lage der Klöſter. 284
Lüderliche Geſellſchaft in den Klöſtern: der Koreer Geſtalt, und Character. 285

Sie ſind nicht kriegeriſch, ſondern furchtſam. 286
Armſeliges Anſehen ihrer Häuſer. 287
Der Adelichen Wohnungen: die Koreer haben keine Wirthshäuſer. 288
Verbotene Ehen: wie viel ein Mann Weiber haben kann: die Weiber werden wenig geachtet. 289
Erbſchafts-Theilungen: wie lange die Trauer währet. 290
Wenn die Toden begraben werden. 291
Ceremonien bey der Beerdigung. 292
Der Koreer Hochachtung für die Wiſſenſchaften: wie die Kinder unterrichtet werden. 293
Ihre Erziehung iſt nicht ſtreng: öffentliche Gebäude zum Unterrichte der Jugend: die Koreer lieben die Moral: ihre Sprache: haben Bibliotheken. 294
Sind äußerſt unwiſſend: ihr Calender: Größe von Korea: wie viel Städte, und Flüſſe. 295
Clima: Landes-Producte, worunter die Ginſen-Wurzel einträglich iſt. 296
Bergwerke: Pelzwerk: Vieh, Vögel, Crocodille: Handel mit den Japanern, und Chineſern: ihr Geld. 297

Der

Der 74. Brief.

Die Orientaliſche Tatarey.

Die Mantcheoux-Tatarn. 298
Verſchiedene Meynungen ihres Urſprunges: die Mongol-Tatarn: beyde Völker machen die große Tatarey aus: deren Größe. 299
Ihre ehemalige Beſchaffenheit unter dem Genghis-Khan: ihre itzige: Eintheilung der Mantcheoux-Tatarn, oder der Orientaliſchen Tatarey: Mugden iſt die Hauptſtadt: die daſigen Gerichtshöfe. 300
Zwey prächtige Grabmale der erſten Regenten: der Statthalter giebt ein Gaſtgebot. 301
Die Gegend um die Stadt Mugden: die übrigen Städe ſind ſchlecht: auch wenige Landhäuſer. 302
Fabriken in Mugden von Baumwollenem Papiere: Fabel eines außerordentlichen Vogels. 303
Vergleichung dieſes Vogels mit dem Phönix der Alten. 304
Der Statthalter veranſtaltet eine Jagd, nach Tatariſcher Art. 305

Die Statthalterſchaft von Kirin-Ula: die Stadt Ninguta: in dieſer Gegend findt man die koſtbare Wurzel, Gin-Seng. 306
Der Fluß Uſuri: deſſen angebauete Gegenden: daſiger Gebrauch der Hunde. 307
Die Fiſcherey verſchafft dieſen Völkern Unterhalt, und Kleidung: der Fluß Songari: der weiße Berg. 308
Statthalterſchaft von Tſi-Tſi-Kar. 309
Fluß, und Stadt Saghalia: hier werden ſchöne Zobel verkaufet. 310
Auch viele Perlen: die Art ſie zu fiſchen: die Stadt Mer-Ghen. 311
Die Solons-Tatarn: ihre Art zu jagen. 312
Wie die Zobel gefangen werden: die Tunguts-Tatarn. 313
Ihre Art zu leben, und Gebräuche. 314
Ihre Kleidung. 315
Ihre Furcht vor den Blattern. 316
Ihre Lebensart auf der Jagd. 317
Der Mantcheoux-Tatarn Religion. 318
Ihre Zauberey: die dabey gewöhnlichen Ceremonien. 319
Beyſpiel von ihrem Bezeigen. 320
Zu dieſer Völker Religion gehören auch gewiſſe Opfer. 322

Ihre Sprache: ſie haben ein Wörterbuch: Reichthum ihrer Sprache. 323
Sie ſchreiben auf viererley Art. 325
Die Mantcheoux ſind für ihre Sprache ſehr eingenommen: Beyſpiel davon. 326
Vergleichung mit der Chineſiſchen und mit den Europäiſchen Sprachen. 328
Clima des Landes. 329
Eine beſondere Art Ziegen in dieſem Lande. 330
Eine beſondere Art Mauleſel: Pferde und Trampelthiere. 331
Elendthiere: der Chulon: Tiger, und Leoparden. 332
Wie die Hirſch-Jagd angeſtellet wird: ſchwarze Füchſe; ihr Pelz iſt das koſtbareſte Rauchwerk: weiſe Haſen; ihre große Menge. 333
Sie werden nicht gegeſſen: wichtiger Handel damit. 334

Der 75. Brief.

Die Occidentaliſche Tatarey.

Die Mongoliſchen Tatarn ſind Vaſallen von China; haben aber eigene Fürſten. 334

Das berühmte Reich des Genghis-Khan iſt von ihnen entſtanden. 335
Größe, und verſchiedene Völker ihres Landes: ihre Sprache und Lebensart: ihre Horden, und Khan: ihre Wohnung. 336
Ihr Getränke: ſie ſind ſehr unreinlich: ſie werden die ſtinkenden Tatarn genennet. 337
Ihre Geſtalt, Gemüthsart, und Kleidung. 338
Ihr Gewehr: Vieh-Heerden: Vielweiberey: wie ſie ihre Toden begraben: ihr Handel. 339
Ihre Religion: die Lamas, ihre Prieſter: dieſer ihre Lebensart. 340
Die Mongols werden in Fahnen eingetheilet: ihr höchſtes Tribunal iſt in Peking: der Kaiſer von China iſt ihr Groß-Khan. 341
Unter allen Mongoliſchen Tatarn ſind die Kalkas die berühmteſten: ihr oberſter Prieſter heißt Khoutouktou. 342
Beſchreibung dieſes außerordentlichen Mannes. 343
Die Eluths, oder Kalmucken: ihr Land: es hat große Wüſteneyen, aber vortreffliche Weyde: zünden das Gras im Frühjahre an. 345

Es

Es fehlet dieſem Lande an Waſſer. 346
Die Eluths treiben keinen Ackerbau: jede Horde hat einen gewiſſen Landes-Bezirk inne: Beſchreibung des Vielfraſes. 347
Der Eluths Lebensart: ihre Verheurathung. 348
Ehrfurcht für ihre Väter. 349
Auf gewiſſen Bergen findt man Menſchen-Gerippe: Muthmaſung davon. 350
Die Nation der Eluths theilet ſich in verſchiedene Zweige: ihr Fürſt heißt der große Khan der Tatarn: der Groß-Lama: das Land von Karazm, und Usbek. 352
Jeder Zweig hat ſeine Stämme, und Oberhäupter: wie der Nachfolger des Khan erwählet wird. 353
Die Kahns wohnen unter Zelten: ihr Lager: ihr Hofſtaat: ihre Einkünfte. 354
Kriegs-Verfaſſung: der Eluths Waffen. 355
Ihre Art Krieg zu führen: ihre Schlachten. 356
Des großen Khans Länder. 357
Seine Truppen: wie er Geſandte empfängt. 358
Krieg der Chineſer mit dem Tatar-Khan. 359

Urſprung

Urſprung des Namens Kalmucken. 360
Ihre Kleidung: der Weibsperſonen Kleidung. 361
Ihre Hütten ſtehen auf Wagen. 362
Wie ihr Hausgeräthe fortgebracht wird: wie ſie in ihren Hütten eingerichtet ſind. 363
Wie ſie Fleiſch eſſen. 364
Ihr Getränke: wie ſie Butter machen. 365
Wenn ſie ſich luſtig machen wollen. 366
Wie ſie zum Trinken nöthigen. 367
Ihre Verheurathung: bey der Geburt der Kinder werden die Wahrſager geholet. 368
Wenn ſie krank werden: wenn der Kranke ſtirbt: Beſchaffenheit ihrer Geſetze. 369
Wie die Verbrechen geſtrafet werden: der Kalmucken Götzen. 370
Einige beſondere Umſtände des Landes Tibet: die Weiber heurathen mehr als einen Mann. 371
Wie die Einwohner dieſes Landes mit ihren Kranken, und Verſtorbenen umgehen. 372

Der

Der 76. Brief.

Fortſetzung von der Occidentaliſchen Tatarey.

Die Länder Karazm, Usbek, die große und kleine Bucharey: Urgenz, die Hauptſtadt von Karazm. 372
Beſchreibung dieſer Stadt. 373
Uebrige Städte von Karazm: die Turcomannen. 374
Das Land, und die Stadt Turkeſtan: der See Aral, oder der Adler-See. 375
Der Fluß Sir: ſein vermeyntlicher Gold-Sand: Einwohner von Turkeſtan. 376
Ihre Weiber. 377
Ihre Religion: die Usbeks: ihre Lebensart. 378
Ihre Art, die wilden Pferde zu jagen. 379
Ihre Nahrung: ſie lieben den Müßiggang: ihr Regente heißt Khan: ſeine Reſidenz. 380
Ehemalige Beherrſcher von Karazm: die große Bucharey: die Stadt Bokhara: ein kleiner Fluß, der daſelbſt vorbey fließt. 381

Sein

Sein ungeſundes Waſſer erzeugt Würmer in den Beinen: das Land ſteht unter einem Khan, der wenig Gewalt hat. 382
Der Handel dieſes Landes: die berühmte Stadt Samarcanda. 383
Sie hat eine Academie der Wiſſenſchaften: berühmte Melonen dieſer Gegend: in dieſer Stadt wird das beſte ſeidene Papier gemachet. 384
Die Stadt Balk: ſie iſt der Mittelpunct der Handlung des Landes. 385
Die drey Nationen in der großen Bucharey: Beſchreibung der Bucharen: ihre Kleidung. 386
Ihre Religion: ihr Unterhalt: ſie bezahlen Tribut. 387
Die Mongols: die Usbeks: ihre Kleidung, und Lebensart. 388
Ihre Sprache, Waffen, und Weiber: ihre Kriege: ihre Pferde. 389
Ihre Wohnung: die kleine Bucharey: Yarkien iſt die Hauptſtadt. 390
Die Einwohner dieſes Landes: ihre Kleidung. 391
Der daſigen Weiber Kleidung: die Häuſer. 392

Der

Der Bucharen Zurichtung ihrer Speiſen: ihr Küchengeräthe: ihre Speiſen. 393
Ihr Getränke: wie ſie ſich verheurathen: Hochzeit-Ceremonien. 394
Sie beſchneiden ihre Kinder: Trauungs-Ceremonien. 395
Wenn eine Frau ins Kindbette kommt: die Vielweiberey iſt verboten: Misbrauch davon: Ceremonien bey den Kranken: wenn der Kranke ſtirbt. 396
Der Bucharen Geld: ihre Religion: ſie haben einige Kenntniß von Chriſto: falſche Begriffe von ſeiner Menſchwerdung. 397
Was ſie für Begriffe von Gott haben: ihre Faſten. 399
Ihre Magiſtratsperſonen: Beſchreibung des Caſpiſchen Meeres: deſſen merkwürdige Eigenſchaft. 400
Verſchiedene Meynungen dieſerwegen. 401
Wie die Perſer ihre Brunnen machen. 403
Figur des Caſpiſchen Meeres: ſein Waſſer, und Fiſche: in daſiger Gegend giebt es viele wilde Gänſe: wie ſie gefangen werden. 405

Ein

Ein berühmtes Volk iſt ehedem aus dieſer Gegend gekommen. 406
Der Hunnen erſter Fürſt: Geſchichte ſeines Sohnes Me-Te. 407
Geſchichte einer Chineſiſchen Prinzeßinn. 411
Der Occidentaliſchen Tatarn vornehmſte Anführer, Valamir, Aſpar, und Attila: Character, und Tugenden des Attila. 412
Verfall der Hunnen: ihre Geſtalt und Lebensart. 413
Der Name der Hunnen geht gänzlich verloren, und der von den Türken nimt ſeinen Platz: dieſer ihr Anführer heißt Khan. 414
Wie ſich die Türken ausgebreitet haben: Genghis-Khan, und ſeine Nachkommen. 415
Tamerlan, und ſeine Nachfolger. 416

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Digitized by Google